machte. Die Geſchicklichkeit des Kanzlers Du Prat, einer Kreatur Luiſens, drehete den Prozeß ſo künſtlich, daß am Ende deſſelben dem Konnetabel faſt alle ſeine Güter abgeſprochen wurden.

Bourbon war nun ſo gut als vernichtet. Rache war ſein einziger Gedanke. Die Gelegenheit ſuchte ihn ſelbſt. Sein Prozeß hatte faſt in ganz Europa Aufſehen gemacht, und beſonders Karls V. Aufmerkſamkeit erregt. Dieſer ließ ſogleich durch heimliche Abgeſandte an ihm forſchen, ob er ſich ſeines Beiſtandes bedienen könne. Man kann denken, wie ſchnell Bourbons rachedürſtendes Gemüth den Wünſchen des Kaiſers entgegen kam. Er verſprach dem deutſchen Heere, das in Burgund einfallen ſollte, 6000 Mann zuzuführen, und damit den König im Herzen ſeines Landes anzugreifen, während Heinrich VIII. von oben, und Karl von unten über die Pyrenäen zu gleicher Zeit in Frankreich einbrechen wollten. Alles dies aber ſollte erſt im folgenden Jahre geſchehen, und zwar, wenn Franz — was er ſich vorgenommen hatte — perſönlich mit ſeiner Hauptmacht nach Italien würde gezogen ſeyn.

Der König hatte nämlich feſt beſchloſſen, Mailand wieder zu erobern, es koſte was es wolle. Und wahrlich, es koſtete viel. Domainen mußten veräußert, neue Taxen aufgelegt, neue Aemter zum Verkaufen errichtet, ja ſogar das königliche Silbergeſchirr mußte in die Münze geſchickt werden, um die Ausgaben dieſes Krieges zu beſtreiten. Endlich, da alles bereit iſt, geht der König ſelbſt nach Lyon, um ſich mit der Armee zu vereinigen. Aber hier auf einmal entdeckt er geheime Spuren der Bour-

vom Kaiſer eingeſetzte Herzog Franz Sforza kinderlos. Anſtatt nun raſch das Land zu beſetzen, fing er jetzt weitläuftige Unterhandlungen mit Karln an, der ihn ſo lange mit Hofnungen hinhielt, bis ſein Feldherr Leyva ein gutes Heer zuſammengebracht hatte, mit dem er in aller Geſchwindigkeit ganz Mailand für ſich wegnehmen ließ, ſo daß Franz recht eigentlich das Zuſehen hatte. Hierauf folgte 1536 die übermüthige Rede des Kaiſers in Rom, von der ich im vorigen Theile dieſes Buches erzählt habe, und deſſen Einfall in die Provence, die ihm den beſten Theil ſeines Heeres, und einen großen General (Leyva) koſtete.

Aber gleichſam als ob Franz ſeinem Gegner auch keine Thorheit ſchuldig bleiben wollte, erwiederte er ihm die zu Rom gehaltene Rede das Jahr darauf mit einer ähnlichen Rodomontade, die nicht minder armſelig heraus kam. In einer öffentlichen Sitzung des Parlaments, bey welcher er ſelbſt zugegen war, mußte ein königlicher Anwald mit einer Anklage gegen „Karl von Oeſterreich“ auftreten, als welcher durch ſeine Beſitznahme von Mailand und ſeinen Einfall in Frankreich den Frieden von Cambray gebrochen habe, und dadurch folglich aller Vortheile dieſes Friedens, namentlich der Unabhängigkeit in Flandern und Artois verluſtig geworden ſey. Da er nun alſo wieder ein Vaſall der Krone Frankreich geworden, ſo ſey er als ſolcher vorzuladen, entweder in Perſon oder durch Bevollmächtigte in Paris zu erſcheinen, und ſich wegen der Rebellion zu verantworten, mit welcher er die Waffen gegen den König, ſeinen rechtmäßigen Lehns-

gierungskunſt und durch ihre Treue und alte Weisheit dem jungen König hätten nützlich werden können. Statt ihrer wurden die vorgedachten Guiſen und Monmorenci an das Ruder des Staats gezogen.

Die Familie der Guiſen beſtand vorzüglich aus zwei Mitgliedern, die hier in Betracht kommen, dem Herzog Franz von Guiſe und ſeinem Bruder Karl, den der Papſt zum Kardinal von Lothringen gemacht hatte. Beide beſaßen die Talente zum Herrſchen, aber der ältere als Feldherr, der jüngere mehr als Politiker. Jener verband mit einem impoſanten Aeußern alle die Eigenſchaften, die den Helden bilden und die Herzen erobern, dieſer die Schlauheit, die ein Kabinet furchtbar machen kann. Beide wußten ſich der Königinn und der alles geltenden Maitreſſe ſo nothwendig zu machen, daß ſie von Stunde an die nächſten am Throne waren. Während der Kardinal im Kabinette wirkte, ſammelte ſich der Herzog im Kriege gegen den alten Kaiſer (S. Th. VI.) Heldenlorbern, und man muß es ſagen, daß ihm Frankreich während dieſer Regierung alles verdankte, was es im Kriege an ſich gebracht hat. Unter dieſem war die Stadt Calais, die er endlich noch (1558) den Engländern abnahm, welche ſie 210 Jahre beſeſſen hatten, nicht das unwichtigſte Stück. Wo er hingegen nicht Anführer war, wurden auch die Franzoſen regelmäßig geſchlagen, beſonders in den beiden berühmten Schlachten gegen Philipps II. Truppen bei St. Quintin in der Picardie (1557) und bei Gravelingen, wo der tapfere Graf von

Egmont die vereinigten Spanier und Niederländer anführte.

Die Kriege nämlich, welche Heinrich II. zu führen hatte, waren noch Erbſtücke aus dem Nachlaſſe ſeines unruhigen Vaters. Seine Feinde waren daher die Könige von England und Spanien, und der Schauplatz bald Italien, bald das ſüdliche und nördliche Frankreich, bald die Niederlande. Ein Friede zu Chateau Cambreſis 1559, in welchem der König gleichſam mit einem blauen Auge davon kam, endigte dieſe Kriege, die viel unnützes Menſchenblut, und viel Geld, das gleichfalls beſſer hätte verwendet werden können, gekoſtet hatten. Bei der unüberlegten Verſchwendung des Königs war der Mangel an dem letztern einmal (1551) ſo groß geweſen, daß der Hof, um die Zurüſtungen zum Feldzuge gegen Karl V. beſtreiten zu können, all ſein Silbergeſchirr in die Münze ſchicken mußte, und die Bürger der „guten Stadt Paris" ermahnte, daſſelbe zu thun.

Während Heinrich II. den Proteſtanten in Deutſchland Hülfe ſandte; verfolgte er, wie ſein Vater, die franzöſiſchen mit der größten Grauſamkeit. Bei jedem Parlamente wurden eigene Kammern für die Beſtrafung der Ketzer angelegt, die von dem Strafmittel, deſſen ſie ſich bedienten, Feuerkammern hießen. Eine Menge von Spionen dienten dazu, die Schlachtopfer aus allen Winkeln herbeizuziehen.

Unter den Urhebern dieſer Verfolgungen war aber die geliebte Diana von Poitiers, die den Ketzern beſonders abhold war, nicht die Letzte. Im Jahre 1549 wurde zu Paris ein Schauſpiel der Art

gegeben, das eines Nero würdig war. Nach einer prächtigen Proceſſion in die Kathedrale begab ſich der Hof auf einen Balkon am Greveplatze, und ſah hier unter verſchiedenen Gerüſten Feuer angezündet, über welchen man überführte Ketzer, an Ketten, die in Rollen liefen, bald hinabließ, bald heraufzog, bald wieder hinunterließ, um ihre Qualen zu verlängern. Das Entſetzliche dieſes Anblicks erſchütterte den König ſelbſt, deſſen Ueberzeugung nach freilich die barbariſchſte Ausrottung aller Ketzer eine ganz gerechte Maaßregel war, und deren Glaube ihm als das allerabſcheulichſte Verbrechen erſchien.

Die Guiſen, die einen tapfern Oberſten, Herrn von Andelot, der ihnen im Wege ſtand, gern wegſchaffen wollten, redeten dem Könige unaufhörlich vor, daß derſelbe auch einer von den Calviniſten ſey, und durch ſein Beiſpiel noch viele im Heere verführen werde. Heinrich, von Natur leutſelig, und gegen dieſen Andelot ganz beſonders wohlwollend geſinnt, wünſchte, daß er ſich deshalb möchte rechtfertigen können, und ließ ihn ſogar durch ſeinen Bruder ermahnen, wenn er an den Hof käme, des Königs Fragen ſo zu beantworten, daß man ihm nichts anhaben könne. Er erſchien, und ward zur Tafel gezogen. Der König machte ihm hier ein Compliment über ſeine Verdienſte, fügte aber hinzu, man verbreite von ihm allerlei böſe Gerüchte in Anſehung der Religion, er möchte daher einmal öffentlich ſagen, was er von der Meſſe halte. Andelot erwiederte mit edler Freimüthigkeit, er ſey von der Gnade des Königs durchdrungen, und wolle mit Freuden tauſendmal für ihn ſein Blut verſpritzen,

dienter Kriegsmann, der ſeit der neuen Herrſchaft gleichfalls ſehr kränkend zurückgeſetzt worden war.

Die ſogenannte bourboniſche Partei hielt fleißig Zuſammenkünfte, und berathſchlagte ſich, was zu thun ſey. Darin kamen alle überein, daß die Einmiſchung der Weiber in den Staatsrath ganz verfaſſungswidrig ſey, und daß der Platz, den die Guiſen ſo unrechtmäßig einnahmen, ihnen wieder entriſſen werden müſſe. Nur war man nicht einig, ob dies letztere mit Gewalt, oder mit Liſt geſchehen ſolle. Coligny, ein geſetzter Mann, rieth zur Mäßigung, und meinte, man müſſe die Königinn Mutter (Kath. v. M.) zu gewinnen ſuchen. In dieſer Abſicht ward nun wirklich Condé's älterer Bruder, der König Anton von Navarra, nach Fontainebleau abgeſchickt, wo der Hof ſich damals aufhielt. Er ward aber daſelbſt ſo kalt empfangen, daß er froh war, nur wieder unter einem erträglichen Vorwande wegkommen zu können. Nicht einmal eine Wohnung im Schloſſe ward ihm angeboten, er mußte bei einem benachbarten Edelmann abſteigen. Die Königinn Mutter und den zum Voraus gegen ihn eingenommenen König konnte er nicht anders als im Beiſeyn der Guiſen ſprechen, und die Königinn wußte ihm durch allerhand Verſprechungen und Verſicherungen Hofnungen zu machen, die ſie nicht erfüllen wollte.

Man kann denken, wie erbittert die Bourbons durch dieſe neue Beleidigung waren. Der Prinz von Condé war gleich nun für gewaltſame Maaßregeln, Coligny noch immer nicht. Aber er machte den Vorſchlag, ſich mit den Proteſtanten zu verbin-

den. Der Proteſtanten Anzahl hatte ſich ſeit Heinrich II. außerordentlich vermehrt, durch ihre Vermehrung und auch darin Schutz findend, weil viele unter den Vornehmern durch Beza, Calvins Schüler überzeugt, zu ihnen ſich bekannten.

Des Admirals Bruder Andelot, ein heftiger, unruhiger Kopf, den Hugenotten längſt ſchon zugethan, ſollte dazu gebraucht werden. Der Admiral ſelbſt nahm für jetzt noch keinen offenbaren Antheil an der Sache. Um ganz untheilnehmend zu ſcheinen, zog er ſich auf ſein Landgut zurück, um bei einem ſchlimmen, leicht vorauszuſehenden Ausgange ſeinen beſonnenen Kopf der Partei zu retten. Der Prinz von Condé aber näherte ſich Blois, um von der Sache nicht entfernt zu ſeyn.

Unter ſolchen Umſtänden konnte es wohl einer Anzahl entſchloſſener Männer nicht ſchwer fallen, ganze Heere von Menſchen zuſammen zu bringen, die ſich für die Freiheit ihrer Religion mit Freuden bewafneten. Es wurden Schriften ausgeſtreut, worin die Guiſen als die Urheber aller Religionsbedrückungen angeklagt, und alle Reformirten aufgefordert wurden, gegen dieſe unrechtmäßigen Handhaber der höchſten Gewalt in Maſſe aufzutreten, und alle für einen zu ſtehen. So wurde alles zu einem Bürgerkriege vorbereitet, nur wünſchten die Bourbons doch ihren Namen nicht ſo öffentlich zu dem Aufruhr herzugeben, und daher ſandten ſie geringere Parteihäupter aus, die in ihrem Namen ganz im Stillen in den Provinzen werben mußten.

Eins dieſer Parteihäupter, ein Hauptmann La Renaudie, ein ſehr entſchloſſener Mann, ward

hierauf an die Spitze einer Verſchwörung geſtellt, die nichts geringeres zur Abſicht hatte, als den ganzen Hof in Blois, ſeinem Sommeraufenthalte, zu überfallen, die Guiſen entweder zu tödten, oder in feſte Verwahrung zu nehmen, die Königinn Mutter ganz von den Regierungsgeſchäften zu entfernen, und dem König eine totale Veränderung des ganzen Staatsraths abzutrotzen. Die Anſtalten dazu waren trefflich gemacht, nur hatten ſie nicht ganz geheim bleiben können vor der ſchlauen Wachſamkeit der Königinn Mutter und des Herzogs von Guiſe, und eben, als la Renaudie von Nantes aus nach Blois ziehen wollte, hörte er, daß der Hof dieſen Ort ſchnell verlaſſen, und ſich nach Amboiſe begeben habe. Hier traf der Herzog von Guiſe ſchnell die nöthigen Maaßregeln zur Abwehrung eines Ueberfalls, hatte aber zugleich dabei die Gelegenheit benutzt, die längſt gewünſchte Macht zu erhalten. Abſichtlich dem verlegenen Könige die Verſchwörung vergrößernd, brachte er dieſen dahin, daß er ihn zu ſeinem Stellvertreter im ganzen Reich ernannte. Die Königinn, dieſes nicht wünſchend, gab es doch zu, anders keine Rettung ſehend gegen das Unternehmen der Verſchwornen.

Dieſe nicht ahndend, daß ſie entdeckt waren, rückten ihrem Plane gemäß vor. Dieſer hatte eigentlich darin beſtanden, daß ein Haufen ganz unbewaffnet zu dem König gehen, und um Religionsfreiheit bitten ſollte. Nach erhaltener abſchlägiger Antwort, wie ſie vorausſahen, ſollten ſie ſich zurückziehen und dann die Bewaffneten, welche aus allen Provinzen heranrückten, heimlich und verſteckt,

aus ihrem Hinterhalte hervorbrechen. Allein der ganze Plan war nun zerſtört. Nachdem der erſte unbewaffnete Haufe ſich zurückgezogen hatte, überfielen die königlichen Truppen die einzelnen Corps in ihrem Hinterhalt, und nahmen ſie gefangen. Der kühne Renaudie rückte mit dem Reſt bis nach Amboiſe, verlor aber das Treffen und ſein Leben (1560).

Der Hof wußte recht gut, welchen Antheil die bourboniſche Partei an dieſen Händeln, die äußerlich bloß auf Rechnung der Hugenotten *) kamen, gehabt hatte. Aber gleich jetzt Gewalt zu brauchen, ſchien nicht zweckmäßig, auch waren, den Prinz von Condé ausgenommen, alle übrigen Theilnehmer entfernt. Um alſo ſowohl dieſe in die Gewalt zu bekommen, als auch zur Förderung des Ganzen, ſchien verſtellte Freundlichkeit das ſicherſte Mittel, die Gegner zu täuſchen. Ja ſie wußten es ſo ſchicklich zu drehen, daß die Verſammlung der Großen nach Fontainebleau, welche ausgeſchrieben ward, mehr eine Frucht der Verlegenheit des Hofes um Rath, als ein von ihnen zu ihrem Vorhaben abſichtlich gewähltes Mittel ſchien. Mit Truppen waren ſowohl die Provinzen indeſſen, als die Perſon des

*) Dieſer Name war zuerſt in Tours aufgekommen. Hier hatte man ein Mährchen, der König Hugo ſpuke des Nachts umher, und da nun die am Tage ſcharf beobachteten Reformirten ihre Zuſammenkünfte des Nachts anſtellten, ſo nannte man ſie ſpottweiſe in Beziehung auf jene Sage Huguenots, Nachtgeſpenſter. Andere ſagen, dieſer Name rühre von den Orten ihrer erſten Verſammlungen zu Nantes her.

Königs beſchützt, um gewaltſame Verſuche unſchädlich oder unnöthig zu machen.

Die Furcht vor dieſer Uebermacht hielt den Prinzen von Condé ab, der Verſammlung beizuwohnen. Auch war der König von Navarra nicht zugegen, der Admiral Coligny aber war gegenwärtig, und hatte eine Bittſchrift der Hugenotten abgeleſen mit dem Zuſatz, daß 150,000 Menſchen bereit wären, dieſelbe zu unterſchreiben, um dadurch Furcht zu erregen. Aber er erregte bei dem Herzog von Guiſe weder Furcht noch mildere Geſinnungen für die Reformirten. Für die übrigen Staatsbedürfniſſe ſollte eine allgemeine Reichsverſammlung zu Orleans gehalten werden. Hier wollte man den Hauptſtreich gegen die Bourbons ausführen, nachdem man ſich durch Liſt mehrere Zeugniſſe gegen ſie verſchafft hatte. Nach der Beendigung der Verſammlung zu Fontainebleau war der Agent des Königs von Navarra mit ſeinen Inſtructionen in ihre Hände gefallen. Durch dieſe Briefe erfuhr man die Pläne, nach welchen man gegen die Guiſen zu verfahren gedachte, denen man ſogleich entgegen wirkte. Eben ſo misglückte ein Verſuch Condé's, ſich Lyons zu bemächtigen, das nicht weit ab von Genf, den Schweizern und den deutſchen Proteſtanten, nähere Ausſicht zur Unterſtützung, und im Fall des unglücklichen Ausgangs dem Prinzen Condé einen leichten Weg zur Flucht darbot. Durch die Gegenbemühungen der Katholiken ward die Ueberrumpelung der Stadt verhindert.

Nach ſolchen Zeugniſſen wollten die Bourbons nun nicht erſcheinen.

Der Hof, deſſen Abſichten durch ein ſolches

Ausbleiben würden vereitelt worden ſeyn, wendete alles an, die Prinzen dahin zu bringen, zu kommen. Die Verſicherung, daß auf einer Verſammlung der Stände, die nächſten Prinzen des königlichen Hauſes nicht fehlen dürften und könnten, ohne Vergebung ihrer größten Rechte, fand durch die Ausſage des gutmüthigen Kardinals von Bourbon, der nach Bearn kam, und leichtgläubig wie er war, von den wohlwollenden Geſinnungen des Königs und der Königinn gegen ſie erzählte, zuerſt bei dem Könige von Navarra, der bei einem offenbar erklärten Kriege, wie dies die Folge ihres Ausbleibens würde geweſen ſeyn, den Verluſt ſeines Königreichs fürchtete, den meiſten Eingang, ſo, daß durch ſo viele Vorſtellungen überredet, endlich auch der Prinz von Condé, der am hartnäckigſten ſich weigerte, ſich entſchloß, nach Orleans zu gehen, alles noch immer vorhandene Mißtrauen durch die Vorausſetzung beſchwichtigend, daß man im äußerſten Fall das königliche Blut ſchonen würde. Sie begaben ſich alſo, ſo wie auch Coligny, der bei ſeinen Unternehmungen ſo zu Werke gegangen war, daß man ihm nichts anhaben konnte, nach Orleans. Sie wurden nicht wenig überraſcht, da ſie alles in kriegeriſchem Anſehn fanden. Noch mehr aber, als gleich bei der erſten Zuſammenkunſt mit dem Könige, der Prinz von Condé gefangen genommen ward. Der König von Navarra wurde nur ſorgfältig bewacht. Die Königinn Katharina wendete alle Kunſt der Verſtellung an, um ganz ſchuldlos zu erſcheinen, damit ſie den Haß, den ein ſolches Verfahren, welches ſie nicht ungern ſah, erzeugte, auf die Guiſen ſchieben möchte.

Der Proceß ward indeſſen eingeleitet, unter beſtändigem Widerſpruch des Prinzen von Condé gegen ein ſolches Verfahren, und dieſem Prinzen, als einem Majeſtätsverbrecher, der Tod zuerkannt. Die Guiſen, die dieſe Entſcheidung herbeigeführt hatten, und verſichert, daß man mit dieſem einen Schlage das Haupt der Ketzer und der Rebellen abſchlagen könne, wollten nur noch gern den König von Navarra, dem man aber doch nichts ſo ſtrafwürdiges Schuld geben konnte, und den Admiral in daſſelbe Schickſal verwickeln, als der plötzliche Tod des Königs der ganzen Lage der Dinge eine andere Wendung gab.

Franz II. hinterließ keine männliche Erben bei ſeinem, im 18 Jahre ſeines Lebens erfolgten Tode (1560), und ſein Bruder Karl war ein zehnjähriger Knabe. An eine Beendigung jener Spannungen war alſo nicht zu denken, ſondern vielmehr füllen ſie die ganze Zeit aus, wo er den Namen eines Königs geführt hat.

33.

Karl IX.

(1560 — 1574.)

Die Guiſen hatten zwar bei der Königin darauf gedrungen, daß man in der Verwirrung, die des vorigen Königs Krankheit und noch ſchnellerer Tod hervorbrachte, den Prinzen Condé hinrichten laſſen möchte, aber Katharina bedachte, daß es doch rathſamer ſeyn würde, zur Hemmung der gar zu großen

Macht, der ſie am Ende ſelbſt unterliegen würde, die bourboniſche Partei als Gegengewicht zu gebrauchen, und ſo in der Mitte zwiſchen zwei gegen einander kämpfenden Parteien die ganze Macht in ſich zu vereinigen. Nur war es eine ſchwere Aufgabe, die bourbonſche ſo erbitterte Partei zu gewinnen, ohne den Guiſen verdächtig zu werden, deren Freundſchaft ſie doch nicht aufgeben durfte. Sie wußte alſo durch einen Vertrauten und Freund der Guiſen, durch geſchickte Wendung als eigne Anſicht deſſelben hervorzulocken, daß eine Ausſöhnung zwiſchen beiden Parteien das Beſte ſey. Der Vorſchlag ward, nachdem der Kardinal von Lothringen ſich am meiſten dagegen geſträubt hatte, angenommen. Katharina übernahms, dieſe Verſöhnung zu verwirklichen. Navarra ließ ſich dazu führen, und da er noch zwei Dinge verlangte, nämlich die Vertreibung der Guiſen, und die Geſtattung der Religionsfreiheit an die Hugenotten, ſo brachte es Katharina dahin, daß er ſich mit der Verſicherung begnügte, ſie wolle heimlich und nach und nach beides erfüllen, um auf dieſe Weiſe es gar nicht zu leiſten, indem es auch ihre Zwecke würde zerſtört haben.

Da unter den Bedingungen der Ausſöhnung mit dem Könige von Navarra auch die Losſprechung des Prinzen von Condé war, ſo geſchah dieſe durch eine feierliche Annulirung des Prozeſſes von Seiten des Parlaments. Der König von Navarra ward zum Gouverneur der Provinzen ernannt, der Kardinal von Lothringen behielt die Aufſicht über die Finanzen, den Namen der Regentin führte Katharina,

die zugleich den Konnetable von Montmorenci, der auf den Wunſch des Königs von Navarra an den Hof zurückgeholt ward, durch ihre ſchlauen Künſte, die ſie gegen ſeine ſchwachen Seiten richtete, ganz für ſich gewann, indem er als neutral zwiſchen beiden ſtehend, dem jungen Könige zu dienen verſprach.

Wer konnte wohl von einer ſolchen Vereinigung Ruhe erwarten? Die Guiſen fanden ſich beeinträchtigt, der Prinz von Condé ſuchte Rache, das reichste ſchon hin, neue Zerrüttungen hervorzubringen. Beide Parteien bemüheten ſich um den Konnetable Montmorenci. Die bourboniſche rechnete auf die Verwandtſchaft, die andere auf ſeinen gut katholiſch geſinnten Glauben.

Die Königinn befand ſich in keiner geringen Verlegenheit, da der König von Navarra immer mehr auf die Erfüllung der beiden geheimen oben genannten Artikel drang. Weil auch der Kanzler l'Hopital und andere angeſehene Männer für die Hugenotten ſprachen, ſo erließ die Königinn ein Edikt, in welchem den Hugenotten zwar keine Religionsfreiheit zugeſtanden, aber doch die Verfolgungen eingeſtellt wurden. Der Guiſen Macht aber immer noch zu vermindern, ſchien der Klugheit doch gar nicht angemeſſen, wenn gleich die Guiſen ſchon anfingen, gegen ſie ſelbſt mißtrauiſch zu werden. Doch ſie verſteckten ihre Leidenſchaften hinter ihren Glauben, den Schein annehmend, daß ſie für ihn blos kämpften. Mit dieſem Mittel lockten ſie auch endlich den Konnetable von Montmorenci auf ihre Seite, der ſich förmlich mit ihnen verband.

Die Königinn, durch dieſe Verbindung geſchreckt, glaubte ſich durch Geſtattung größerer Freiheiten an die Hugenotten, den König von Navarra enger verbinden zu müſſen. Aber ſo groß war das Gewicht, welches der Katholicismus dieſer Partei gab, daß weder die Königinn noch der König von Navarra ſich entgegen zu ſetzen wagten, als durch Betreibung der Guiſen in einer Parlamentsverſammlung, der der Staatsrath beiwohnte, ſtrengere Geſetze gegen die Hugenotten gegeben, und ein Verbot gegen die Ausübung ihres Gottesdienſtes erlaſſen wurde. Alle Prieſter ſollten das Land verlaſſen. Ein Religionsgeſpräch zu Poiſſy im Sept. 1561 ward zwar beliebt, aber ohne Erfolg. Der Hof wohnte Anfangs dieſen Geſprächen bei, doch zog er ſich allmählig zurück, weil man es für gefährlich hielt, daß der junge König ſolchen Diſputationen beiwohnte, welches doch vielleicht viel Unglück verhütet hätte, denn dieſer Karl, der ſo ſtreng im katholiſchen Glauben auferzogen wurde, war ein ſehr offener, lebhafter Kopf, der ſich gern unterrichtete, und einen feurigen Ehrgeiz beſaß, recht ausgezeichnet und nach ſeiner beſten Einſicht zu handeln. Doch wurde abermals im Januar, den Hugenotten freie Religionsübung, vor den Städten, ohne Waffen, erlaubt, womit die Guiſen und ihre Partei nicht zufrieden waren.

Dieſe ſahen, daß wenn ihre Sache glücken ſollte, die Verbindung zwiſchen der Regentin und dem Könige von Navarra aufgehoben werden müſſe. Sie verſuchtens zuerſt bei dem Könige von Navarra, mit dem es ihnen auch gelang. Theils hatte das

Religionsgeſpräch zu Poiſſy, wo er mit dem Betragen der Hugenotten nicht zufrieden geweſen war, ihn in Abſicht des Intereſſe für dieſe Religionspartei kälter gemacht, theils reizte man ihn mit den Ausſichten auf den königlichen Thron, die nicht fern wären, und wozu er, wenn er ſich auf die Seite der Katholiken ſchlüge, überdem an dem Könige von Spanien und dem Papſt Unterſtützung finden würde. So entſtand alſo nun zwiſchen dem Konnetabel, dem Herzog von Guiſe und dem König von Navarra eine Verbindung, welche man das Triumvirat nannte.

Die Königinn war über eine ſolche Verbindung nicht wenig erſchrocken, und ſie ſah für ſich und ihre Kinder keine andere Rettung, als ſich mit dem Prinzen von Condé und dem Admiral eng zu verbinden, und unter den jetzigen Umſtänden ſich der Hugenotten zu bedienen, zu denen jetzt eine Menge der Vornehmſten unter dem Adel gehörten. Katharina ſuchte daher überall den Schein zu verbreiten, als ſey ſie endlich auch von der Wahrheit ihrer Meinungen überzeugt.

Es war den Guiſen daran gelegen, die Spannungen zwiſchen Katholiken und Reformirten zu erhöhen, und je eher je lieber den tödlichen Haß, der beide befeuerte, zum Ausbruch kommen zu laſſen, ehe ſich die Hitze gar abkühlte. Dazu gab eine Reiſe Veranlaſſung, welche der Herzog Franz von Guiſe nach Paris machen wollte, um daſelbſt mit dem Könige von Navarra gemeinſchaftlich zur Vertreibung des Prinzen von Condé aus Paris, zu wirken. Bei einer Gelegenheit auf dieſer Reiſe kam er mit einem

zahlreichen Gefolge durch Vaſſi, eine kleine Stadt in Champagne, wo eben die Hugenotten in einer Scheune ihren Gottesdienſt hielten. Bei dieſer Gelegenheit fingen einige von ſeinen Leuten, die ſich der Verſammlung genähert hatten, mit den Hugenotten Händel an, es kam vom Schimpfen zum Schlagen, dem Herzog ſelber flog ein Stein ins Geſicht, und das war für ſeine Leute ein Signal, alles niederzuhauen, was ſich ihnen widerſetzte. Gegen ſechzig Menſchen wurden getödtet, noch weit mehrere verwundet, unter denen auch der Prediger war; in der Scheune ward alles umgekehrt, die Kanzel, die Bänke zerbrochen, die Bibel zerriſſen. Als darauf der Herzog den Richter des Orts vor ſich kommen ließ, und ihm einen ſcharfen Verweis gab, daß er dieſe Zuſammenkünfte erlaubt habe, und der Richter ſich auf das Edikt vom Januar berief, legte Guiſe zornig die Hand an den Degen, und ſagte: „Dieſer ſoll das verfluchte Edikt zerhauen!“

Alle Katholiken im Reiche jauchzten über dieſe That. Guiſe aber ging nun vor allen Dingen damit um, ſich der Perſon des Königs zu bemächtigen, um jede fernere Gewaltthätigkeit mit ſeinem Namen zu bedecken. Dazu war nur nöthig, die Königinn Mutter vom Könige zu trennen, die ſchon mit dem letzteren nach Fontainebleau geflohen war, um ſicherer zu ſeyn, und beide Parteien wollten nun mit Gewalt der Waffen eine Entſcheidung herbeiführen. Condé war deswegen aus Paris gegangen, um Truppen zuſammen zu ziehn. Aber noch ehe jener mit ſeiner Rüſtung zu Stande kommt, eilt

Guiſe an der Spitze der Triumvirn und einer Schaar bewafneter Reiter dem Hofe nach, ſie treten zu der Regentinn ins Zimmer, ſagen ihr ohne Umſtände, ſie ſuchten den König, und ſtellen ihr frey, ob ſie mitkommen, oder anders wohin gehen wolle. Da Gegenvorſtellungen von Seiten der Regentinn nichts fruchteten, ſo thut ſie, was ſie eigentlich nicht wollte, mit der Leichtigkeit, mit welcher ſie ſich jeder Lage anzupaſſen wußte. Sie ſteigt mit dem Könige zu Pferde, und benachrichtigt noch heimlich den Prinzen von Condé, was geſchehen iſt, und was geſchehen muß. Der junge König weinte vor Angſt über dieſes Verfahren heftig, als ob er ins Gefängniß geſperrt werden ſollte. Man kommt eilig nach Vincennes, und dann nach Paris. Die Triumvirn machen bekannt, daß alles geſchehen iſt für das allgemeine Beſte, und bedienen ſich zu allen ihren Unternehmungen des königlichen Namens. Katharina, von den Bourbons im Stich gelaſſen, muß ſich alle Verfügungen der Guiſen gefallen laſſen, wenn ſie nur am Hofe bleiben will, und ſo konnten dieſe ſie nicht vertreiben, ſo gern ſie's auch gethan hätten.

34.

Erſter Bürgerkrieg.

(1562 — 1563.)

Die Schnelligkeit der Guiſen hatte dem Prinzen von Condé dieſelben Vortheile, die ſie jetzt hatten, aus den Händen gewunden. Mit 3000 Reitern war er ſchon bis nach Fontainebleau gekommen, als

er mit Verdruß hörte, was geſchehen war. Er berathſchlagte darauf mit dem Admiral, was zu thun ſey, nachdem die Sachen ſo weit gediehn. Endlich rief er aus: „Es iſt einmal geſchehen *)! Wir ſind ſchon ſo tief im Waſſer, daß wir entweder durchſchwimmen, oder erſaufen müſſen.“ Er flog nach Orleans, welche Stadt er ſich ſchon vorher zum Waffenplatze auserſehen hatte, und lud alle ſeine Anhänger dahin ein. In Manifeſten erklärte er, ſeine Abſicht ſey blos, den gefangenen König und deſſen Mutter aus den Händen der Triumvirn zu reißen. Dieſe erklärten dagegen wieder im Namen des Königs, der König ſey nicht gefangen, jener aber ſey ein Rebell, dem kein rechtſchaffener Franzoſe beiſtehen müſſe. Die Königinn, nach dem Willen des Staatsraths, erließ Briefe, in welchen verſichert ward, daß ſie und der König in dem Genuß ihrer vollſtändigen Freiheit wären.

So war der Zunder zum Kriege aufgethürmt. Beide Parteien warben Truppen, ſuchten die Städte des Reichs auf ihre Seite zu bringen, ſahen ſich in Deutſchland nach Bundesgenoſſen um. Condé gewinnt ſogar die engliſche Königinn Eliſabeth für ſich, doch mußte er ihr verſprechen, Calais abzutreten, und da es bis dahin noch in der Feinde Gewalt war, ſo lange Havre de Grace einzuräumen. Bedingungen, welche bei dem nie geſtillten Nationalhaß zwiſchen England und Frankreich, viele empörten unter der Condéſchen Partei, ſo wie auch das die Katholiſchen aufbrachte, daß Condé die Kir-

---

*) Gerade wie Cäſar: jacta est alea.

chen in Orleans zu Magazinen brauchte, und um Geld zu haben, die Kirchengefäße einſchmelzen ließ. Die erſte Maaßregel vorzüglich machte es nothwendig, daß ſich die Königinn nun ganz an die katholiſche Partei anſchloß. Der Admiral Coligny nebſt ſeinen Anhängern wurden für Rebellen erklärt. Des Prinzen von Condé erwähnte man nicht, als ob er wider ſeinen Willen, ihrer Meinung nach, dort feſtgehalten werde. Gleiche Erklärung als gegen Rebellen, erging auch nun gegen die Hugenotten.

Für die Reformirten erklärten ſich viele Städte, ja faſt die ganze Normandie, und der beſte Theil des franzöſiſchen Adels. An allen Orten bricht das Kriegsfeuer aus.

Die Königinn, ihren Maximen gemäß, ſuchte mit Unterhandlungen die gegen einander Aufgebrachten zu vereinigen, aber ohne Erfolg. Die Waffen mußten nothwendig die Entſcheidung herbeiführen. Nachdem Condé's Plan, die Royaliſten zu überfallen, mißglückt war, rückten dieſe, durch ſchweizeriſches Fußvolk und durch deutſche Reiterey verſtärkt, dem Scheine nach, auf Orleans los, wendeten ſich aber dann ſogleich auf Blois und Tours, welcher beiden Städte ſie ſich bemächtigten. Eben ſo bemächtigte ſich der Marſchall St. André auch der Stadt Poitiers, ohne daß ſie vielen Widerſtand fanden. Auch Bourges erhielten ſie, wodurch ſie Orleans von aller Hülfe abgeſchnitten hatten. Nun ſollte Orleans belagert werden, doch die Königinn Katharina, die ſich ſelbſt im Lager befand, und der König von Navarra waren der Meinung, ſich der Engländer wegen zuerſt gegen Rouen zu wenden.

Bei dieſer Gelegenheit ward der König Anton von Navarra erſchoſſen, deſſen Gemüthsart nicht ganz für dieſe Händel gepaßt hatte. Im Sept. 1562 mußte ſich die Stadt ergeben. Nicht ohne fürchterliche Grauſamkeiten hielten die Sieger ihren Einzug, und namentlich wurden alle reformirten Prediger zum Tode verurtheilt. Zwey Tage lang war die Stadt der Wuth der plündernden Soldaten ausgeſetzt.

Condé, von einem Corps deutſcher Truppen verſtärkt, die ihm Andelot zugeführt hatte, wollte einen kühnen Streich ausführen, um ſeiner Partei und ihrem Ruhme aufzuhelfen. Paris ſollte überfallen werden, allein weil Condé ſich unterweges aufgehalten hatte, waren ihm die Royaliſten zuvorgekommen, und hatten ſich in Paris geworfen. Durch Unterhandlungen ward Condé hingehalten, und die katholiſche Armee indeſſen vermehrt, die Pläne des Prinzen aber nun durch die Klugheit des Herzogs von Guiſe vereitelt. Der Admiral rieth, jetzt lieber nach der fruchtbaren und reichen Normandie zu eilen, und durch engliſche Hülfe verſtärkt, dann etwas gegen die Royaliſten zu wagen. Bei Dreux wurden ſie eingeholt, welches wegen der Nachläſſigkeit des Prinzen von Condé nicht bemerkt ward. Es kam gleich zur Schlacht. Der Admiral hatte durch ſeine Geſchicklichkeit die feindliche Kavallerie in die Flucht geſchlagen, aber die ſchweizeriſche und ſpaniſche Infanterie in dem Heere der Katholiken, focht ſo tapfer, daß Condé nicht nur die Schlacht noch verlor, ſondern auch ſelbſt gefangen ward. Als man ihn vor den Herzog brachte, nahm ihn dieſer nicht nur mit aller ſeinem Stan-

de gebührenden Achtung auf, ſondern ſpeiſete auch mit ihm an einer Tafel, und da ſich in der Verwirrung nach dem Treffen nicht mehr als ein Bett in des Herzogs Quartier befand, ſo ſchliefen ſie ſogar beiſammen. Der Marſchall St. André ward getödtet, und der Konnetable von Montmorenci fand ſich in der Hugenotten Händen.

Von da ging Guiſe nach Orleans, dem Hauptort der Hugenotten, der vom Herrn von Andelot, Coligny's Bruder, tapfer vertheidigt ward. Die Belagerung ward mit Eifer angegriffen, und ſchon hatte er die Vorſtädte mit vielem Blutvergießen erobert, als ein unerwarteter Vorfall alle Hofnungen ſeiner Partei niederſchlug. Ein junger Edelmann aus Angoumois, Johann Poltrot von Merey, war von der Lehre der Kalviniſten zu ſolcher Schwärmerey begeiſtert worden, daß er es für verdienſtlich hielt, das Haupt der Katholiken, auf welche Art es ſey, aus dem Wege zu räumen. Er nahm alſo die Gelegenheit wahr, da der Herzog am 18. Febr. (1563) Abends unter ſchwacher Begleitung nach ſeinem Quartier zurück ritt, und ſchoß ihm drey vergiftete Kugeln durch die Schulter, worauf ſechs Tage nachher erſt der Tod erfolgte. Das Parlament verurtheilte dieſen Schwärmer, der bald nachher auf der Flucht ertappt ward, mit glühenden Zangen gezwickt, und von Pferden zerriſſen zu werden; allein durch dieſe Strafe, die den barbariſchen Geiſt der Zeit charakteriſirt, konnte doch der unerſetzliche Verluſt eines ſolchen Anführers nicht gemildert werden. Der Hof fühlte das zu gut, und ließ ſich daher auf Friedensunterhandlungen ein, um

ſo mehr, da ein bürgerlicher Krieg wie dieſer, indem er einen großen Koſtenaufwand erforderte, zugleich auch die Einkünfte, womit man ihn hätte beſtreiten können, verminderte. Zugleich wünſchte die Königinn nichts ſo ſehr als die Engländer vertrieben zu ſehen. Am 12. März ward ein Vergleich zu Orleans geſchloſſen, in welchem den Hugenotten eine beſchränkte Religionsübung bewilligt ward, und Condé von der Königinn Mutter ſeine Freiheit wieder erhielt, nebſt dem Verſprechen, an ſeines Bruders Stelle in den Staatsrath aufgenommen zu werden. Hierin hielt ſie ihm jedoch nachher nicht Wort, als ſie ihn nicht mehr brauchte. Dieſe wenige Zuverläſſigkeit eines ſolchen Verſprechens vorherſehend, hatte Coligny den Frieden nicht gewollt, vielmehr darauf gedrungen, nach dem Tode des Herzogs von Guiſe, die für die Hugenotten günſtige Lage der Dinge, mit den Waffen in der Hand zu benutzen.

35.

Zweiter Bürgerkrieg.

(1567 — 1568.)

Katharina von Medices hatte jetzt die Hände nach Wunſche frey, theils, weil jetzt die beiden ihren Zwecken gefährlichen Feinde nicht mehr da waren, theils weil ſie, um alle Anſprüche der Prinzen vom Geblüte fürs künftige abzuweiſen, den König hatte für mündig erklären laſſen. Sie machte 1564 mit dieſem 14jährigen Könige eine Reiſe durch das Reich, um die Hauptwohnſitze der Hugenotten näher kennen zu lernen. Sie hielt auch bei dieſer Ge-

legenheit Unterredungen mit den deutſchen Proteſtantiſchen Fürſten, um den Hugenotten von hieraus Hülfe abzuſchneiden, und mit dem päpſtlichen Legaten zu Avignon, indem nämlich verlangt wurde von dem Papſte, ſie ſolle die Schlüſſe des Tridentimiſchen Conciliums in das Reich einführen, welches ſie aber für jetzt noch nicht geradezu wollte. In Bayonne fand ſie des Königs Schweſter, die junge Königinn Eliſabeth von Spanien, die in Alba's und vieler Granden Begleitung dahin gekommen war. Man kann denken, welche Geſpräche hier vorgefallen ſeyn werden. Alba, dieſe berühmte Ketzergeißel, rieth Katharinen, keines Hugenotten zu ſchonen, und als ſie doch wenigſtens die Häupter davon ausgenommen wiſſen wollte, ſagte er: „Behüte! Gerade die am wenigſten. Zehntauſend Fröſche ſind nicht ſo viel werth als ein einziger Lachskopf.“ Katharine merkte ſich dieſe Lehre, und handelte in der Folge darnach.

Unterdeſſen ward die Spannung im Reiche täglich größer; die Reformirten ſtrebten ihre Freiheiten auszudehnen, die Katholiken ſie zu unterdrücken, nur die Königinn ſuchte ſo viel als möglich gewaltſame Ausbrüche zu vermeiden, das Gleichgewicht zu erhalten, und unbemerkt und heimlich, die Kräfte und Freiheiten der Hugenotten zu untergraben, da indeſſen der König, Albas Meinung eingedenk, und vermöge der Störrigkeit ſeines Karakters, ſtrenge Maaßregeln gebraucht wiſſen wollte, trotz der Ermahnungen auch des Vertrauten ſeiner Mutter, des Kanzlers l'Hopital.

Die Kämpfe, die Entzweiungen und Angriffe

von beiden Seiten wurden immer größer, die Ausbrüche der gegenſeitigen Abneigungen täglich vermehrt. Der Hof warb Truppen von den Schweizern, und verſtärkte die Ordonnanzkompagnien, öffentlich den Vorwand hernehmend von den in den Niederlanden ausgebrochenen ähnlichen Unruhen. Aber die wahre Abſicht blieb dem Prinzen von Condé nicht verborgen, er erfuhr einen geheimen Anſchlag, wie man ihn in ein ewiges Gefängniß werfen, den Admiral ermorden, in die feſteſten Städte Schweizerbeſatzungen legen, und den Reformirten alle ihre Freiheiten wieder entziehen wolle. Das war genug für ihn. In größter Stille beorderte er ſeine Anhänger in allen Provinzen, Mannſchaft zuſammen zu ziehen, und alles war in Bereitſchaft, ehe der Hof, der ſich dieſen Sommer (1567) zu Monceaux aufhielt, ein Wort davon erfuhr. Ja als ſich endlich doch ein — wiewohl ganz dunkles — Gerücht davon erhob, und der König einen Spion an den Admiral Coligny ſandte, fand man dieſen auf ſeinem Weinberge, im Hauskleide, mitten unter ſeinem Geſinde mit der Weinleſe beſchäftigt. Das war am 26ſten September, und am 28ſten ſtand ſchon der größte Theil des Königreichs in vollen Kriegesflammen. Funfzig Plätze waren wie mit einem Griffe weggenommen, und der Prinz ſammt dem Admiral und den übrigen Hugenottenhäuptern ſtand an der Spitze einer zahlreichen Reiterey zu Rozay, vier Meilen von Meaux.

Jetzt ergriff das Schrecken alle Gemüther. Der Hof, welcher erfuhr, daß nach dem Rathe des Admirals, die Hugenotten ſich wollten durch einen ge-

heimen Ueberfall des Königs und der Königin bemächtigen, zieht geſchwind die 6000 gemietheten Schweizer an ſich, und eilt unter ihrer Bedeckung nach Paris. In einiger Entfernung begleitete das Condeſche Corps ſie immerfort zur Seite, ohne einen förmlichen Angriff zu wagen. Kaum waren ſie in der Stadt, ſo beſetzte Condé von außen die Thore, bemächtigte ſich der Brücken und Schlöſſer an den Heerſtraßen, verbrennt die Mühlen, und legt es darauf an, die Hauptſtadt auszuhungern. Zugleich bemächtigten ſich die Hugenotten Orleans und anderer feſten Städte mehr, und in den nahgelegenen Provinzen ſtand das Volk in Maſſe auf. Die Lebensmittel fingen an in Paris zu fehlen, dagegen hatte ſich auch das Heer der Katholiken ſo anſehnlich verſtärkt, daß es den Hugenotten weit überlegen war. Es rückte daher der alte Konnetabel ihnen entgegen; es kommt zur Schlacht, auf beiden Seiten fallen tapfere Krieger, und ſelbſt der achtzigjährige Montmorenci *) wird tödtlich verwundet (10. Nov. 1567). Die Hugenotten hatten Proben von herrlicher Tapferkeit, und ihr Anführer von großen Feldherrentalenten gegeben.

Katharine war eigentlich über den Tod des alten ſtörriſchen Konnetabel nicht misvergnügt. Um ſich nicht wieder auf ähnliche Art, als durch ihn oft geſchehen war, beſchränken zu laſſen, beſetzte ſie

*) Er ſtarb mit großer Faſſung. Als ein Geiſtlicher ſich ihm näherte, ihn zu tröſten, wies er ihn zurück, ſagend: es wäre gewiß doch ſchlimm, da er 80 Jahre lang zu leben gewußt hätte, daß er nicht wiſſen ſollte, eine Viertelſtunde zu ſterben.

ſeine Stelle nicht wieder, ſondern machte dafür ihren Lieblingsſohn Heinrich, Herzog von Anjou, zum Generalſtatthalter des Reichs, der erſt 16 Jahr alt war. Die Hugenotten zogen ſich, nicht ohne große Mühſeligkeiten, nach Lothringen, erwartend daſelbſt ſehnlich die Ankunft des pfälziſchen Prinzen Johann Kaſimir., der gegen eine Entſchädigung von 100,000 Thalern mit 10,000 Reitern und vier Feldſtücken zu ihnen zu ſtoßen verſprochen hatte. Endlich kommt er wirklich an, aber ach! in Condé's Kriegskaſſe befinden ſich kaum 2000 Thaler. Doch, ſo uneigennützig macht die Liebe zur guten Sache, daß Officiere und Gemeine alles hergeben, was ſie bei ſich haben, und ſo bringt man denn gegen 80,000 Livres zuſammen, womit die Deutſchen ſich vor der Hand abſpeiſen laſſen. Durch den P. Herzog von Gonzagha ſchickte der Papſt der königlichen Partei Hülfe, die um ſo nöthiger war, da nicht blos von dem Prinzen von Condé der Krieg geführt ward, ſondern faſt in allen Provinzen das Feuer deſſelben brannte. In einigen Stellen hatte die Parthey der Hugenotten die Oberhand, und auch Condé, ſo verſtärkt, zwang die Katholiken, die Belagerung der Stadt Orleans aufzuheben, und rückte ſelbſt auf Chartres los. Dieſe Belagerung ſetzte die Katholiken in große Verlegenheit. Die Königin nahm zu ihren alten Künſten ihre Zuflucht, ſie fing Unterhandlungen an. Der Admiral war abermals und mit Recht dagegen, aber es kam doch zu Stande. Jede Parthey verſprach die fremden Truppen zurückzuſchicken, die Hugenotten die genommenen Plätze einzuräumen. Dagegen erhielten dieſe

völlige Religionsfreiheit und Sicherheit. Man nennt dieſen Frieden, den kleinen Frieden von Longjumeau (23. März 1568).

36.

Dritter Bürgerkrieg.

(1568 — 1570.)

Weil dieſer Friede das Mistrauen nicht aufgehoben hatte, ſo wurde er auch von keiner Seite mit aller Pünktlichkeit erfüllt, indem keiner alle Vortheile aus den Händen geben wollte. Die Hugenotten hatten die deutſchen Truppen wirklich entlaſſen, mit auch außer Stand, den rückſtändigen Sold zu bezahlen, den beim Frieden der König gern hergegeben hatte. Dieſer aber vorgebend, daß nicht alle feſten Plätze zurückgegeben wären, behielt die italiäniſchen Truppen. Die Reformirten wurden gedrückt, und empörend ſind die Gräuel, die mitten im Frieden an denſelben verübt wurden. In einem Vierteljahre wurden ihrer an 2000 in allen Provinzen des Königreichs hingerichtet, ohne daß die Obrigkeit dem Unfug ſteuerte. Zu Ligni in Barrois riß der Pöbel einen Hugenotten, der nicht zur Erde fallen wollte, als die Frohnleichnamsproceſſion vor ſeiner Thür vorüberzog, auf der Stelle fort auf den Markt, ſchleppte Holz zuſammen, und verbrannte ihn lebendig.

Der bei dem Frieden von dem Könige hergeſchoſſene Sold an Caſimir, von dem Condé innerhalb einer beſtimmten Zeit einen Theil nach dem Vertrage ſollte bezahlen, ward ein Angriffspunkt.

Der König, indem er nun dieſe Summe forderte, verbot zu gleicher Zeit, ſie durch eine Auflage von den Reformirten einzutreiben, unter dem Vorwande, daß keiner außer ihm, dürfe das Volk ſchätzen. So ſollten für geringe Preiſe die Güter der Häupter von den Hugenotten dem Könige anheim fallen, und ſie geſchwächt werden. Der Admiral machte Vorſtellungen dagegen, und zeigte, daß wenn dies und die andern Bedrückungen gegen die Reformirten nicht aufhörten, die Verzweiflung abermals zur Gewalt führen würde.

Nun glaubte der Hof durch einen Gewaltſtreich allem zuvor zu kommen. Man traf nemlich alle Anſtalten, den Prinzen und den Admiral aufzuheben, wenn der letztere den erſtern, wie verabredet war, zu Noyers beſuchen würde. Zum Glück erfuhren dieſe das Geheimniß, und ſogleich entwiſchten beide nach Rochelle, und riefen auch die verwittwete Königinn von Navarra dahin, die, wie aus dem aufgefangenen Briefe erhellte, gleichfalls mit ihren Kindern hatte aufgehoben werden ſollen. Der Hof und die allgemeine Meinung vermuthete, daß der geheime Entdecker derſelben der brave Kanzler l'Hospital ſeyn möchte, der im ganzen Königreich als ein rechtſchaffener und ehrliebender Mann bekannt war. Er ward auch bald darauf ſeiner Würden entſetzt, und vom Hofe entfernt. An ſeine Stelle trat ein Mann, der als Geiſtlicher und Freund der Guiſen mit größerer Sicherheit für's künftige zu gebrauchen war.

Der Aufruhr brach nun aufs neue in allen Provinzen aus. Ein königliches Edikt widerrief alle

bisher den Hugenotten bewilligte Freiheiten, und erklärte ſie für Rebellen. Mit den Waffen in der Hand, ſollte dieſem Edikte Nachdruck gegeben werden, und ihm ſich zu widerſetzen mit den Waffen, waren nicht minder die Hugenotten entſchloſſen. Es ward geworben von beiden Seiten, und alle Heerſtraßen wurden lebendig. Alle Herzen pochten vor ungeduldiger Erwartung der neuen Schreckniſſe, hie und da brachen die Feindſeligkeiten ſchon aus. Die Hugenotten ſtrömten ſchaarenweiſe nach Rochelle und andern Sammelplätzen. Wo ſie ſtark genug waren, verübten ſie an den Katholiken alle Exceſſe, zu denen Rachſucht und Religionswuth zugleich nur immer begeiſtern konnten.

Zu Anfange des Jahres 1569 war man auf beiden Seiten mit den Rüſtungen fertig, und rückte ins Feld. Das Heer der Hugenotten, von Condé und Coligny angeführt, war das ſtärkere, und rückte ohne Hinderniſſe vor. Aber ein Paar Nachläſſigkeiten verderbten alles. Die Royaliſten, von dem Herzog Heinrich von Anjou, oder eigentlich von deſſen treflichem Untergeneral Tavannes angeführt, überraſchten die Hugenotten bei dem Städtchen Jarnac an der Charente, auf der Grenze von Limouſin und Angoumois, als eben die Soldaten auf den Dörfern umher zerſtreut waren. Condé und Coligny raffen die nächſten zuſammen, können ſie aber doch nicht alle ſogleich herbeibringen; dieſe Verwirrung benutzt Tavannes, greift den Prinzen an, der zum Unglück kurz vorher von einem Pferde heftig an den Schenkel geſchlagen worden war, und

die Hugenotten wichen. Condé, der ſie mit Gewalt zuſammenhalten will, ſtürzt vom Pferde; ſein Schmerz am Schenkel hindert ihn am raſchen Aufſtehn, und in dem Augenblick ſpringen die Feinde auf ihn zu. Noch kniend vertheidigte er ſich wie ein Löwe, aber zuletzt muß er ſich dem Herrn von Argence ergeben. Man will ihn in das Hauptquartier führen, als ganz unerwartet ein Gardehauptmann des Herzogs von Anjou, ein Baron von Montesquiou, herzutritt, und ihm ohne Umſtände eine Kugel durch den Kopf ſchießt. So ſtarb einer der treflichſten Feldherrn und der liebenswürdigſten Menſchen in der Blüthe ſeiner Jahre (er war noch nicht 39 Jahre alt), und der junge Herzog von Anjou war weit entfernt, den nichtswürdigen Meuchelmörder zu beſtrafen (13. März, 1569).

So groß der Verluſt an dieſem Tage für die Hugenotten geweſen war, ſo waren ſie doch noch nicht ganz verlaſſen. Noch lebte der herrliche Coligny, der mit bewunderungswürdiger Geiſtesgegenwart die Reſte ſeiner zerſtreuten Truppen zuſammenzog, in allen feſten Städten die Beſatzungen verſtärkte, und die Häupter der Parthey in Tonnay-Charente verſammelte. Hier fand ſich auch die edle und kluge Königinn von Navarra ein, und ſtellte der Verſammlung ihren älteſten Sohn Heinrich von Bearn, einen lebhaften, hofnungsvollen Jüngling von ſechszehn Jahren, vor. Nachdem die Mutter mit der ihr eignen Würde allen Anweſenden Muth eingeſprochen hatte, rief auch der Sohn in edler Begeiſterung aus: „Ich ſchwöre, die Religion zu vertheidigen und bei der gemeinſchaftlichen

Sache zu beharren, bis entweder Sieg oder Tod uns die gewünſchte Freiheit verſchaffen wird.“ Die Verbündeten, entzückt über die neue Hofnung, die ihnen in dieſem Prinzen aufging, rufen ihn als den älteſten der noch übrigen Bourbons *) zum Oberhaupt aus, und Coligny, der Befehlshaber bleibt, giebt doch ſeine Befehle nur im Namen des Prinzen.

So thätig, klug und tapfer aber der Admiral auch war, ſo konnte man von ihm doch wirklich ſagen, daß das Glück ihm zuwider war. Obgleich der Herzog Wolfgang von Zweibrücken ihm 5000 deutſche Lanzknechte und 6000 Reiter zuführte, ſo ſtarb doch bald der Anführer dieſer Völker, der Herzog von Zweibrücken, ſelbſt, in deſſen Stelle der Graf Vollrad von Mansfeld rückte. Coligny's treflicher Bruder, der Herr von Andelot, war auch ſchon gleich nach der Schlacht bei Jarnac geſtorben. Der Krieg brach nun in Poitou aus. Coligny rückt auf das Lager der Royaliſten, bei la Roche-Abeille im Limouſiniſchen los, und ſchlägt ſie hinaus. Aber der Sieg hatte keine Folgen, die Royaliſten, nach der Lage der Dinge richtig urtheilend, ließen einen Theil ihres Heeres in den feſten Plätzen, den andern verabſchiedeten ſie, und beſtimmten nur einen Platz, wo ſie ſich bei einem neuen Befehl würden ſammeln müſſen. Was ſie

*) Es lebte zwar noch ein Bruder des verſtorbenen Königs Anton von Navarra und des Prinzen von Condé, der Kardinal Karl von Bourbon, aber das war ein ſchwacher Mann, der ſich gar nicht in dieſe Händel miſchte.

vorhergeſehen, trifft nun ein, Coligny kann ſeine Truppen nicht länger im Felde halten. Viele Edelleute verlaſſen ihn, viele Mannſchaft verliert er, bei der vergeblichen Belagerung von Poitiers, wo des getödteten Herzogs von Guiſe Sohn, Heinrich die erſten Proben ſeiner Tapferkeit gab. Die Deutſchen, die gewohnt waren, gegen den Winter nach Hauſe zu gehen, und die ohnehin hier ihre Rechnung nicht fanden, obgleich, um ſie zu befriedigen, Coligny manches Kloſter ihnen zum Plündern Preis gegeben hatte, laſſen ſich kaum noch etwas ſagen. In dieſem ſchlechten Zuſtande überraſcht ihn der Herzog von Anjou mit einem friſch verſtärkten Heere bei Montcontour in Poitou (3. Oct. 1569), und da die Deutſchen in Coligny's Heere auf einer Schlacht beſtehen, ſo wird ſie wirklich geliefert, aber zum großen Nachtheil der Hugenotten, die darin faſt 10,000 Mann verlieren. Vorzüglich waren die deutſchen Truppen faſt aufgerieben, die mit den im königlichen Heere dienenden Schweizern zu thun gehabt hatten.

Jetzt, ohne Geld, ohne Bagage, in einem Winkel des Reichs zuſammengedrängt, hatten ſie alle den Muth verloren, und ſprachen von Friedensunterhandlungen, nur Coligny nicht. Dieſer, erbittert durch die kurz vorher erlaſſene Sentenz des Parlaments, durch die er ſeines Amts entſetzt war, und ſeiner Güter und ſeiner Ehre beraubt, denn ſein Bildniß war an den Galgen geſchlagen, gab ſich alle Mühe, ſie zuſammen zu halten, und Heinrich von Bearn, der junge Condé (des bei Jarnac erſchoſſenen Sohn), desgleichen die deutſchen Gra-

ſen von Naſſau und von Mannsfeld unterſtützten ihn darin. Sie vertheilten ſich hierauf in die Städte. Einige der letztern eroberten zwar die Royaliſten, aber die meiſten vertheidigten ſich doch tapfer. Coligny mit dem Heere und dem Prinzen, zog ſich nach Languedoc, Auvergne und Gascogne, um in dieſen gebirgigten Landen ſich zu halten, bis ſie andere Verſtärkungen aus Deutſchland hätten an ſich ziehen können. Auch hatten die Hugenotten an andern Orten viel Glück, z. B. an der Seite von Burgund, in Nivernois ꝛc. wo ſie überall die königlichen Truppen ſchlugen.

So waren Coligny's Erwartungen und Hoffnungen erfüllt, auch durch die Schuld ſeiner Feinde. Dieſe hatten die herrliche Gelegenheit, ihn zu zernichten, wenig benutzen können, weil ſie unter ſich ſelbſt uneins geworden waren. Der Herzog von Anjou wurde krank. An ſeine Stelle trat der Marſchall von Coſſê, aber dieſer that den Hugenotten ſo wenig Schaden, daß man gar glaubte, er begünſtige ſie heimlich. Der Gouverneur von Languedoc, ein Sohn Montmorenci's, ſeit ſeines Vaters Tode wenig von den Guiſen gefeiert, und daher unzufrieden, hinderte die Hugenotten nicht, ſich zu ſammeln und zu verſtärken. Aus Furcht vor ſolchen Verräthereien, und weil auch überdem der Hof, der ſchon ſo erſchöpft war, den Krieg nicht länger aushalten konnte, trat er wieder in Unterhandlungen, und ſo kam zum dritten Male ein Religionsfriede zu Stande, zu St. Germain en Laye, 8. Aug. 1570, worin den Hugenotten, wie gewöhnlich, freie Religionsübung, und vier Sicherheitsplätze, Rochel-

le, la Charité, Montauban und Cognac, bewilligt wurden.

37.

Die Bartholomäusnacht.

(1572.)

Katharina von Medicis ſah nun wohl, daß auf dem Wege der Gewalt mit den Hugenotten nichts auszurichten ſey, ſie beſchloß daher, jetzt einen andern einzuſchlagen. Es kam ihrer Meinung nach, alles darauf an, die Häupter der Hugenotten aus dem Wege zu räumen, um die ganze Parthey zu zerſtören. Dies ſollte nun durch Liſt ausgeführt werden. Sie näherte ſich den Bourbons mehr als jemals, und ſuchte ſie auf alle Weiſe recht ſicher zu machen. Man feierte am Hofe Verſöhnungsfeſte; 1570 ward der junge König mit einer öſterreichiſchen Prinzeſſinn, Kaiſer Maximilians II. Tochter, Eliſabeth, vermählt, und Katharine geht ſogar ſo weit, dem jungen Heinrich von Bearn ihre eigene, damit unzufriedene Tochter, Margarethe von Valois, anzubieten. Auch ſchon darum, damit er nicht durch eine Heurath, auf irgend eine Art ihr gefährlich werden könnte. Die verſtellte Freundlichkeit ſchien ſo innig, daß ſogar Heinrichs Mutter, die kluge Königinn von Navarra, traute, ihre Einwilligung zu der Vermählung gab, und ſelbſt deshalb nach Paris reiſete, wohin man ſie mit der ausgeſuchteſten Höflichkeit eingeladen hatte. Zu ihrem Erſtaunen kam ihr der ganze Hof bis Blois entgegen, und der Empfang war ſo vertraulich,

wie unter alten Freunden. Nachher ſoll der König ſeine Mutter gefragt haben, ob er ſeine Rolle nicht gut geſpielt habe. „Recht ſchön, erwiederte ſie, aber man muß nicht nur gut anfangen, ſondern auch gut endigen.“ Karl betheuerte darauf mit einem Schwur, er wolle die Ketzer noch alle in die Schlinge locken. Selbſt dieſe verſtellte Freundlichkeit, die ſo aufrichtig ſchien, daß der Papſt ſogar deshalb einen Legaten ſchickte, ſollte zugleich dazu dienen, die deutſchen Proteſtantiſchen Fürſten den Hugenotten zu entfremden.

Die armen Hugenotten! So nahe war ihnen das Gewitter ſchon, und ſie ahnten noch nichts davon. Sorglos überließ ſich ein jeder ſeinen häuslichen Geſchäften; der nun herangewachſene Prinz von Condé vermählte ſich, und war guter Dinge, und ſelbſt der alte Coligny ſuchte ſich noch die zweite Frau. Unterdeſſen traf der Hof große Anſtalten, ſich wieder auf den Kriegsfuß zu ſetzen, und damit niemand Argwohn ſchöpfen konnte, ſo hieß es, es gelte Philipp II. von Spanien. Bald darauf berief man ſogar den Admiral Coligny an den Hof. Er traute Anfangs nicht, nachher aber, als mehrere hohe Perſonen ihm zuredeten, ging er doch. Der König umarmte ihn freundlich, und ſagte zu ihm, er ſchätze dieſen Tag für den glücklichſten ſeines Lebens. Dann erzählte er ihm allerhand von dem projectirten Kriege mit Spanien, und verſicherte ihn, er ſey der einzige Mann im Königreiche, dem er eine ſo wichtige Unternehmung ohne alle Beſorgniß anvertrauen könne. Bei dieſen Höflichkeitsbezeugungen blieb es nicht, der Admiral erhielt zugleich alle

ſeine Aemter wieder, desgleichen eine Stelle im Staatsrathe, und zur Entſchädigung deſſen, was er verloren, machte ihm der überfreundliche König ein Geſchenk von 100,000 Livres, und überließ ihm ein Jahr lang die anſehnlichen Einkünfte ſeines kürzlich verſtorbenen Bruders, des Cardinals von Chatillon. Es gehörte nun ordentlich mit zur Hofetikette, dem Admiral mit Ehrfurcht zu begegnen; die Hofleute drängten ſich um ihn, nach dem Beiſpiel ihres Herrn, und ſchienen ganz in Bewunderung ſeiner erhabenen Tugenden zu zerfließen. Er ſelbſt, der gar keinen Argwohn mehr zu haben ſchien, fühlte ſich ſo geſchmeichelt, daß er alles vom Hofe erlittene Unrecht auf einmal vergaß, und ſogar glauben mochte, durch ſeine Klugheit wirklich jeden andern Gegner verdrängen zu können, denn er kannte die Eiferſucht des Königs gegen ſeinen von der Mutter mehr begünſtigten Bruder Heinrich von Anjou, ſein Streben auch zu herrſchen, und bauete nun darauf ſeine Sicherheit und ſeinen Plan, ſich dieſen König, deſſen Talente und Karakter freilich von der Mutter abſichtlich verderbt waren, zu einem Werkzeuge zu machen.

An Warnungen fehlte es dem Admiral nicht. Die hochherzige, kräftige Königin Johanne von Navarra ſtarb während der Zubereitungen zur Hochzeit ihres Sohnes ſo plötzlich (9. Jun. 1572), daß das freilich nicht ganz verbürgte Gerücht die Schuld daran einem Gifttranke von der Königin Mutter beimaß. Wer den Admiral liebte, rieth ihm, jetzt nicht einen Augenblick länger am Hofe zu verweilen, aber er traute zu ſtark auf ſeine Klugheit und

Geſchicklichkeit, vielleicht auch auf des Königs Wort. Der ſpaniſche Krieg nahm jetzt ſeine ganze Seele ein, indem er hoffen konnte, für dieſen Krieg als Anführer gewählt von dem von ihm gewonnenen König, durch Unterſtützung ſeiner Glaubensgenoſſen in den Niederlanden, zugleich Philipps von Spanien Einfluß zu vernichten. Und ſo blieb Coligny, ob er gleich Katharinens und des Herzogs von Anjou Treuloſigkeit kannte. Doch zu einer ſolchen war auch der König durch jener Liſt dennoch beſtimmt.

Schon war ein Meuchelmörder gedungen, dem Admiral in einem Hauſe aufzulauren, vor welchem er täglich vorüberging, wenn er vom Louvre kam. Der Schuß ging richtig los, die Kugel fuhr dem Getroffenen durch den rechten Arm, und nahm dann den Zeigefinger der rechten Hand weg. Betroffen, doch nicht außer Faſſung, ſah ſich Coligny um, und zeigte ſeinen Begleitern die Fenſtergardine, hinter welcher der Schuß hervorgekommen war; da der Mörder aber die Vorſicht getroffen hatte, die Hausthür zu verſchließen, ſo gewann er Zeit genug, durch eine Hinterpforte glücklich zu entwiſchen.

Der Vorfall machte Aufſehn. Condé und Navarra eilen beſtürzt zum Könige. Sie werden von ihm beruhigt, indem er mit Schwüren verſichert, daß es ihn mehr als ſie ſelbſt ſchmerze. Gleiche Schwüre thut er auch dem Admiral, den er ſelbſt beſuchte. Das Vertrauen darauf macht, daß in dem gehaltenen Rath der Häupter der Proteſtanten diejenigen überſtimmt werden, welche durch eine ſchnelle Flucht dem dadurch angedeuteten größern Uebel zu entgehen rathen. Auch die bemerkten Bewegungen

unter dem Pöbel ſchreiben dieſe blos den Aufhetzungen der Guiſen zu, deren Haß gegen Coligny bekannt ſey. Derſelbe diente der Königinn indeſſen, um den König für eine gänzliche Vernichtung aller Proteſtanten zu ſtimmen. Damit ſagte ſie, könne dieſe neue That, wenn ſie geſchehen, entſchuldigt werden. Geſchehen aber müſſe ſie, wenn man nicht alles von Colignys und der Proteſtanten neu aufgeregten Rache fürchten wolle. Gemäßigtere Pläne habe der Himmel nicht gelingen laſſen, da Colignys Wunden nicht tödtlich ſeyen, und man müſſe nun dem höheren Willen nicht länger widerſtehen. Der König und alle Theilnehmer des Raths ſtimmten ein. Für den glücklichen Ausgang ward geſorgt.

Man hatte die ſämmtlichen Reformirten in ein Quartier der Stadt zuſammengebracht (wie man es jetzt noch an manchen Orten mit den Juden macht), und da der Admiral ſelbſt um eine Leibwache gebeten hatte, ſo läßt die Königinn ein Garderegiment nach Paris kommen, und daſſelbe rings um ſeine Wohnung ins Quartier legen. Auch ward den benachbarten Katholiken befohlen, Hugenotten in ihre Wohnung aufzunehmen. Denn der Plan war nämlich der, wie ſchon geſagt, die Häupter der Hugenotten alle in einer Nacht zu überfallen und zu ermorden, nebſt ſo vielen Gemeinen von dieſer Parthey, als man nur herausfinden und bezwingen könne. Der treueſte Aſſiſtent in dieſem teufliſchen Anſchlage war des Königs Bruder Heinrich, Herzog von Anjou; die übrigen Glieder des Blutraths waren der Herzog von Nevers, der Graf von Angouleme, der Siegelbewahrer Biragne, und

die Marſchälle von Tavannes und von Rets. Dieſe Herren, und Katharine an ihrer Spitze, beſtimmten in einer ihrer geheimen Verſammlungen den Abend des Bartholomäustages (24. Aug.) zur Ausführung ihres blutigen Vorhabens. Dem Marſchall von Tavannes ward der Auftrag gegeben, die katholiſchen Bürger von allem zu unterrichten, und dem jungen Herzog von Guiſe, für Colignys Ermordung zu ſorgen. Anfangs war man unſchlüſſig, ob man den jungen König von Navarra und den Prinzen von Condé, ſo wie die beiden verdienten Marſchälle von Montmorenci und von Danville auch mit auf die Liſte ſetzen ſolle. Der Herzog von Guiſe war ganz dafür, aber den jungen König rettete die Unbefangenheit ſeines Karakters, und beide die Scheu, ſeine Hände mit dem königlichen Blute zu beflecken.

Tavannes ließ hierauf die Vorſteher der Bürgerkompagnien vor den König kommen, und befahl ihnen im Namen desſelben, die Kompagnien ſelbſt um Mitternacht vor dem Rathhauſe zu verſammeln. Als man ihnen vorläufig den Zweck dieſer Verfügung kund that, erſchracken ſie aufs heftigſte, und entſchuldigten ſich mit ihrem Gewiſſen, aber Tavanes fuhr gleich dergeſtalt mit Drohungen auf ſie ein, daß ſie bald aus Furcht mehr verſprachen, als man verlangt hatte. Hierauf wurde ihnen geſagt, daß Abends um 9 Uhr mit der Glocke im Louvre das Zeichen gegeben werden ſollte, worauf ſogleich vor allen Fenſtern Fackeln geſteckt, auf allen Plätzen und Kreuzwegen Wachen geſtellt, und die Ketten vor die Straßen gezogen werden müßten. Zur Unterſcheidung von den Reformirten ſollten während

des Gemetzels die Katholiken ein weißes Tuch um den Arm und ein weißes Kreuz auf den Hüten tragen.

Die Vorkehrungen zu dieſem grauſenvollen Ueberfall wurden mit ſo bewundrungswürdiger Verſchwiegenheit getroffen, daß kein Reformirter etwas davon erfuhr. Eines der Häupter dieſer Parthey, der Graf von la Rochefoucault, war noch bis ſpät gegen Abend bei dem Könige, der ihn wegen ſeines muntern Umganges liebte, und ihn gern gerettet hätte, aber ſich doch nicht getraute, ihm einen Wink zu geben, wodurch vielleicht zu viel verrathen worden wäre. Alles was er thun konnte, war, ihn zu bitten, dieſen Abend bei ihm zu bleiben, da aber der Graf ein nöthiges Geſchäft vorſchützte, und ſich mit Güte nicht halten laſſen wollte, ſo mußte er ihn ſeinem Schickſal, wiewohl mit innigem Bedauern, überlaſſen. Jetzt ward es dunkel, und unter bangem Herzklopfen erwartete Karl IX. die beſtimmte Stunde. Seine Mutter, die beſtändig um ihn blieb, ſprach ihm Muth ein. Man mußte ihm aber doch noch den Befehl zum Läuten der Glocke abnöthigen. In der höchſten Unruhe eines Miſſethäters ging er hierauf aus ſeinem Kabinet in ein Vorzimmer des Louvre, und ſah zitternd zum Fenſter hinaus. Seine Mutter und ſein Bruder begleiteten ihn auch dahin, und auch dieſe zitterten vor ungewiſſer Erwartung des Ausgangs aller der Dinge. Endlich hörte man einen Piſtolenſchuß, aber nach dieſem ward es wieder ſtille. In der Angſt, ſagt man, wünſchten ſie alle den heilloſen Befehl zurück, und ſchickten geſchwind einen

Officier an den Herzog von Guiſe mit dem Befehl, nichts gegen Coligny zu unternehmen. Zu ſpät. Das Blutbad hatte bereits ſeinen Anfang genommen. Der junge Guiſe und Angouleme hatten gleich nach gehörtem Zeichen das Haus des Admirals mit 300 Geharniſchten beſetzt, im Namen des Königs das Thor zu öfnen befohlen, und ein Paar verwegene Kerle hinauf geſchickt. Dieſe ſtürmten wild die Treppe hinan, riefen: „Mord und Tod!“ und drangen mit gezücktem Degen in des kranken Mannes Schlafzimmer. Er war gleich bei dem erſten Lärmen aufgeſtanden, und ſtand mit dem Rücken an die Wand gelehnt, als die Mörder herein ſtürzten. Einer derſelben — ein Lothringer, Namens Böhm — rief ihn an: „Biſt du Coligny?“ — „Ich bin es, antwortete dieſer mit gefaßter Miene; junger Menſch, habe Ehrfurcht für meine grauen Haare!“ Aber jener ſtieß ihm den Degen in den Leib, zog ihn rauchend wieder heraus, hieb ihm ins Geſicht, in den Hals, in die Bruſt, ſo lange, bis der Unglückliche kein Zeichen des Lebens mehr von ſich gab, und rief dann zum Fenſter hinaus: „Es iſt geſchehen!“ Gleich darnach ſchrie Guiſe herauf: „Der Graf von Angouleme will es nicht eher glauben, als bis er den Feind zu ſeinen Füßen ſieht.“ Man warf alſo den Leichnam zum Fenſter hinab. Angouleme wiſchte ihm hierauf das Blut aus dem Geſichte, und da er ſich überzeugt hatte, daß es der Rechte ſey, gab er ihm noch einem Tritt mit dem Fuße.

Auf das fürchterliche Geſchrey, welches ſich gleich auf den Klang der Glocke erhoben hatte, waren die

Reformirten aus dem Schlafe erwacht, und an die Fenſter, ja vor die Thüren geſtürzt, meiſt ſchlaftrunken, viele faſt unbekleidet. Die auf Colignys Wohnung zuliefen, wurden von Guiſens Geharniſchten — die auf das Louvre, von des Königs Gardeſoldaten mit Picken niedergeſtoßen. Jetzt kamen auch die Bürgerpatrouillen mit ihren weißen Tüchern zum Vorſchein, und fielen nicht blos über die Fliehenden her, ſondern drangen auch in die Häuſer, und metzelten nieder, was ſie erreichen konnten. Wirthe ſtachen ihre Miethsleute, Dienſtboten ihre reformirten Herrſchaften über den Haufen. Welch eine Nacht! Während die eine Hälfte der Pariſer wuthſchnaubend durch die Straßen lief, oder röchelnd und winſelnd niederſank, ſaß die andere Hälfte in Todesangſt in Kammern, auf Böden und in Kellern, und wagte kaum zu athmen, bis das Bedürfniß oder die Neugier ſie doch hervorlockte, wo ſie dann, wie die andern, niedergemacht wurden. Der Tag brach an über dieſen Gräueln, und da ſah man denn die fürchterlichen Spuren dieſer ungeheuren Menſchenſchlacht. Straßen und Häuſer klebten von Blut; überall verſtümmelte Leichname oder noch zuckende Sterbende. Man mußte einen großen Theil derſelben an eiſernen Hacken in die Seine ſchleppen.

Selbſt die im Louvre befindlichen reformirten Edelleute wurden nicht verſchont. Einer derſelben rannte leichenblaß und blutig in das Zimmer der jungen Königinn Margarethe von Navarra *), um-

*) Die Vermählung zwiſchen Heinreich von Bearn (der

klammerte vor Angſt dieſe nicht minder erſchrockene Frau, und bat ſie um Gotteswillen, ihn zu ſchützen. Bald darauf, da ſie, bebend vor Furcht, in das Zimmer ihrer Schweſter gehen wollte, ſah ſie kaum drey Schritte von ſich einen Edelmann mit einer Hellebarde niederſtoßen. Sie fiel in Ohnmacht bei dem Anblick, und mußte fortgetragen werden. Als ſie ſich erholt hatte, fragte ſie nach ihrem Gemahl; man ſagte ihr, er ſey in Sicherheit. Der König hatte ihn und den jungen Condé vor ſich kommen laſſen, ſie mit wilder Miene empfangen, und ihnen geſagt, daß man ſo eben die Anführer der Hugenottenparthey auf ſeinen Befehl getödtet, ihrer aber blos in Betracht ihrer Jugend, und weil ſie von andern dazu verführt worden wären, diesmal noch geſchont habe. Doch ſey die erſte Bedingung zu ihrer gänzlichen Begnadigung — Abſchwörung ihrer ketzeriſchen Religion. Navarra verſprach alles im erſten Schrecken, nur Condé erinnerte den König an ſein den Proteſtanten gegebenes Wort, und verſicherte, er werde niemals dieſer Religion abtrünnig werden. Der König gab ihm drey Tage Bedenkzeit.

Karl, ſo heftig er vor dem Anfange des Blutbades ſelbſt gezittert hatte, gerieth nachher ſelbſt in eine Art von Wuth. Er rief mehrmals zum Fen-

---

nun den königlichen Titel ſeines Vaters angenommen hatte) und der Schweſter des Königs war nämlich kurz zuvor, am 17. Aug., vor ſich gegangen, und eben weil die Bartholomäusnacht ſo ſchnell auf jene Hochzeit folgte, ſo nannte man ſie mit einem grauſamen Scherze die pariſer Bluthochzeit.

ſter hinaus: tue! tue! ja man ſagt, er habe ſelber mit einer Flinte unter die Flüchtlinge geſchoſſen, die ſich über den Fluß zu retten verſuchten. Guiſe rief indeſſen laut durch alle Straßen, es ſey des Königs Wille, daß dieſe ganze Natternbrut vertilgt werde, und den Tavanes machte die Mordluſt ſogar witzig; er ſchrie unzählige Male: „Laßt Ader! laßt Ader! Die Aerzte ſagen, das Aderlaſſen ſey im Auguſt ſo heilſam als im May!“ Das alles munterte denn die ächtkatholiſchen Bürger ſo kräftig auf, daß ſie Wunder der Unmenſchlichkeit verrichteten. Ein Goldſchmidt, Namens Crucé, rühmte ſich, mit ſeinem Arme 400 Ketzer hingeſtreckt zu haben. Es verſteht ſich, daß es nicht Religionshaß allein war, der an den unzähligen Mordthaten dieſer Nacht Antheil hatte. Rachſucht aller Art, desgleichen Wolluſt und Habſucht waren nicht minder dabei beſchäftigt. Schuldner ſtießen ihre Gläubiger, Diener ihre Herren über den Haufen, und mancher eifrige Katholik mußte bei der Gelegenheit für einen Ketzer paſſiren, weil er Geld, oder perſönliche Feinde hatte. So ſtarb, ſagt man, Petrus Ramus, ein berühmter Philoſoph, für ſeine Angriffe auf des Ariſtoteles Anſehn, von ſeinen Gegnern, den dem Ariſtoteles anhängenden Profeſſoren ermordet. Ein Weib hatte dieſes Blutbad angeordnet, was Wunder, wenn die weibliche Zartheit und Sanftmuth auch in andern wild war. Damen des Hofes weideten ſich an dem Anblick der vielen vor dem Schloſſe aufgehängten Leichname. Eben ſo eilten viele nach dem Dorfe Montfaucon nahe bei der Stadt, wo die Galgen ſtanden, an deren einen

das wüthende Volk des Admirals Leichnam bei den Beinen aufgehängt hatte, nachdem derſelbe durch alle mögliche Mißhandlungen entſtellt worden war, denn außer unzähligen Hieben, Stößen und Verſtümmelungen hatten ſie ihn in die Seine geworfen, wieder herausgezogen, dann ins Feuer geworfen, und nun halb gebraten aufgehängt. Nachdem er hier einige Tage zum Schauſpiel gehangen hatte, ließ ihn Montmorenci, der ſich gerettet hatte, heimlich abnehmen und begraben.

Das Morden währte übrigens noch drey Tage fort, und nicht nur in der Hauptſtadt, ſondern in den meiſten Provinzen des Reichs, wohin die königlichen Befehle deshalb ergangen waren. Zu Orleans wurden an 3000 Menſchen ermordet, zu Lyon 900, zu Rouen 500, zu Bordeaux 274, zu Toulouſe 200, eben ſoviel in Meaux, der kleineren Städte und des platten Landes nicht zu gedenken. Im Ganzen rechnet man die Zahl der Ermordeten auf 30,000. Die Chroniken der franzöſiſchen Städte ſind voll von den unerhörteſten Schandthaten, die bei dieſer Gelegenheit verübt wurden, und die man vor Grauſen faſt nicht nacherzählen kann. Dagegen haben ſie uns auch den Namen manches edlen Mannes aufbehalten, der durch die ſtandhafteſte Widerſetzlichkeit den königlichen Befehl nicht zur Ausführung kommen ließ. Der Graf von Tende, ein Stadthauptmann in der Provence, vernichtete den Brief auf der Stelle, und der Vicomte von Orthe, Commandant zu Bayonne, ſchrieb an den König: „Sire, ich habe Ew. Maj. Befehl Ihren

getreuen Einwohnern und den Kriegsleuten von der Beſatzung kund gemacht, und da habe ich lauter gute Bürger und mannhafte Soldaten, aber nicht einen einzigen Henker gefunden. Sie und ich bitten Ew. Maj. unterthänigſt, Sie wollen unſere Arme und unſer Leben nur zu möglichen Unternehmungen — ſeyen ſie auch ſo verwegen als ſie wollen — anzuwenden geruhen." Beide Edelleute ſtarben hierauf ſo ſchnell, daß man vermuthete, ihr Ungehorſam ſey ihnen mit Gift vergolten worden.

Wenn gleich den ſtrengen Katholiken im Reiche durch dieſes Henkermahl ein wahres Genüge geleiſtet worden war, ſo wußte doch der König zu gut, daß es an rechtſchaffenen und achtungswürdigen Männern nicht fehlte, denen die nichtswürdige Art, wie man mit den Hugenotten verfahren war, abſcheulich vorkommen mußte. Mit welchem Geſicht er dieſen unter die Augen treten ſollte, darüber war er lange unentſchloſſen. Am erſten Tage ſchrieb er den Statthaltern in den Provinzen, er habe keinen Theil an dieſen Unordnungen, ſie ſeyen blos eine Frucht des Haſſes zwiſchen den Guiſen und den Chatillons *), es möchte daher ein jeder für die Beobachtung der Friedensedicte möglichſt ſorgen. Aber ſogleich ſtellte ihm ſeine Mutter vor, daß es höchſt unvorſichtig gehandelt ſey, ſich die Guiſen zu Feinden zu machen, da die proteſtantiſche Parthey nun abermals neue Verſuche machen könnte, von Rache entflammt; daß es dem königlichen Anſehn ſchaden würde, wenn es hieße, er ſey von den

*) So hieß die Familie, zu welcher Coligny gehört hatte.

Seinen gezwungen worden, vor ſeinen Augen wider ſeinen Willen ſo etwas geſchehen zu laſſen. Es ſey weniger gefährlich, das Gehäſſige einer ſolchen That auf ſich zu nehmen, als eine Schwäche und Kraftloſigkeit ſeiner Regierung zu geſtehen. Dieſes letztere war vorzüglich auf des Königs Karakter berechnet, und er verſtand ſich, ſo allmälig in die Intrigue verwickelt, zu dem was er eigentlich nicht ganz gewollt hatte.

Der König erhob ſich daher ſelbſt am 26. Aug. ins Parlament, wo er in einer feierlichen Sitzung erklärte, was durch ſeine Unglaublichkeit ſich ſelbſt widerlegte, daß Coligny nach einer ununterbrochenen Reihe von Empörungen und Vergehungen gegen ſeinen Oberherrn, und nach ſo vielen Begnadigungen, einen Entwurf auszuführen geſucht habe, den König, die Königinn, die Herzoge von Anjou und Alençon, ja ſelbſt den König von Navarra aus dem Wege zu räumen, den Prinzen von Condé auf den Thron zu ſetzen, dann dieſen gleichfalls umzubringen, und ſo zuletzt nach Ausrottung des ganzen königlichen Stammes das Reich ſelber zu beherrſchen. Er ſey alſo gezwungen worden, einem Uebel durch das andere zu begegnen. Zugleich ward befohlen, nachdem die Schuld ſchon beſtraft war, die Wirklichkeit derſelben gerichtlich zu unterſuchen. In Colignys Papieren fand man nur Beweiſe ſeiner Klugheit und Treue gegen den König, die Sentenz aber verdammte ihn und ſeine Familie als Majeſtätsverbrecher. Er ward noch einmal im Bilde aufgehenkt.

Dem König Heinrich von Novarra und dem Prinzen von Condé wurden nun Pfaffen auf das Zimmer geſchickt, um ſie im katholiſchen Katechismus zu unterrichten. Sie hörten zwar aus Furcht zu, ſträubten ſich aber noch immer, öffentlich das katholiſche Glaubensbekenntniß abzulegen. Aufgebracht über dieſen Aufſchub, befahl der König eines Tages mit rauher Stimme, man ſolle ihm ſeine Waffen holen, das Garderegiment um ihn herumſtellen, und die beiden Prinzen vorführen. Nur ein Fußfall ſeiner eigenen Gemahlinn Eliſabeth konnte ihn zur Zurücknahme des ſchrecklichen Befehls bewegen. Dennoch war die Anrede an die Prinzen, als ſie vor ihn kamen, noch fürchterlich genug. „Tod, Meſſe oder Baſtille!" ſchrie er ihnen drohend entgegen. Der kühnere Prinz von Condé wollte etwas von Gewiſſen und Recht einwenden, wurde aber durch des Königs heftigere Drohungen bald zum Schweigen gebracht, und ſo kam denn endlich das erzwungene Bekehrungswerk zu Stande, zu dem man ſich eines proteſtantiſchen abtrünnig gewordenen Predigers bediente, deſſen Beiſpiel und Ueberredung auf den Prinzen von Condé wirkte. Der Papſt ſchickte eine Abſolution dazu, und Heinrich von Navarra hob ſogar in ſeinen Staaten die reformirte Gottesverehrung wieder auf.

Die Nachricht von dieſen Vorfällen verbreitete ſich in kurzem durch ganz Europa, und erregte in den verſchiedenen Ländern eine ſehr verſchiedene Senſation. Philipp II. von Spanien triumphirte darüber, der Papſt Gregor XIII. hielt ſogar eine feierliche Dankſagungsmeſſe, ließ Kanonen löſen, Freu-

denfeuer abbrenen, und eigene Münze auf die Pariſer Bluthochzeit ſchlagen. Nur die Engländer und Deutſchen äußerten lebhaft ihren gerechten Abſcheu über dieſe That. „Wollte Gott, ſchrieb der redliche Kaiſer Maximilian II., mein Tochtermann hätte mich um Rath gefragt, wollte ihm treulich als ein Vater gerathen haben, daß er dieſes gewißlich nimmermehr mit meinem Rathe gethan hätte.“

38.

Vierter Bürgerkrieg.

(1573.)

Das ganze Königreich glich jetzt einer Stadt, die an allen Ecken in Flammen ſteht. Verfolger und Verfolgte liefen gleich haſtig hin und her, die Landſtraßen waren bedeckt mit Schaaren flüchtiger Hugenotten, die kaum das Nothwendigſte in der Eil gerettet hatten, und nun wie Bettler das Land durchſtreiften. Sie zogen ſich beſonders in ihre Sicherheitsplätze Rochelle, Sancerre, Montauban und Nimes. Der Hof war alſo darauf bedacht, ſie auch aus dieſen zu vertreiben, und ſandte zu dem Ende den Herzog Heinrich von Anjou, Bruder des Königs, mit einer ſtarken Armee ab, Rochelle zu belagern. Der König von Navarra und der Prinz von Condé mußten mit bei der belagernden Armee ſeyn, um den Hugenotten und ihrer Parthey auch dieſe Namen zu rauben. Und um den Herzog von Anjou zu unterſtützen, befanden ſich zugleich im Lager alle Officiere, welche nur irgend durch ihre militäriſchen Kenntniſſe berühmt waren. So ſehr, ſchien

es, hatte man auf Widerſtand gerechnet, den man auch fand. Die Einwohner von Rochelle, welche Zeit gehabt hatten, ſich zu rüſten, vertheidigten ſich mit unerſchöpflichem Muthe. Neunmal hatten ſie einen Sturm zurückgeſchlagen, und die Wälle und Mauren ihrer Stadt hatten mehr denn 30,000 Kanonenkugeln ausgehalten. Beide Partheien waren endlich gleich ſehr geneigt zum Frieden, in der Stadt und vor der Stadt fingen die Soldaten an der Mühſeligkeit einer ſolchen Belagerung überdrüßig zu werden, und den Herzog von Anjou und einen Theil ſeiner Begleiter trieb noch ein beſonderer Umſtand, ſo bald als möglich dieſen Handel geendigt zu ſehen.

Dies war nehmlich die Ausſicht des Herzogs von Anjou auf den polniſchen Thron. Katharine liebte dieſen Sohn vorzüglich, und da ſie von den Zeichendeutern, denn der Aſtrologie und andern magiſchen Künſten vertraute ſie ſehr, gehört hatte, daß ſie vor ihrem Tode alle ihre Söhne auf dem Throne ſehen würde, und doch nicht wünſchte, daß dieſe Prophezeihung durch den Tod ihres ältern Sohnes in Erfüllung gehen möchte, hatte ſie nach allen Seiten ſich nach einem Königreiche für ihn umgeſehen und ſogar über die Nordküſte von Afrika, zu der Sardinien und Corſika ſollte geſchlagen werden, unterhandelt, bis ſich endlich in Polen eine Hoffnung dazu zeigte, an deren Realiſirung ſie ſchon vielfach gearbeitet hatte, und deren Erfüllung ſich jetzt näherte. Man kam alſo bald zu einer Unterhandlung und zu einem Frieden, deſſen Inhalt der alte und nie gehaltene war, daß die Hugenotten völlige Gewiſſensfreiheit und ihre Sicherheitsplätze

behalten ſollten. Unter ähnlichen Bedingungen, aber einige Monate ſpäter, ſchloß man mit der Stadt Sancerre einen Vergleich, durch den die Belagerung aufgehoben, und die Einwohner von den Drangſalen befreit wurden, welche ſie muthig ausgeſtanden hatten, und die nicht ſowohl von dem belagernden Feinde, als dem drückenden Mangel, den ſie litten, herkamen. Nachdem alles Fleiſch, ſelbſt der Mäuſe, Ratten, Hunde und Katzen verzehrt war, hatte man eher mit aufgeweichtem Leder ſeinen Hunger geſtillt, als ſich ergeben wollen, ſo daß dieſe Beharrlichkeit lieber das Eckelhafteſte genießen, als das Unbilligſte ertragen wollte. Man hatte in Paris um ſo mehr geeilt, ſie durch billige Vorſchläge zu gewinnen, ehe die polniſchen Geſandten ankämen, damit nicht die Verzweiflung der Proteſtanten, zu der ſie noch könnten gebracht werden, jenen die Erbitterung der Katholiken und des Königs gegen ſie an den Tag legen möchte.

39.

Die letzten Tage Karls IX.

(1574.)

Man kann ſehen, daß im Grunde der neue König von Polen eben ſo ungern das Reich verließ, als Katharina ihn ungern ſo weit von ſich entfernt ſah, da der König, der einen Nebenbuhler gern verlor, die Zaudernden ſogar mit Heftigkeit an die Beſchleunigung der Abreiſe erinnern mußte. Man ſetzte ſie endlich ins Werk, und da der König plötzlich krank ward, ſo begleitete nur Katharina und der Herzog

von Alençon den abreiſenden König bis nach Nancy, wo die Mutter nach einem langen heimlichen Geſpräch unter vielen Thränen den Sohn entließ, der ſeine Reiſe nach Polen, durch Deutſchland weiter fortſetzte.

Als er durch Heidelberg kam, wo er von dem Pfalzgrafen bewirthet ward, führte ihn dieſer durch eine Gallerie, in welcher die Gemälde berühmter Männer, und auch das des Coligny, hiengen. Er ließ darauf den Vorhang von dem letztern wegziehen, und ſagte zum Könige, Frankreich habe in dieſem Manne ſehr viel verloren. Der König beantwortete dieſen ſtillen Vorwurf durch Stillſchweigen.

Katharinens Beſorgniß entſtand aus der Furcht, es möchte nun der Herzog von Alençon, der dritte Sohn, an die Stelle des ihr ergebenen und jetzt geſchiedenen Königs von Polen treten, und dadurch gefährlich werden, wenn er dieſe Gelegenheit benutzte, ſeine vorige Zurückſetzung zu rächen, und wenn er ſich zur Verſtärkung ſeiner Macht an die Proteſtanten anſchloß, gegen die er bisher ſchon gemäſſigtere Geſinnungen gezeigt hatte. Er konnte hoffen, ſie bereitwilliger zu finden, da ſchon neue Bewegungen unter ihnen herrſchten, deren Richtung ſich aus den neuen Forderungen ſchließen ließ, die ſie an den König machten, und von denen Katharina ſagte, es würde ſie Condé damals an der Spitze eines zahlreichen Heeres nicht gemacht haben, ob ſie gleich von der Art nur waren, wodurch ohne alle künftige Ausflüchte, klar und beſtimmt die Exiſtenz der Proteſtanten geſichert worden wäre. Indem dieſe Forderungen, wenn auch nicht unmittel-

bar, zurückgewieſen wurden, die Hugenotten über- dem über Verletzung des ſchon Zugeſtandnen ſich be- klagten in öffentlichen Schriften, ſo war auch nun der Krieg abermals dem Ausbruch nahe.

Keine kleine Verſtärkung für ſie war nun die dritte im Reiche aufgeſtandene Parthey, die Poli- tiker, ſo genannt, weil ſie nicht um der Religion willen kämpften, ſondern die Regierung verändert wiſſen wollten. An ihrer Spitze ſtand der genannte Herzog von Alençon, die Familie Montmorenci, der junge König von Navarra, der gar ſehr von der Auf- ſicht unter, und von der etwas ausſchweifenden Ge- mahlin, mit welcher er leben mußte, befreit zu ſeyn wünſchte, Condé nebſt vielen andern angeſehe- nen Leuten.

Die abſchlägige Antwort, welche durch die Be- mühungen Katharinens der Herzog von Alençon er- hielt, als er um die Würde, die ſein Bruder, der König von Polen, bis jetzt beſeſſen hatte, bat, brach- te auch dieſe Parthey zu einer öffentlichen Aeuße- rung ihres Misvergnügens und ihrer Beſtrebungen, die dahin ausgingen, nach dem baldigen und leicht vorauszuſehenden Tode des Königs, Katharinen vom Hofe zu entfernen, die Nachfolge des rechtmäßigen Thronerben, des jetzigen Königs von Polen, zu ver- hindern, und den Herzog Franz von Alençon, den eigentlich freilich weder Kraft des Willens noch des Verſtandes, fähig machten, auf den Thron zu ſe- tzen. Zu dem Ende ſollte man ſich der Provinz Languedoc heimlich verſichern, und die Prinzen ſoll- ten ſich in der Stille vom Hofe entfernen nach den Plätzen der Hugenotten.

Dieſe voll Begierde, von dieſen heimlichen Bewegungen endlich den Schleier abzuziehen, erſchienen plötzlich bei St. Germain, wo der Hof ſich aufhielt, mit Truppen. Sey es nun, daß die geringe Zahl derſelben, denn es waren nur 200 Pferde, den Herzog von Alençon abhielt, kurz er und der König von Navarra gingen nicht zu ihnen über, wie jene gehofft hatten, ſondern folgten der mit dem Könige eilig nach Paris fliehenden Katharine, welche darauf dieſe beiden, ſo wie die übrigen Anhänger gefangen nehmen ließ. Nur Condé und einige andere hatten ſich mit der Flucht gerettet. Von den Eingezogenen wurden einige in die Baſtille geworfen, andere ſogar enthauptet *).

Auch Heinrich von Navarra und der Herzog von Alençon wurden von der Königinn Mutter zur Rede geſtellt. Der letztere geſtand freilich alles, ſchob die Schuld auf übelgeſinnte Rathgeber, und erklärte den Vorfall bei St. Germain als gegen ſeinen Willen geſchehen. Heinrich hingegen gab ſeiner Vertheidigung die Wendung einer Anklage gegen das Mistrauen, das am Hofe gegen ihn herrſche, und daß dieſes ihn bewogen habe zu dem Verſuche, jenen

*) Unter dieſen waren zwey Edelleute, la Motte und Coconnas, die nach den damaligen verderbten Sitten des Hofes die geheimen Liebhaber der Königinn Margarethe von Navarra und der Herzoginn von Nevers geweſen waren. Nach ihrer Hinrichtung baten ſich die beiden Damen die Häupter derſelben aus, um ſie, einbalſamirt, unter den Denkmälern ihrer Liebe aufzubewahren. So widrig kann das zarteſte Gefühl ausarten.

zu verlaſſen, ohne aber gegen den König und die Regierung feindſelige Abſichten gehabt zu haben. Die Proteſtanten indeſſen vertheidigten in öffentlichen Schriften ihre Sache, und verwandelten die Frage über die Rechtmäßigkeit ihres Verfahrens in dieſem Fall in allgemeine Unterſuchungen über das Recht, welches man gegen die Obrigkeit, die ihre Gewalt misbraucht, zur ſchnellen Selbſthülfe hat, um eine höhere Nothwendigkeit, als die aus der Noth entſteht, darzuthun.

Die Königinn indeſſen, die Verſchlimmerung der Geſundheit des Königs bemerkend, war bemüht, ihre Herrſchaft auch im Fall ſeines Todes zu begründen, durch eine Verordnung, in welcher im Namen Karls, Katharina zur Regentin des Reichs während der Abweſenheit des Bruders des Königs erklärt ward. Karl ſtarb auch bald darauf (30. Mai) ohne Kinder im 29ſten Jahre ſeines Alters. Durch eine falſche Erziehung war die Kraft ſeines Willens in Wildheit verwandelt, die Energie in Leidenſchaftlichkeit, im Tumulte ſo vieler Intriguen des Hofes ſein Verſtand in Schlauheit. Die innere Entzweiung ſeines Karakters beweiſen die nächtliche Schrecken, welche ſeit der Bartholomäusnacht ſeinen Schlaf oft verſcheuchten.

40.

Heinrich III.

(1574 — 1589.)

Gleich nach dem Tode Karls IX. ſchickte Katharine einen Eilboten nach Polen, den König von die-

ſem Vorfall zu benachrichtigen, und ſendete dem erſten einen zweiten nach, damit die Möglichkeit des Verunglückens des erſten, nicht ihren geliebten Sohn länger ihren Umarmungen entziehen möchte, als ſie es wünſchte und auch jener ſelbſt; denn unter Schmeicheleien und Wohlleben erzogen, gefiel ihm weniger die Strenge und der Ernſt einer durch den Freiheitsſinn des Adels, der Tirannei nicht empfänglichen Regierung, und die fanden bei ihm Gehör, welche ſo ſchnell als möglich, und um alle Hinderniſſe zu vermeiden, in größter Eil Polen zu verlaſſen und nach Frankreich zurückzukehren, riethen. Es geſchah. Wie ein Flüchtling entſchlüpfte er aus Kracau, und als ob er das nur gefürchtet hätte, hier zurückgehalten zu werden, ließ er ſichs gefallen, in Wien und Venedig, welche berühmte Stadt zu ſehen er ſo begierig geweſen war, durch Feſtlichkeiten aller Art ſeinen eiligen Weg zu verzögern, während ſeine Mutter ſich bemühete, bis zu ſeiner Ankunft durch eine gewiſſe Mäßigkeit, den obgleich nahen Ausbruch der Feindſeligkeiten ſo viel als möglich zurückzuhalten.

Der aber, welcher nun dieſen Ausbruch entweder zurückhalten oder beſtehen ſollte, Heinrich III., war ein Prinz, der ſeine Anlagen durch träge Wolluſte vernichtet hatte, der als ein Haupturheber der Bartholomäusnacht, die Proteſtanten haßte, auch deswegen, weil ſie die Ruhe ſtörten, nach welcher er ſich ſehnte, um in ihrem Schoos die Annehmlichkeit eines königlichen Lebens zu genießen. Zwar nicht ohne Thatkraft, wenn er ſich ſchon verwickelt ſah, aber ohne Unternehmungsgeiſt, um ſelbſt eine Rei-

he von Verwickelungen anzufangen, und ſeine Gegner dadurch anzugreifen, war er nicht geeignet, einen wankenden Thron zu behaupten. Und unter den Eigenſchaften, die einen König zieren, aber nicht machen, Schönheit und Majeſtät des Körpers, natürliche Wohlredenheit, muntre Laune und Witz, Gefallen an Prunk und glänzenden Ceremonien, war auch Freigebigkeit, die, als das Produkt blos inſtinktmäßiger Güte, alſo ohne Maaß, einem Könige, vorzüglich einem ſolchen, der über einen mit Schulden belaſteten Staat regierte, verderblich und ſchädlich war *). Von den Millionen, welche durch unerſchwingliche Steuern in dem Lande aufgebracht wurden, ward ein kleiner Theil für die Bedürfniſſe des Staats aufgewendet, ein größerer aber floß in die Taſchen ſeiner Günſtlinge, die ihrer weibiſchen Sitten wegen Mignons genannt wurden, und die oft kein anderes Verdienſt hatten, als daß ſie die Theilnehmer ſeiner Vergnügungen waren, oder während der Faſtenzeiten in grotesken Vermummungen Tag und Nacht durch die Straßen mit ihm liefen,

*) Sein Kabinetsſekretär Benoiſe hatte einmal ſeine Brieftaſche in des Königs Zimmern verloren. Heinrich fand ſie, durchſuchte ſie, und fand ein Papierchen darin, worauf Benoiſe einmal, um eine Feder zu probiren, die Worte: „Schatzmeiſter meiner Wirthſchaftsgelder" geſchrieben hatte. Er war eben bei Laune, und ſchrieb hinzu: „bezahlet dem Sekretär Benoiſe die Summe von 1000 Thalern. Heinrich." Die Schmeicheleien, die der Empfänger in ſeine Dankſagung miſchte, ergötzten den König ſo ſehr, daß er ſich den Zettel wieder geben ließ, um gar noch eine Null hinzuzufügen.

in alle Häuſer und Geſellſchaften, und jederman inſultirten. So war die Beſchaffenheit des Königs, aus welcher die Entwickelung der folgenden Begebenheiten wird verſtändlicher werden.

Abermals ſollte dieſe Entſcheidung auf dem Wege der Waffen, als dem einzigen Mittel, zu Stande kommen, denn ſo wollte es der König, oder vielmehr die Guiſen und Katharina, die ihren Einfluß in die Staatsangelegenheiten auch bei dieſem ihrem Sohne gerettet hatte, indem viele, die ihr ſonſt im Wege hätten ſtehen können, durch das Mistrauen, welches Katharine ihrem Sohne gegen dieſe einzuflößen wußte, vertrieben waren, oder freiwillig einen König verließen, an dem ſie nur prunkenden Uebermuth, und weibiſche Schlaffheit bemerkten, welche beiden Eigenſchaften ſich mit dem Fortgange ſeines Lebens immer mehr entwickelten. Und wäre es auch nur Liebe zur Ruhe geweſen, welche den König zur Unterdrückung und Verfolgung dieſer Gegner hinleitete, ſo muß man geſtehen, daß der Entſchluß zur gänzlichen Zerſtörung der Hugenotten zugleich in dem Weſen und dem Geſetz der Entwickelung des franzöſiſchen Reichs lag, und der Kampf, der bisher fortgeführt ward, zugleich ein Kampf war für die Erhaltung dieſes Weſens, durch das auch ein ganz andrer Ausgang der Dinge, als in Deutſchland, hervorgebracht wurde.

Die Hugenotten ſuchten ſich nun auch noch mehr in eine kriegeriſche Verfaſſung zu ſetzen. Schriften wurden von ihnen ausgeſtreut, um die Gerechtigkeit ihrer Sache darzuthun, und Truppen wurden zu ihrer Unterſtützung herbeigeſchafft. Der Prinz von

Condé, der ſich noch immer in Deutſchland auf- hielt, führte in Vereinigung mit dem Pfalzgrafen Caſimir ein anſehnliches Corps aus jenem Lande herbei, und ob gleich die Hugenotten ihn zu ihrem Oberhaupte gewählt hätten, ſo übertrug er doch bald darauf dieſe Würde dem Herzog von Alençon, der mit einer größern Zahl von Politikern vom Hofe entflohen war, und ſich zu den Hugenotten begeben hatte, die mit Freuden ſeinen Nahmen, und das Anſehn ſeiner Perſon an ihrer Spitze ſahen, wie es mit Schmerz die Königinn und der König hör- ten. Dieſer, um ihn auf eine würdige Weiſe von Frankreich zu entfernen, hatte ſich bemühet, ihm den polniſchen Thron zu verſchaffen. Allein die Art und Weiſe, wie er dieſen verlaſſen, hatte die Polen ſo beleidigt, daß ſie von einem ſolchen Vorſchlage nichts hören mogten. Bald darauf entfloh auch der junge König von Navarra, obgleich am Hofe ſtreng be- wacht, und ſtellte ſich in Guienne an die Spitze der Hugenotten. Ein neuer Schlag für die Königinn, die nur den einen Troſt darin fand, daß ſo viele Häupter eine Entzweiung leichter nach ſich ziehen würden.

Doch war es der Königinn vor allen darum zu thun, den Herzog von Alençon von den Verbunde- nen zu trennen. Sie ging deshalb einen Frieden ein, der durch die, für den Hof faſt ſchimpflichen, Bedingungen die Noth zeigte, in welcher er gemacht war, aber auch von der Königinn faſt gar nicht ge- halten wurde, indem ſie nur den Punkt erfüllte, durch welchen ſie den Herzog von Alençon an ſich zog. Hatten daher die Proteſtanten Urſach unzu-

frieden zu ſeyn, weil er nicht gehalten wurde, ſo waren es aber die Katholiken nicht minder, daß man ihn überhaupt eingegangen, und es veranlaßte dies neue Partheien.

41.

Die heilige Ligue.

(1576 – 1588.)

Es waren nämlich die Guiſen und ihr Ehrgeitz noch nicht ausgeſtorben. Herzog Heinrich, der Sohn des tapfern Guiſe, der vor Orleans erſchoſſen worden war, und ſelbſt ſchon berühmt als Held der Bartholomäusnacht, war jetzt 19 Jahre alt, und an äußern und innern Vorzügen das lebhafte Bild ſeines treflichen Vaters. Sein Ehrgeitz trug ihn noch zu höheren Entwürfen, als jener gewagt hatte, und nachdem er durch einen bezahlten Genealogen hatte beweiſen laſſen, daß er in gerader Linie von Karl dem Großen abſtamme, entſchloß er ſich zu Thaten, die dieſes Ahnherrn würdig wären, vielleicht auch einmal zu deſſen Glücke führten. Um ihn bildet ſich eine Parthey von angeſehenen Katholiken, der eine Menge Edelleute aus allen Provinzen beitreten, und die ſich die Aufrechthaltung des Staats und der Religion zum Zweck ſetzt, ohne Rückſicht auf den König, den man dazu für zu ſchwach hält. Geheime Zwecke dieſer Verbindung waren noch: die Ermordung Anjous, der dem Könige immer wieder günſtige Bedingungen für die Hugenotten abdringe, ferner die Aufhebung des Königs, den man alsdann als den letzten Valois eben

ſo in ein Kloſter ſtecken wollte, wie dies einſt mit dem letzten Merovinger Childerich geſchehen war *), und endlich die Erhebung Guiſens, als des wahren Nachkommen Karls des Großen, auf den Königsthron. Dieſe katholiſche Parthey ward ſo ſtark und anſehnlich, daß ſie es wagen durfte, Philipp II. von Spanien und den Papſt (Sixtus V.) zum Beitritt einzuladen. Die Theilnahme des letztern verſchaffte dem Bunde den ſchon oft gebrauchten Namen der heiligen Ligue.

Die Proteſtanten hatten die erſte Nachricht davon gegeben, die der König nicht glauben wollte, bis ihn ſein Geſandter in Spanien überzeugte. Eine ſolche Coalition, die ſich vornahm, an ſeiner Statt und ohne ihn zu fragen, zu regieren, konnte ihn unmöglich ruhen laſſen, zumal wenn man noch bedenkt, daß auch ſeine Mutter Katharine bei allem Gebrauch, den ſie von den Guiſen machen wollte, doch eine ſolche ſchrankenloſe Gewalt nicht billigen konnte. Er ergriff indeſſen eine Maaßregel, die der Herzog von Guiſe nicht erwartet hatte, und die derſelbe um ſo weniger vereiteln konnte, da er ſie ſelbſt vor den übrigen Bundesbrüdern nicht mißbilligen konnte: er trat ſelber der Ligue bei, und ließ ſich zum Haupte derſelben erklären. Es verſteht ſich, daß man ihm dabei die Privatabſichten der Guiſen ganz verſchwieg. Unterdeſſen waren ſchon die Stände zu Blois (1577) verſammelt, von wo eine Aufforderung an die Häupter der Hugenotten erging, wieder in den Schooß der Kirche zurück-

*) S. Th. IV.

zukehren. Der König von Navarra, der nach Karls IX. Tode ſogleich wieder zur Reformirten Parthey übergetreten war, antwortete den Geſandten der Ligue: „Sagt der Verſammlung, daß ich jederzeit Gott gebeten habe, daß er mich die Wahrheit möge erkennen lehren. Bin ich auf dem rechten Wege, ſo erhalte mich Gott dabei, wo nicht, ſo öfne er mir die Augen, und dann werde ich nicht allein bereit ſeyn, den Irrthum ohne Menſchenfurcht abzuſchwören, ſondern auch meine Güter und mein Leben zur Vertilgung der Ketzerey anzuwenden.“ Aehnliche Antworten gaben auch der Prinz von Condé und der Marſchall von Damville. Da der König kein Geld hatte, der dritte Stand und die Geiſtlichen auf der Reichsverſammlung ſich weigerten, Auflagen zu übernehmen, ſo ward wieder unterhandelt, und ſo, daß die Proteſtanten endlich zufrieden waren, weil auch ſie mit Truppen und Geld nicht verſehen waren. Man bewilligte ihnen freie Religionsübung im ganzen Reiche, Paris ausgenommen, und in jedem der acht Parlamenter oder höchſten Gerichtshöfe des Reichs eine mit einer gleichen Anzahl Katholiken und Reformirten beſetzte Kammer (chambre mi-partie), die einzelnen Streitigkeiten beider Partheien zu ſchlichten; dazu acht wichtige Städte im Reiche, die die Hugenotten mit Garniſon beſetzen durften. Dieſer Vertrag war eigentlich nur die Beſtätigung deſſen, den der Herzog von Anjou dem Könige ſchon ein Jahr vorher abgedrungen hatte, mit einiger Milderung jener harten Bedingungen, die man damals, als die fremden Truppen noch im Reiche waren, hatte zugeſtehen

müſſen, und auf deren abermalige Ankunft die Proteſtanten nicht ſo leicht wieder rechnen konnten, da jene mit dem damaligen Benehmen nicht zufrieden geweſen waren.

Sechs Jahre vergingen nun wieder in einem Zuſtande von ſcheinbarer Ruhe, während welcher jedoch das Feuer immer unter der Aſche fortglimmte. Das Reich gerieth bei der durchaus nachdruckloſen Regierung immer mehr in Verfall, die Statthalter in den entfernteren Provinzen ſchalteten wie unumſchränkte Herren, die braven Bürger grämten ſich im Stillen, und die Prieſter eiferten auf den Kanzeln gegen das liederliche Leben des Königs. Die Ligue ſchien nun wieder eingeſchlummert zu ſeyn, allein mit dem Jahre 1583 bekam ſie auf einmal neues Leben. Am 10. Jun. dieſes Jahres ſtarb nämlich des Königs letzter Bruder, der Herzog Franz von Anjou (30 Jahre alt), und da der König ſelbſt noch keine Leibeserben hatte, auch ungeachtet ſeiner Jugend ſchon ſehr entnervt war, ſo hatte es allen Anſchein, als ob das Geſchlecht der Valois mit ihm ausſterben würde. Dann waren die Bourbons die nächſten am Throne, aber Heinrich von Navarra war ja ein Ketzer, und ſein Oheim, der alte Kardinal Karl von Bourbon, ein ſchwacher Greis; was Wunder alſo, daß der Herzog von Guiſe jetzt mehr als jemals ſeine Abkunft von den Karolingern geltend zu machen, und ſich dadurch den Weg zum Thron zu bahnen ſuchte. Dieſe glänzenden Ausſichten brachten nun auf einmal wieder Leben in die Ligue, und es galt jetzt ein doppeltes Ziel, die

Hugenotten zu unterdrücken, und den König ganz willenlos zu machen.

Sogleich zieht Guiſe Truppen zuſammen, und nimmt in der Geſchwindigkeit eine Menge feſter Städte in Beſitz, ohne den König zu fragen. Dieſer gerieth darüber in nicht geringe Beſtürzung. Ein tüchtiges Kriegsheer wäre hier das einzige Mittel geweſen, ſein verletztes Anſehn wieder herzuſtellen, und die Rebellen für ihre Anmaßung zu züchtigen. Aber woher das nehmen? Die Politik Katharinens rieth hier abermals zu Unterhandlungen, die, wie gewöhnlich, darauf hinausliefen, daß man den Gegnern alles bewilligte, was ſie haben wollten, und nachher doch wieder zurücknahm, was man wollte. Das letztere ging indeſſen hier nicht gut, denn die Liguiſten bedungen ſich gleich zehn Sicherheitsplätze im Reiche aus, und ein Edict, daß alle Hugenotten die ihrigen verlaſſen, und bei ſchwerer Strafe katholiſch werden ſollten. Nachdem dies Edict *) einmal ausgeſchrieben war, galt kein Zurücknehmen mehr, man hatte dadurch den Hugenotten den Krieg erklärt, und mußte ihn ausfechten. Der König war mitten im Gewirre, er mußte folgen, wohin die Ligue ihn haben wollte, und nur zufrieden ſeyn, daß man ſeinen Namen noch reſpectirte. Mit vieler Mühe bringt man Geld zur Ausrüſtung eines Heeres zuſammen. Der König muß unterdeſſen noch ein Edict unterſchreiben, kraft deſſen alle Hugenotten im Reiche bei Strafe der Einziehung ihrer Güter

*) Vom 7. Jul. 1585, bekannt unter dem Namen des Edicts von Nemours.

innerhalb vierzehn Tage katholiſch werden ſollen. Heinrich von Navarra ließ ſich dadurch verleiten, ein ähnliches in ſeinen Staaten gegen die Katholiken zu geben. Dadurch wurden nun auf beiden Seiten viele Familien arm gemacht. Guiſens Bruder, der Herzog von Mayenne, bekam den Auftrag, nach Guienne zu marſchieren, und den König von Navarra aufzuheben; die Sache hatte aber ihre Schwierigkeiten, und der Zug blieb vor der Hand fruchtlos. Im folgenden Jahre (1586) gedachte man es deſto beſſer zu zwingen, und ſtellte vier Heere ins Feld, der König ging ſelbſt bis nach Lyon mit, ſie richteten aber alle nichts aus.

Die Guiſen hatten unterdeſſen nicht unterlaſſen, durch aufrühriſche Predigten und durch andere Emiſſaire die Stadt Paris gegen den König aufzubringen, hoffend, daß nach ihrem Beiſpiele ſich die übrigen Städte richten würden. Dies veranlaßte eine andere Verbindung, die ſich die Ligue der Sechzehner nannte, weil die Bürgerhauptleute aus den ſechzehn Stadtvierteln die Hauptperſonen derſelben waren. Sie erklärten, es ſey jetzt nothwendig, daß der Staat ſelbſt für ſich ſorge, da man einen König habe, der ſeine Pflichten nicht kenne, dem man niemals trauen dürfe, und der die katholiſche Religion in die Gefahr gebracht habe, jedem augenblicklichen Intereſſe aufgeopfert zu werden. Wie die Hauptſtadt, ſo war das ganze Königreich erſchüttert. Aufrühreriſche Schriften wurden in Städten und Dörfern ausgeſtreuet, und ſchon ging ein Gerücht, man wolle den König aufheben, wenn er den Jahrmarkt zu St. Germain beſuchen wer-

de. Das erfuhr er wieder, und ging diesmal nicht hin.

Der bürgerliche Krieg gährte unterdeſſen immer fort. Im Jahre 1587 war Poitou der Hauptſchauplatz deſſelben. Hier hatte der trefliche Heinrich von Navarra nicht nur viele Plätze erobert, ſondern er gewann auch am 20. Okt. einen herrlichen Sieg über die ligiſtiſchen Truppen bei Coutras, an der Gränze zwiſchen Perigord und Guienne. Hier war es, wo er den Grund zu ſeinem nachmaligen kriegeriſchen Ruhme legte. Mit Augen, die von Muth und Siegsluſt funkelten, ritt der junge Held vor dem Anfange der Schlacht die Reihen auf und nieder, und rief den Prinzen von Condé und Soiſſons, ſeinen Vettern, zu: „Erinnert euch, daß ihr von bourboniſchem Geblüte ſeyd! Ich meines Orts will, ſo wahr Gott lebt, zeigen, daß ich der älteſte von euch bin!“ Er hielt Wort, und ſeine Freunde warnten ihn vergebens, ſein Leben mehr zu ſchonen. Auch Condé zeigte ſich im Treffen ſeines väterlichen Ruhms würdig. Die Niederlage der Feinde war vollkommen; auch der Anführer, Herzog von Joyeuſe war unter den Todten, nicht betrauert von dem Könige, der, dahin war es mit ſeiner Selbſtſtändigkeit gekommen, gern abermals einen Herren verlor. Heinrich von Navarra, der nur Soldat und Held aus Nothwendigkeit war, überließ ſich nach dem Siege den wehmüthigſten Empfindungen über den traurigen Anblick des mit ſoviel tauſend Todten bedeckten Schlachtfeldes, trug eine faſt brüderliche Sorgfalt für die Verwundeten, und entließ die gefangenen Katholiken meiſt ohne Löſegeld.

Die Vortheile dieſes glänzenden Sieges waren unbedeutend, man eroberte nur einige feſte Plätze. Ueber das weitere Verhalten war man uneinig. Condé rieth über die Loire zu ſetzen, und ſich mit den deutſchen Soldtruppen zu verbinden, andere waren der Meinung, das Heer der Ruhe genießen zu laſſen, zum wenigſten einen Theil. Navarra ging nach Bearn, Türenne übernahm das Commando des Heeres, mit welchem er nach Beaugois gehen ſollte, um hier an den Quellen der Loire einen weniger beſchwerlichen Uebergang, und alſo eine leichtere Vereinigung mit den Deutſchen zu haben, die von den Proteſtanten den Hugenotten zu Hülfe geſchickt waren, nachdem nämlich ihre Geſandten mit Friedensvorſchlägen am franzöſiſchen Hofe nichts hatten ausrichten können.

Sie waren nach Lothringen eingerückt, um durch Bedrängung dieſes Landes die Guiſen zum Frieden zu zwingen. Von da aus wollten ſie über die Loire gehen, wurden aber zweimal ſo gänzlich geſchlagen von Guiſe, daß dieſer ſie gänzlich vernichtet haben würde, wenn der König, der dieſen Triumph dem Guiſe misgönnte, nicht einen Vertrag mit ihnen geſchloſſen hätte, nach welchem er ihnen einen freien Abzug gewährte. Allein nur wenige retteten ſich, denn theils waren ſie in den Schlachten umgekommen, theils ſtarben ſie an Krankheiten, oder wurden unterweges ermordet, da ſie bei ihrem Einmarſch ſtark geplündert hatten.

Die hugenottiſche Parthey erlitt um dieſe Zeit einen andern Verluſt, durch den Tod des Prinzen von Condé. Alle Anzeigen waren da, daß Gift

ſeinem Leben ein ſo frühes Ende gemacht habe, denn er war erſt 35 Jahr. Es war ein Mann, bei dem man, nach dem Ausſpruche eines Geſchichtſchreibers, nichts vermißte, als das Glück.

42.

Guiſens Uebermuth.

(1588.)

Die Aufrührer in Paris riefen indeſſen den Herzog Heinrich von Guiſe in ihre Stadt. Dieſen ehrenvollen Ruf hatte Guiſe nur erwartet, um die letzte Hand an ſein kühnes Werk zu legen. Er kam, zwar nur mit wenigen Begleitern, aber gleich bei ſeinem Eintritt von Tauſenden umringt, die ihn vergötterten. Er ſtieg bei der Königinn Mutter ab, und beſuchte den König, eben da dieſer mit ſeinen Lieblingen rathſchlagte, ob er ihn tödten laſſen ſolle. Das Geſpräch war natürlich nicht das freundlichſte, und Guiſe entfernte ſich ſo ſchnell er konnte, dem Himmel dankend, daß er diesmal noch ſo davon gekommen ſey. Auch der König war in banger Unruhe. Er ließ die Wachen im Louvre verdoppeln, Guiſe die vor ſeinem Pallaſt. Katharine, die gern Frieden ſtiften wollte, lief von einem zum andern, und bewegte ſie beide zu einer zweiten Unterredung, in welcher ſich der König ſehr ſchwach, und der Herzog ſehr ſtolz benahm. Die Spannung ward nur noch größer. Heinrich ließ ſogar zu ſeiner Sicherheit 4000 Schweizer nach Paris kommen. Das machte die Sechzehner wieder mistrauiſch, und Guiſe ſelbſt verbreitete gefliſſentlich ein Gerücht, der

König wolle ſie überfallen, und 120 der Vornehmſten hinrichten laſſen, zu welchem Ende draußen ſchon zwanzig Galgen und mehrere Blutgerüſte errichtet wären. Dieſe Nachricht bringt alle Bürger in Aufruhr, ſie ſtürzen aus den Häuſern, verſperren die Straßen durch vorgezogene Ketten, verrammeln ihre Thüren mit Fäſſern, Balken, Brettern und Wagen, und treten mit geladenen Gewehren an die Fenſter. Dagegen ließ der König die Schweizer in den Straßen aufmarſchieren, doch mit dem ausdrücklichen Befehl, nicht zu ſchießen. Das letztere machte, daß die Bürger ſie verſpotteten, und auf alle Weiſe beſchimpften. Darüber riß einem Schweizer die Geduld, und er ſchoß wirklich los. Aber das ward mit einem Hagel von Flintenkugeln und Feldſteinen erwiedert, wodurch gegen dreißig Schweizer getödtet wurden. Dieſe armen Menſchen, die ſich theils nicht wehren durften, theils der Menge nicht gewachſen waren, ſchmiegten ſich ängſtlich an die Wände der Häuſer an, und flehten mit aufgehobenen Roſenkränzen um Barmherzigkeit. Man zwang ſie endlich, mit in den Ausruf: „Es lebe Guiſe!“ einzuſtimmen, und erlaubte ihnen dann, mit umgekehrtem Gewehr abzuziehen. Guiſe zeigte ſich hierauf ſelbſt zu Pferde, ward mit lauten Jubelgrüßen empfangen, und ſtellte die Ordnung wieder her, indem er zugleich die Schweizer und königlichen Truppen vor den weiteren Mißhandlungen des Pöbels ſicherte.

Hierauf begab ſich die Königinn Mutter ſelbſt zu ihm, und ſtellte ihn zur Rede. Er verſicherte kurzweg, er habe an dieſen Unruhen keinen Antheil, ſon-

dern der König ſey allein Schuld daran, weil er fremde Truppen in die Stadt gerufen habe. Als ſie darauf Vergleichsvorſchläge that, ſpannte er ſeine Forderungen ſo hoch, daß ihre Bewilligung ihm die ganze Macht im Staate würde verſchafft haben. Unentſchloſſen verließ ſie ſeinen Pallaſt, und als ſie zum zweiten Male zu ihm fahren wollte, liſpelte ihr ein Bürger zu, es ſeyen an 15000 Menſchen bereit, das Louvre von der hintern Seite her zu beſtürmen. Sogleich kehrte ſie um, und bewegte den König zur ſchleunigſten Flucht. Er entwich noch denſelben Tag mit den ausziehenden Schweizern, und begab ſich nach Chartres. Guiſe war darüber ſehr beſtürzt, doch blieb er in Paris, und nahm das Anſehn eines Herrſchers an. Die Ketten wurden wieder weggezogen, die Verrammelungen (baricades) bei Seite geſchafft, die Läden wieder geöfnet, und die Sitzungen des Parlaments nahmen wieder ihren Anfang. Guiſe bemächtigte ſich hierauf noch der Baſtille, und änderte die Obrigkeiten in Paris nach ſeinem Gutdünken. Wenige rechtſchaffene Männer hatten die Standhaftigkeit, ihm zu widerſtehen. Zu dieſen gehörte der Präſident des Parlaments, Achilles von Harlay. Als Guiſe denſelben beſuchen wollte, fand er ihn in ſeinem Garten auf und nieder gehend. Er redete ihn verbindlich an, aber der Präſident, ohne ſich in ſeinem Spaziergange aufhalten zu laſſen, ſagte trocken: „Das iſt ein Jammer, wenn der Diener den Herrn verjagt. Uebrigens gehört meine Seele Gott, mein Herz dem Könige, und mein Leib jedem Böſewicht; man mache damit, was man will.“ Zu Guiſens

Freude waren die übrigen Glieder des Parlaments weniger eigenſinnig, und bewilligten ihm alles, was er verlangte.

Katharine von Medices, die in Paris geblieben war, unterhandelte indeß mit dem Herzoge noch immerfort, und da ſie nun einmal ſchon ſo tief erniedrigt war, ſo gab ſie endlich noch bis zum Aeuſſerſten nach, um nur noch einen Schein von Freiheit und Herrſchaft zu retten (21. Jul. 1588). Der König ſollte ſchwören, alle Hugenotten auszurotten, keine Stellen mehr an ſolche zu vergeben, den Liguiſten noch vier Sicherheitsplätze einzuräumen, alle Franzoſen ſchwören zu laſſen, keinen proteſtantiſchen Nachfolger zu wählen, allen Theilnehmern an den letzten Aufſtande in Paris zu vergeben, ihn ſelbſt zum Chef ſämmtlicher franzöſiſchen Truppen zu machen, und eine Reichsverſammlung nach Blois auszuſchreiben, in welcher eine Generalreform des ganzen Staats vorgenommen werden ſollte. Es verſteht ſich, daß die Liguiſten dafür geſorgt hatten, in dieſer Verſammlung die meiſten Stimmen zu erhalten.

Dieſe empörenden Forderungen waren es nicht allein, die den König zu einem verzweiflungsvollen Entſchluß brachten. Er hörte von verrätheriſchen Verbindungen der Guiſen mit auswärtigen Mächten, man hinterbrachte ihm die übermüthigſten Reden, die dem Herzog und ſeinen Anhängern entfallen waren, und eine Menge neuer Projecte, die auf ſeine Beſchränkung und Demüthigung abzweckten. In der Angſt ſah er kein anderes Mittel, als Meuchelmord. Acht Edelleute erboten ſich, denſel-

ben zu vollziehen. Heinrich theilte ſelbſt die Dolche unter ſie aus, und ſagte dabei: „Es iſt eine Handlung der Gerechtigkeit an dem größten Verbrecher meines Reiches, die ich euch auftrage, und deren Ausübung mir die göttlichen und menſchlichen Rechte zulaſſen; und weil ich es leider auf dem geraden Wege Rechtens nicht zu thun vermag, ſo gebe ich euch hiermit Kraft meiner königlichen Befugniß volle Gewalt, ihn auf dieſe Art zu beſtrafen.“ Der Tag der Ausführung ward auf den 23. Dec. feſtgeſetzt, wenn der Herzog ſich zur Reichsverſammlung einfinden würde. Er ward gewarnt, aber er achtete nicht darauf. Noch den Tag vorher fand er an der königlichen Tafel unter ſeinem Teller einen Zettel, mit den Worten: „Man will Sie umbringen.“ Er aber ſchrieb hinzu: „das wird man ſich nicht unterſtehen,“ und warf den Zettel unter den Tiſch.

Am beſtimmten Tage, da die acht Edelleute ſich im Vorzimmer des Königs zurecht geſtellt hatten, während in einem andern Theile des Schloſſes, die Reichsverſammlung ſchon beiſammen war, erhielt Guiſe in derſelben den Befehl, ſchnell zum Könige zu kommen. Er kam, ging durch das Vorzimmer, grüßte die darin befindlichen Herren nach ſeiner Gewohnheit ſehr freundlich, und ſie bedankten ſich mit gleicher Höflichkeit. Aber eben da er die Hand nach der Thür des königlichen Kabinets ausſtrecken wollte, ſtürzten ſie von hinten auf ihn zu. Ein Herr von Montſeris faßte ihn beim Arm, und gab ihm einen Dolchſtich in den Leib, mit den Worten: „Ha Verräther, du mußt ſterben!“ Des Effranats faßte ihn bei den Füßen, Saint

Malines verſetzte ihm einen heftigen Dolchſtoß in die Bruſt, und der Herr von Loignac einen andern in den Leib. Das alles war das Werk eines Augenblicks. Der Herzog, mehr überraſcht als erſchreckt, rief: „Ey, meine Freunde! meine Freunde!" aber gleich darauf, da ihm der Herr von Sarriac von hinten den Degen tief in den Leib ſtieß, ſchrie er laut: „Ach! Barmherzigkeit!" arbeitete noch mit den letzten Kräften, ſich loszumachen, und ſchleppte ſeine Mörder vermöge ſeiner gewaltigen Stärke bis in einen Winkel an das Bett des Königs mit ſich fort, wo er endlich erſchöpft niederſank *). Alle ſeine Verwandte wurden hierauf gefangen genommen, und ſein Bruder, der Kardinal Ludwig von Guiſe, im Gefängniſſe gleichfalls ermordet. Um dem Pöbel jeden Anlaß zu Ausſchweifungen zu nehmen, wurden die Leichname beider Brüder in eine Kalkgrube geworfen, dann die Gebeine verbrannt, und die Aſche in den Fluß geſtreut. Der dritte Bruder, der Herzog von Mayenne, entfloh.

Voller Freuden über den glücklich gelungenen Anſchlag, war Heinrich III. ſogleich mit der Nachricht zu ſeiner Mutter gelaufen, die damals auf ihrem Zimmer zu Blois krank lag. Sie verbarg ihren geheimen Schreck darüber, und tröſtete ſich vielleicht im Stillen damit, daß ſie den Herzog nicht lange überleben werde. Wirklich ſtarb ſie auch bald darauf, am 5. Jan. 1589.

---

*) Er war noch nicht 32 Jahre alt.

43.

Heinrichs III. Tod.

(1589, 2. Aug.)

So war nun der ſchwache König ganz verlaſſen. Er glich einem Kinde, das ein Haus angezündet hat, und niemanden hat, der es ſelbſt daraus befreien könnte. Wäre er entſchloſſen genug geweſen, ſogleich mit der Miene des Siegers und Königs nach Paris abzugehen, und mit fortgeſetztem Nachdruck die Ligue zu verfolgen, ſo möchte es ihm wohl gelungen ſeyn, ſie in Furcht zu ſetzen, und zu zerſtreuen. Aber da die Pariſer ſahen, daß er ſich ſelber fürchtete, ſo begingen ſie die größten Exceſſe, bemächtigten ſich der wichtigſten Poſten in der Stadt, zerſchlugen allenthalben die Wappen und Bildniſſe des Königs, und klebten an allen Ecken Spott- und Schandſchriften gegen ihn an, worin ſie ihn blos Heinrich von Valois nannten. Dem getödteten Herzog und Kardinal wurden die prächtigſten Leichenbegängniſſe gehalten, und die katholiſchen Prieſter wußten in ihren Gedächtnißpredigten die Todesart derſelben ſo ſchrecklich und ſo rührend darzuſtellen, daß der Pöbel ganz wüthend aus der Kirche rannte. Einer dieſer Pfaffen rief ſeine Zuhörer laut zur Rache auf, und fuhr dann im höchſten Eifer fort: „Ja, ſchwört mirs alle, ſchwört! und hebt zum Zeichen eures Eides die Hände in die Höhe! Herr Präſident, (ſo rief er dem ehrlichen Harlay zu, der auch zugegen war) hebt auch die Hand auf, hebt ſie hoch in die Höhe, auf daß jedermann es ſehe!“ Ein Anderer fragte ſeine Zuhö-

rer von der Kanzel, ob denn kein einziger unter ihnen ein ſo eifriger Katholik ſey, daß er es wage, den Tod eines ſolchen Helden an der Perſon des Tyrannen zu rächen. Ja die Sechzehner legten der Sorbonne förmlich die Frage vor, ob man wohl einem Könige noch treu bleiben dürfe, der ſelber ſeinem Volke ſo oft Treue und Glauben gebrochen habe, — und ein und ſiebzig Doctoren dieſes geiſtlichen Richterſtuhls antworteten mit Nein. Hierauf gehen die Aufrührer in das Parlament, und ſchleppen die wenigen Räthe, die es noch mit dem Könige halten, und unter denen auch der Präſident Harlay war, in die Baſtille. Der Aufruhr bricht in allen Städten aus, ganze Provinzen fallen vom Könige ab. Mayenne kommt nach Paris, und wird mit Jubelgeſchrey empfangen. Der König hat das Aeußerſte zu fürchten, und nichts bleibt ihm in ſeiner Verzweiflung übrig, als ſich den Hugenotten in die Arme zu werfen. Freudig kommt der junge Heinrich von Navarra mit ſeinem Heere nach Blois, und will auf Paris losgehen, aber Mayenne kommt ihm zuvor, und wirft ſich mit ſeiner liguiſtiſchen Armee hinein. Die beiden Könige ziehen nun mit einander aus, die Stadt zu belagern. Heinrich III. nimmt in St. Cloud ſein Hauptquartier. Ganz Europa iſt geſpannt, welchen Ausgang dies ſeltſam verwickelte Trauerſpiel nehmen werde, als plötzlich der Knoten — zerhauen wird. Ein junger Dominikanermönch, Jacob Clement, war von den Predigten, deren ich oben erwähnt habe, ſo begeiſtert worden, daß er ſich entſchloß, den Heldenruhm zu verdienen, der, wie man ihm geſagt hat-

te, mit der Ermordung eines von Gott abgefallenen und zur Hölle verdammten Königs zu gewinnen ſey. Man glaubte auch, daß ſein Vorſatz durch die Herzoginn von Montpenſier, Schweſter der Guiſen, die ihn durch ein ſehr unedles Mittel an ſich gezogen habe, völlig beſtimmt worden ſey. Zu größerer Sicherheit fragte er noch einmal ſeine Ordensbrüder, ob man wirklich mit gutem Gewiſſen die That begehen könne, und als ihm dieſe wiederholt verſicherten, daß er ſich dadurch ein wahres Verdienſt bei Gott erwerben werde, ſo nahm er von ihnen Abſchied, empfahl ſich ihrem Gebete, zeigte den Sechzehnern ſeinen Entſchluß an, die ihn ſehr lobten, und machte ſich auf den Weg nach St. Cloud.

Nahe vor dieſem Dorfe traf er den Generalprocurator des Königs, la Guesle, und ſagte demſelben, er habe dem Könige wichtige Dinge zu entdecken. Jener nahm ihn mit in das Schloß. Mit einer unbeſchreiblichen Ruhe ging der junge Menſch der ſchaudervollen That entgegen, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß ſie gut und rühmlich ſey. Er aß ganz fröhlich zu Abend mit den Leuten des Generalprocurators, verrieth ſich nicht durch die kleinſte Miene, und ſchlief die Nacht ganz ruhig. Am andern Morgen führte ihn la Guesle in des Königs Schlafgemach. Heinrich ſaß noch unangekleidet auf dem Nachtſtuhl. Der Mönch überreichte ihm zwey Schreiben, die er ſich zu verſchaffen gewußt hatte. Weil aber einige Herren ihm dabei zu nahe ſtanden, ſo konnte er ſeinen Streich nicht ausführen. Er wartete daher, bis der König ihn fragte, ob er ihm

ſonſt noch etwas zu melden habe. Das bejahete er, fügte aber hinzu, daß er es ihm nur ins Ohr ſagen dürfe. Die Herren entfernten ſich darauf einige Schritte, aber kaum hatten ſie ſich abgewendet, als ſie den König ſchreien hörten: „Ach mein Gott! ach Böſewicht, du haſt mich getödtet! Ach Böſewicht, was habe ich dir gethan, daß du mich ſo ermordeſt?“ Sie wandten ſich plötzlich um, und ſahen den König ſich ſelbſt ein Meſſer aus dem Leibe ziehen, und dem Mörder, der ganz ruhig vor ihm ſtand, einige Stöße damit ins Geſicht verſetzen. La Guesle zog hierauf haſtig den Degen, und ſtieß ihm das Gefäß ſo heftig ins Geſicht und auf den Leib, daß er ihn zwiſchen zwey Betten, die in dem Zimmer ſtanden, zu Boden warf. Der Mönch wollte ſich wieder aufraffen, als mehrere Edelleute aus dem Vorzimmer herein drangen, ihn mit unzähligen Hieben und Stichen tödteten, und den Leichnam zum Fenſter hinabſtürzten.

Sobald der König von Navarra von dieſem Unglücksfalle Nachricht bekam, eilte er an das Bett des Verwundeten, und fiel vor demſelben auf ein Knie nieder. Der König hieß ihn aufſtehen, küßte ihn, und erklärte ihn laut für ſeinen Nachfolger, befahl auch allen anweſenden Herren, ihn dafür zu erkennen. Erſt am folgenden Tag ſtarb er, noch nicht 39 Jahre alt. Mit ihm erloſch das Haus Valois, und an deſſen Stelle trat die Seitenlinie der Bourbons ein. Aber ob der reformirte Heinrich von Navarra ſein Recht mit dem Schwerdte glücklich durchſetzen werde, war damals wenig-

ſtens noch zweifelhaft. Der Papſt hatte ihn excommunicirt und aller Anſprüche auf die Nachfolge für verluſtig erklärt, Paris war in den Händen der Ligue, und ſchon rüſtete ſich Spanien, der katholiſchen Parthey mit Waffengewalt beizuſpringen. Wollte alſo Heinrich die Krone von Frankreich beſitzen, ſo mußte er ſie erſt als Held erkämpfen.

44.

Heinrich IV.

(1589 — 1610.)

Wir haben dieſen Prinzen ſchon in ſeinem ſechzehnten Jahre an die Spitze der reformirten Parthey treten, und ſchon damals ſich eines Coligny's Achtung erwerben geſehen. Aber noch in einem weit zartern Alter verrieth ſich der hohe Geiſt, der in dem Knaben wohnte. Er war zugegen, als Katharine von Medici und ihr Sohn Karl IX. die oben erwähnte Zuſammenkunft mit der Königinn von Spanien und dem Herzog von Alba in Bayonne hatten, und zog bei dieſer Gelegenheit durch ſeine jugendliche Munterkeit und durch ſeine treffenden Antworten die Aufmerkſamkeit aller Fremden ſo ſehr auf ſich, daß ein vornehmer Spanier unter andern ſagte: „Wahrlich, er ſcheint mir ein Fürſt oder Kaiſer zu ſeyn, oder doch einer, der es werden wird.“

Johanna von Navarra, ſeine Mutter, eine der trefflichſten Frauen ihrer Zeit, hatte ſich auch der Erziehung ihres Sohnes mit außerordentlichem Eifer angenommen, beſonders da ihr Gemahl, der ſchwache König Anton von Navarra, geſtorben war

(1562). Außerdem war das Leben ſelbſt ſeine Schule; er ward früh mit in das Kriegsgetümmel genommen, wie er denn von ſich ſelber oft zu ſagen pflegte, daß er im Lager und unter den Waffen groß geworden ſey. Im Reiten that es ihm niemand gleich, und alle kriegeriſche Uebungen ſtanden ihm ſo ſchön, als ob er dazu gebohren wäre. Von früher Jugend auf zeigte er ein feuriges Ehrgefühl. Dies machte ihn tapfer, wo es Tapferkeit galt, und großmüthig, wo die Großmuth ſeine Würde erhöhen konnte. Von Natur wäre er wohl nicht kriegeriſch geworden, denn ſeiner Mutter liebevoller Charakter hatte auch ſeine Gefühle früh zur Sanftmuth und Theilnahme geſtimmt; ja als er älter ward, artete die Liebe zum weiblichen Geſchlechte bei ihm zu einem tadelswürdigen Fehler aus. Da indeſſen die kritiſchen Umſtände, unter denen er den Schauplatz betrat, ihn Ernſt und Strenge lehrten, ſo ward er zum Glück noch vor der Erſchlaffung und Verweichlichung verwahrt, in die ein träges Leben ihn vielleicht geſtürzt haben würde.

Eine herrliche Geſundheit, eine friſche Jugend, denn er war jetzt, bei Heinrichs Tode, 22 Jahre alt, und eine bewundernswürdige Nervenkraft machten ihm alle Strapazen leicht, und erhielten ihn bei immer froher Laune. Ein klares Auge, eine Adlernaſe, eine friſche, bräunliche Geſichtsfarbe und ein ſchön gelockter Bart machten ſeine Phyſiognomie, die ſchon Geiſt und Leben ausdruckte, noch intereſſanter. Dabei war er immer thätig, ſah alles ſelbſt nach, und in der Schlacht, wo er zu Pfer-

de ſaß, verglichen ſeine Feinde ſelbſt ihn mit dem Adler. Früh um vier Uhr ſtand er auf, und man ſagte von ihm, daß er nicht ſoviel Zeit zum Schlafen brauche, als der Herzog von Mayenne, ſein Gegner, zum Eſſen. Auch antwortete er ſelbſt einmal jemanden, der dieſen einen einſichtsvollen Feldherrn nannte: „Das iſt wahr, aber ich gewinne ihm alle Tage fünf volle Stunden ab.“

Aber er mußte ihm noch mehr abgewinnen, denn, nach ſeinem eignen Ausdrucke war er ein König ohne Krone und ein Feldherr ohne Geld *). Wirklich dauerte auch der Krieg, den er zu führen hatte, ehe ihm Paris die Thore öffnete, beinahe fünf Jahre. Die Liguiſten hielten noch eng zuſammen, ihr Oberhaupt, der Herzog von Mayenne, war ein kluger Mann, und dem viele Hülfsmittel zu Gebote ſtanden. Ein Theil des Adels begab ſich voll Unmuth auf ſeine Güter, und wollte den Ausgang der Unruhen abwarten; ein anderer erklärte ſich, er wolle bei Heinrichen bleiben, wenn er ihnen ſchwören wolle, die katholiſche Religion aufrecht zu erhalten, ſich ſelbſt darin unterrichten zu laſſen, ſich dem Ausſpruch eines Nationalconciliums zu unterwerfen, und den Tod des vorigen Königs zu rächen. Dies verſprach er heilig zu erfüllen, und auf dies Wort

*) Er fügte noch ſcherzhaft hinzu: ein Ehemann ohne Frau. Dies bezieht ſich auf ſeine Gemahlinn Margarete von Valois, die Tochter Katharinens von Medici und Schweſter der drey vorigen Könige von Frankreich, mit welcher Heinrich wegen ihres ſittenloſen Wandels alle ehliche Gemeinſchaft aufgehoben hatte.

huldigten ihm alle anweſenden Prinzen und die Anführer der königlichen Truppen.

Er verſuchte jetzt mit dem Herzog von Mayenne den Weg der geheimen Unterhandlungen. Mayenne war kein unbilliger Mann, und hatte ſehr gemäßigte Leidenſchaften; gewiß würde er daher nicht lange widerſtanden haben, wenn die nächſten Häupter ſeiner Parthey ihm nicht ſo heftig zugeſetzt hätten. Doch ließ er ſich nie ſo weit verleiten, ſelber die Hand nach der Krone auszuſtrecken, er ſtellte vielmehr den alten Kardinal von Bourbon als König auf, und begnügte ſich ſelbſt mit der Würde eines Generalſtatthalters des Königreichs. Noch lebte damals der intrigante Philipp II. von Spanien; dieſer richtete bei der Gelegenheit unverwandt ſein Auge auf Frankreich, und dachte hier im Trüben zu fiſchen. Sein Bündniß mit der Ligue ward immer enger und kräftiger, und ſein niederländiſcher Statthalter Alexander von Parma mußte mit einem ausgeſuchten Hülfscorps zum Herzog von Mayenne ſtoßen, der gegen das Ende des Auguſts (1589) mit 15000 Mann von Paris aufbrach, um, wie er öffentlich bekannt machte, „den Bearner zu fangen.“ Schon mietheten die Pariſer Damen Fenſter in der Antonsſtraße, um den ſchönen Triumphzug mit anzuſehen, allein der Bearner wollte ſich gar nicht ſo geſchwind fangen laſſen. Er hatte ſich in die Normandie gezogen, um Hülfstruppen aus England zu erwarten, und ſtand mit 7000 Mann bei Dieppe treflich verſchanzt. Vergebens beſtürmen ihn hier die viermal ſtärkern Alliirten; ſie finden die Verſchanzungen unüberwindlich, und müſſen ſich in

die Picardie zurückziehen. Geſchwind rafft nun Heinrich ſeine Truppen zuſammen, und verſucht es, Paris plötzlich zu überrumpeln. Er bekommt auch die Vorſtädte in ſeine Gewalt, aber nun eilt Mayenne herbei. Heinrich geht ihm entgegen, und fordert ihn zu einer Schlacht auf, jener umgeht ihn, und wirft ſich in die Stadt. Heinrich kann ſeine Truppen in der Nähe von Paris nicht halten und geht nach Tours.

In Paris berathſchlagt man unterdeſſen, wer nach Karls X. Tode (ſo nannte man den alten Kardinal von Bourbon) König von Frankreich werden ſolle. Hierbei dachte nun Philipp II. von Spanien einen politiſchen Meiſterſtreich zu machen. Da ſeine dritte Gemahlinn Eliſabeth eine Schweſter Heinrichs III. geweſen war, ſo behauptete er, der Thron von Frankreich gehöre ſeiner mit ihr erzeugten Tochter; er drang daher in die Ligue, dieſe als rechtmäßige Königinn anzuerkennen, und ihn ſelbſt zum Protector des Reichs zu machen. An Beſtechungen und Hülfsverheißungen ließ ers nicht fehlen. Dazu war auch noch ein päpſtlicher Legat in Paris, der das Volk noch immer mehr gegen den Ketzer Heinrich erhitzte, und die endliche Ausgleichung immer weiter verſchob. Wie heftig der Religionshaß wirkte, kann man daraus ſehen, daß die Sorbonne durch ein Dekret alle diejenigen excommunicirte, die Heinrichen als König anerkennen würden. Heinrich ließ dafür ein anderes Edikt ausgehen, worin er drohte, jeden als einen Majeſtätsverbrecher zu behandeln, der ſich mit dem ſchändlichen Legaten einlaſſen würde; und um der Drohung ein Gewicht

zu geben, rückte er im März 1590, nachdem er mit Hülfe der Engländer die ganze Normandie zum Gehorſam gebracht hatte, auf die Hauptſtadt los. Bei Jvri kommt ihm Mayenne mit einem Heere entgegen, und voller Freuden, nun endlich einmal den ungewiſſen Streit durch eine Schlacht entſcheiden zu können, trift Heinrich alle Anſtalten, den Feind gehörig zu empfangen. Während ſeine Soldaten die Nacht vorher, in zwey Dörfer vertheilt, ruhig ſchlieſen, war er beſtändig wachſam und thätig, und recognoſcirte die Gegend. Als man ihm ſagte, er habe bei ſeiner Diſpoſition auf einen möglichen Abzug nicht genug Bedacht genommen, erwiederte er: „Keinen andern Abzug, als über das Schlachtfeld hin.“ Früh am Morgen ordnete er ſeine Schaaren, warf ſich dann auf die Knie nieder, und bat Gott, ihm ſtatt des Siegs den Tod zu ſchenken, wenn er vorher wiſſe, daß er ein ſchlechter König werden würde. Alle Soldaten zerfloſſen in Thränen, und fühlten ſich durch einen ſolchen Anführer zwiefach zur Tapferkeit begeiſtert. Aus allen Kehlen erſchallte laut: Es lebe der König Heinrich IV.! dann ſprengte er mehrmals durch die Reihen, und hielt eine herrliche Anrede an die Truppen, die mit den Worten ſchloß: „Und wenn ihr eure Standarten verlieren ſolltet, ſo ſeht nur nach meinem weißen Federbuſch; ihr werdet ihn immer auf dem Wege der Ehre und des Sieges finden.“ Und wahr iſt es, daß er immer im gefährlichſten Getümmel zugegen war, oft wie ein gemeiner Reiter focht, und ſeinen Degen ganz voller Scharten und Blut aus dem Treffen zurückbrachte. Es war ein herrlicher

Sieg, den er hier erfocht (14. März 1590), noch herrlicher durch die Mäßigung, die er nach demſelben zeigte. Denen, die den Fliehenden nachſetzten, rief er nach: „Schont der Franzoſen, macht nur die Ausländer nieder!“ So blieben faſt alle Spanier auf der Wahlſtatt. Die Gefangenen feſſelte er durch Herablaſſung und Verbindlichkeiten an ſich, ſeinen eigenen Officieren dankte er auf die ſchmeichelhafteſte Weiſe für ihren Beiſtand, und ſo gewann er Aller Herzen.

Jetzt näherte er ſich dem Herzog von Mayenne mit neuen Friedensvorſchlägen, aber noch war der Haß der katholiſchen Parthey zu lebhaft, als daß man ihm günſtiger hätte antworten ſollen. Auch ſtanden ihm weit weniger Hülfsquellen zu Gebote, als der Ligue, und eben jetzt war Mayenne ſchon wieder nach den Niederlanden gereiſet, um mit dem Herzog von Parma, Philipps Statthalter, neue Maaßregeln zu verabreden. Unterdeſſen ſtarb der alte Kardinal von Bourbon (8. May, 1590), und Heinrich IV. verſuchte es zum dritten Male, Paris zu überraſchen. Er verſperrte alle Zugänge, fing die Zufuhren auf, und verſetzte die Einwohner dadurch bald in die drückendſte Hungersnoth. Dennoch konnte er ſie zu keiner Capitulation bewegen. Die Pfaffen vertrieben dem Volke durch Proceſſionen die Zeit, und predigten: wer vor Hunger ſterbe, werde zum Märtyrer für die Sache der Religion. Es iſt ganz unglaublich, wieviel die fanatiſche Beredſamkeit dieſer Prieſter wirkte. Faſt 13000 Menſchen waren ſchon vor Hunger geſtorben, und dennoch drohete das Parlament durch ein Dekret, den-

jenigen in die Seine werfen zu laſſen, der von einer Uebergabe ſprechen würde.

Dem armen Heinrich gingen endlich die Hülfsmittel ſelber aus, denn auf einen ſo hartnäckigen Widerſtand hatte er nicht gerechnet. Er wünſchte einige Abgeordnete von der Bürgerſchaft zu ſprechen. Es erſchienen welche: Heinrich beſchwor ſie, als Franzoſen zu denken, und ſich doch nicht länger von der ſpaniſchen Habſucht zum Spielwerke gebrauchen zu laſſen; er vergoß Thränen über das Elend des verblendeten Volks; er bot allgemeine Verzeihung an — alles umſonſt. Als die Abgeordneten wieder in die Stadt kamen, mußten ſie ſogar auf das Geheiß der Sechzehner ausſprengen, der König habe die barbariſchſten Geſinnungen geäußert, und verlange eine unbedingte Uebergabe. Das verhärtete das Volk noch mehr, welches ohnehin auf einen baldigen Entſatz rechnen durfte, da Mayenne und der Herzog von Parma mit einem anſehnlichen Heere von Spaniern und Franzoſen ſchon unterweges waren. Heinrich ward dadurch nicht wenig bedrängt. Er war nicht ſtark genug, dem Feinde die Spitze zu bieten, und ſogleich die Stadt eingeſchloſſen zu halten; auch war ſein eigenes Heer ſchon lange nicht mehr beſoldet worden, und bezeigte ſich folglich nicht am willigſten. In der Verzweiflung wagte er jetzt einen Sturm, ward aber zurückgeſchlagen, und mußte endlich Mayennen Platz machen, der nicht nur einen großen Vorrath von Lebensmitteln in die Stadt ſchaffte, ſondern ſich auch ſelbſt hinein warf.

Man kann ſich die Verwirrung denken, die wäh-

rend dieſer Anarchie auch in den Provinzen einreißen mußte. Die Statthalter regierten nicht blos willführlich und deſpotiſch, ſondern mehrere derſelben, welche glaubten, daß das Ende aller dieſer Unruhen zuletzt eine gänzliche Zerſtückelung von Frankreich ſeyn werde, waren ſogar darauf bedacht, auf dieſen Fall ihre Statthaltereien als bleibendes Eigenthum an ſich zu reißen. Dies verſuchte der Herzog von Mercocur mit Bretagne, und der Herzog von Savoyen mit der Provence. Andrer Unordnungen zu geſchweigen.

Die größte Verlegenheit Heinrichs entſtand daraus, daß er einſah, die Liguiſten würden ihn leichter anerkennen, wenn er zur katholiſchen Religion überträte, und die Reformirten würden wüthend werden, wenn er dieſen Schritt thäte. Durfte ers wohl wagen, ſeine bisherigen Freunde ſo zu beleidigen, ehe er des Erfolgs bei den Feinden gewiß war? Unterdeſſen that er wenigſtens alles mögliche, ſich im Felde zu erhalten. Um einen Zuſchuß von deutſchen Hülfsvölkern beſolden zu können, gab ſeine Freundinn, die Herzoginn von Bouillon, ihre Juwelen her. Der nächſte Verſuch ſollte nun auf Rouen gemacht werden, allein nach einer fruchtloſen Belagerung ward er auch hier von dem Herzog von Parma zum Abzuge genöthigt.

So mißvergnügt er darüber war, ſo tröſtete er ſich doch durch die Gewißheit, daß ſeine Gegner noch weit mehr Urſach zum Mißvergnügen hatten. Die guten Pariſer wurden von ſpaniſchen und päpſtlichen Geſandten bald hierhin bald dorthin geworfen, bald durch Drohungen bald durch Beſtechungen

verführt, und von Männern regiert, die unter ſich ſelbſt uneins waren. Die Sechzehner, im Solde Philipps II., wurden jetzt ächt revolutionäre Tyrannen, und ſelbſt Parlamentsräthe und andere vornehme Magiſtratsperſonen, die nicht nach ihrem Sinne waren, wurden gehängt und enthauptet. Noch 4000 Spanier wurden in die Stadt gezogen, und in die Bürgerhäuſer vertheilt. Indeß Mayenne ſich ſelbſt auf hundert Meilen aus dieſem läſtigen Handel wünſchte, ſahen doch alle Bürger zu ihm als ihrem Retter hinauf, und ärgerten ſich über ſeine Unthätigkeit. Das ganze Jahr 1592 wird mit Unterhandlungen zwiſchen Heinrichen und ihm hingebracht, aber man hätte ſchon vor drey Jahren zum Frieden kommen können, wenn die Spanier und päpſtlichen Legaten nicht geweſen wären. Als ſich endlich die Mehrheit, des Streites überdrüßig, dahin entſcheidet, Heinrichen aufnehmen zu wollen, wenn er die reformirte Lehre abſchwöre, ſo verſpricht dieſer es endlich nach langer Berathſchlagung mit ſeinen Freunden, die es auf ſich nehmen, den gemeinen Haufen deshalb zu beſänftigen. Am 16. May 1593 kamen ſeine Abgeordnete mit dieſem Entſchluſſe in Paris an. Die Liguiſten waren darüber nicht wenig betreten. Die ſpaniſchen Geſandten kamen noch immer mit ihrer Infantinn hervor, und 4000 arme Bürger, deren Familien wöchentlich von den Spaniern mit Brodt verſorgt wurden, unterſtützten die Forderung mächtig. Nach unendlichen Kabalen drang zuletzt doch Heinrichs Parthey durch; er ſelber ſchwur in der Kirche zu St. Denys am 25. Jul. 1593 unter vielerley Ceremonien öffentlich

vor dem Erzbiſchof von Bourges die reformirte Re-
ligion ab, und ſchickte eine Geſandtſchaft nach Rom,
um den Papſt Sixtus V. um ſeine Beſtätigung
zu bitten.

Der päpſtliche Geſandte in Paris, im Einver-
ſtändniſſe mit den Spaniern, bewegt unterdeſſen
Himmel und Hölle, um die Bürger zu überzeugen,
daß der Uebertritt Heinrichs nur erheuchelt und oh-
ne des Papſtes Genehmigung durchaus ungültig ſey.
Mayenne hingegen, ohne Geld und Truppen, und
von den Schweizern bei weitem nicht ſo unterſtützt,
wie er gehofft hatte, rührt ſich nicht, ſondern ſchließt
vielmehr mit dem Könige einen Waffenſtillſtand.
Während deſſelben kommen viele Officiere von Hein-
richs Armee nach der Hauptſtädt, um ihre Freunde
zu beſuchen, und rühmen daſelbſt die Leutſeligkeit
und Weisheit des jungen Monarchen. Dies wirkte
ſo ſehr, daß allen eifrigen Liguiſten bange ward,
und die Prieſter ſogar einen katholiſchen Schwärmer
von dem Charakter des Jakob Clement abſchicken,
den König zu ermorden; aber zum Glück verrieth
ein Dominikaner, dem der Mörder gebeichtet hatte,
den ſchändlichen Anſchlag.

Philipp II. hatte bereits ſo ungeheure Summen
an dies franzöſiſche Project gewendet, daß er ganz
erſchöpft war, ohne doch dem Ziel näher gekommen
zu ſeyn. Mit Recht wurde er endlich verdroſſen
und kalt, und dadurch verlor auch ſeine Parthey in
Paris den Muth. Heinrich benutzte dieſe Stim-
mung und die allgemeine Sehnſucht nach Frieden;
er forderte in einem gnädigen und väterlichen Tone
das franzöſiſche Volk zur Unterwerfung auf, und

verſprach allgemeine Verzeihung. Hierauf ergaben ſich einzelne Städte und ganze Provinzen. Er dankte ihnen durch Wohlthaten, Geſchenke und Privilegien, und reizte dadurch immer mehrere, ſich zu unterwerfen. Endlich im Frühling 1594 wagte er den letzten Schritt, er ließ ſich feierlich krönen, und zwar zu Chartres, weil Rheims noch in den Händen der Ligue war. Hierauf kehrte er wieder nach St. Denys zurück. Der Waffenſtillſtand hörte auf, aber der Krieg ward auch nur ſchläfrig geführt. Mayenne, der noch immer auf Unterſtützung vom Papſt und von Spanien hoffte, reiſete am 6. März 1594 von Paris ab an die Gränze von Champagne, um die Truppen, die ihm Graf Ernſt von Mansfeld zuführen ſollte, in Empfang zu nehmen. Das entſchied endlich die Sache. Denn der Herr von Briſſac, dem Mayenne während ſeiner Abweſenheit den Oberbefehl in der Stadt anvertraut hatte, war nicht nur ein geheimer Freund der Hugenotten, ſondern auch zugleich der Beſtechung, woran es Heinrich nicht fehlen ließ, ſo empfänglich, daß er alle Anſtalten traf, dem König in die Stadt zu helfen. Muth und Klugheit gehörte aber dazu noch immer, denn die wüthenden Sechzehner, die Spanier, und die Armen, die von dieſen gefüttert wurden, lauerten ihm ſcharf auf, und ſprachen laut davon, daß ſie die Stadt an allen Ecken anzünden wollten, wenn der Bearner eingelaſſen würde. Briſſac verſäumte indeſſen keine Vorſicht. Die meiſten Mitglieder des Parlaments brachte er durch vernünftige Vorſtellungen, auch wohl durch Verſprechungen, insgeheim auf ſeine Seite, und das Volk

gewann er durch Proceſſionen, in denen das Bildniß der heiligen Genoveva, der Schutzheiligen von Paris, vorangetragen wurde. Er beſetzte ferner die wichtigſten Poſten nicht mehr mit Spaniern, ſondern mit Franzoſen und ſichern Leuten, dann bewirkte er ein Edict, daß kein Bürger öffentlich Waffen tragen ſolle, und ganz zuletzt, da alles bereit war, verſammelte er am Abend den 21. März die Oberſten und Hauptleute der Stadtviertel, durch die er ſchon vorher die Sechzehner verdrängt hatte, und verabredete alles mit ihnen. Noch in der Nacht erhält Heinrich die nöthige Nachricht, und ſchon um vier Uhr des andern Morgens zeigen ſich ſeine Truppen an den Thoren von Paris. Briſſacs Wachen öfnen leiſe, und ſo ziehen die königlichen Truppen in beſter Ordnung ein, ſtellen ſich in den Straßen in Schlachtordnung, und beſetzen die wichtigſten Poſten. Die überraſchten Liguiſten wagen keinen Widerſtand, zumal da es ihnen ganz an Anführern fehlt, und verſchließen ſich ſtill in ihren Häuſern. Ein einziger Haufe von der ſpaniſchen Beſatzung macht Miene, die Einrückenden anzugreifen, wird aber ſchnell umringt und niedergemacht. Sobald man ſich der Stadt ganz verſichert hatte, erſchien auch Heinrich mitten unter einem großen Haufen ſeines Adels, nicht ohne Furcht, denn er ſah ſich ſchüchtern genug von allen Seiten um, und fragte oft, ob man ſich auch der Thore völlig verſichert habe. Zum Glück lief alles unerwartet ruhig ab, und da das Volk zuletzt gar anfing, laut zu rufen: „Es lebe der König!“ ſo gewann er ſelbſt ſeine gewöhnliche Heiterkeit bald wieder, und über-

ließ ſich angenehmen Betrachtungen: „Man ſieht es recht, ſagte er unter andern zu ſeinen Begleitern, daß dies arme Volk lange in der Tyranney gehalten worden iſt.“ Und als man bei ſeinem Eintritt in die Kathedralkirche, wohin ſein Zug zunächſt ging, das gewaltſam drängende Volk abhalten wollte, ſagte er freundlich: „Laßt ſie doch! Ich will lieber mehr Mühe haben, hineinzukommen, wenn ſie mich nur recht mit Bequemlichkeit ſehen können; denn ſie ſcheinen mir recht hungrig zu ſeyn, einen König zu ſehen.“ In der Kirche empfing ihn ein Abgeordneter des Parlaments mit einer Rede, dann hörte er den ambroſiſchen Lobgeſang (Te deum etc.) mit an, begab ſich hierauf ins Louvre, und ſpeiſete daſelbſt an offner Tafel. Nachmittags waren alle Läden offen, in allen Werkſtätten ward wieder gearbeitet, und es ſchien gar nicht, als ob etwas vorgefallen wäre.

Heinrichs Ehrgeitz gefiel ſich jetzt darin, und ſein wohlwollender Charakter ſtimmte mit demſelben überein, durch Wohlthun, Belohnen und Verzeihen zu glänzen. Der Herr von Briſſac erhielt 100,000 Thaler und die Marſchallswürde, andere Freunde wurden nicht minder königlich bedacht. Seine Todfeindinnen aus dem Hauſe der Guiſen, die Herzoginnen von Nemours und von Montpenſier, die Freiheit und Vermögen ſchon für verloren achteten, erhielten eine Schutzwache, ja der galante König beſuchte ſie noch am nämlichen Tage ſelbſt, und ſpielte mit ihnen Karten. Als die ſpaniſche Beſazung auszog, ſagte er zu den Officieren derſelben: „Adieu, meine Herren, empfehlen Sie mich Ihrem

Könige, reiſen Sie glücklich, aber kommen Sie nie wieder." Als man ihm einige nannte, die ſeine Rache vorzüglich verdient hatten, ſagte er: „Nein, nein, ich will alles vergeſſen, und da mir Gott vergiebt, ob ich es gleich nicht verdiene, ſo will ich auch meinen Unterthanen vergeben." Mit einem Worte, er ſchien dieſe glänzende Gelegenheit nicht vorüberlaſſen zu wollen, ohne es allen den Helden des Alterthums, deren Großmuth ihn oft entzückt hatte, in dieſer Tugend gleich zu thun. Ja vielleicht übertrieb er gar die Milde gegen ſeine Feinde auf Koſten derer, die ihm treu anhingen. Wenigſtens klagte mancher darüber, daß man ihm erſt recht viel Böſes gethan haben müſſe, wenn man von ihm beſchenkt ſeyn wolle. Er druckte ſich darüber öfters ziemlich witzig aus, „er vergolde die Böſen alle Tage, damit das Bley ihrer Bosheit nicht ſichtbar werde.

Wirklich war auch mit der Eroberung von Paris der Feind noch lange nicht beſiegt. Mayenne ſammelte noch immer Truppen, die ſtrengen Katholiken trauten dem Apoſtaten noch immer nicht recht, auch unter den Reformirten gab es ſeit ſeinem Rücktritt viele Mißvergnügte, und der Papſt zauderte mit ſeiner Beſtätigung gewaltig lange. Philipp II. und Mayenne ſprachen ſogar noch immer von der Wahl eines Königs von Frankreich. Der Krieg mußte alſo noch weiter fortgeführt werden. Zuerſt ſuchte Heinrich die liguiſtiſchen Truppen bei Laon auf, eroberte die Stadt und bald darauf viele andere, und ließ alle gefangene Officiere, die zu ihm übertreten wollten, in ihren Würden. Indem er ſo

von Sieg zu Sieg fortſchritt, wagte der pfäffiſche Fanatismus noch einen Verſuch, ihn zu vernichten. Ein Jeſuitenſchüler, Johann Chatel, der Sohn eines pariſer Tuchhändlers, erſt 19 Jahre alt, fühlte ſich zu demſelben Vorſatz begeiſtert, den Jakob Clement an Heinrich III. ausgeführt hatte. Es gelang ihm, ſich unter das Gefolge des Königs zu miſchen, und eben als dieſer einen ihm vorgeſtellten Officier umarmen wollte, fuhr jener plötzlich mit einem Meſſer auf ihn zu. Der Stich, der auf die Gurgel berechnet geweſen war, traf — weil ſich der König eben bückte — die Lippe, und ſtieß ihm ein Paar Zähne ein. Der gleich ergriffene Mörder geſtand, daß ihn nichts als die Liebe zur katholiſchen Religion und demnächſt die Lehre der Jeſuiten, daß es eine edle Handlung ſey, einen ketzeriſchen König zu ermorden, zu dieſer That verleitet habe. Er beharrte auch ruhig auf dieſer Ueberzeugung, und litt die fürchterlichſten Martern, deren ſich die rohe Juſtiz jener Zeiten noch bediente, mit der Standhaftigkeit eines Märtyrers. Seine Ausſagen bewegten das Parlament zu einer Unterſuchung der Archive der Jeſuiten, und hier fand man ſo abſcheuliche Schriften, daß Heinrich es für ein Werk der Gerechtigkeit hielt, die ganze Rotte dieſer Böſewichter aus dem Lande zu jagen (1594).

Dieſer Vorfall verſenkte den guten König auf einige Zeit in tiefe Melancholie, und machte ihn faſt muthlos. Nur der Einfall einer neuen ſpaniſchen Armee in Frankreich weckte ihn wieder zu ſeiner alten Thätigkeit. Er ging ihr entgegen, und ſchlug

ſie bei Fontaine Françoiſe mit 15000 Mann, die aber wie die Löwen fochten, weil er an ihrer Spitze ſein eignes Leben ſo wenig ſchonte, als ſuchte er den Tod. Mayenne verlangte darauf einen Waffenſtillſtand, und bat ihn, er möchte ihn doch nur nicht nöthigen, ihn früher als König anzuerkennen, als bis die päpſtliche Abſolution angekommen ſey. Heinrich bewilligte ihm dieſe Gnade, und erlaubte ihm, ſich bis dahin in Chalons aufzuhalten. Das Verſöhnungsgeſchäft ward unterdeſſen in Rom eifrig betrieben. Der neue Papſt Clemens VIII. machte blos aus Furcht vor Spanien noch ſoviel Umſtände. Endlich geſchah die längſt erſehnte Ceremonie, 17. Sept. 1595. Der Papſt ſetzte ſich auf einen prächtigen, vor der Peterskirche errichteten Thron, umgeben von ſeinem Hofe und allen Cardinälen. Vor ihm erſchienen die beiden franzöſiſchen Miniſter, die des Königs Stelle vertraten, in großen Bußkleidern, laſen die Bitte des Königs ab, und ſchwuren dem Papſt und der römiſchen Kirche knieend Gehorſam. Hierauf wurden ſie näher an den Thron geführt, wo ſie abermals auf die Knie fielen, und unter Abſingung des 51ſten Pſalms bei jedem Verſe vom Papſte mit einer Ruthe berührt wurden. Alsdann ſtand der Papſt auf, betete mit entblößtem Haupte, bedeckte ſich, ſetzte ſich nieder auf ſeinen Thron, und ſprach im Namen Gottes und der Apoſtel Peter und Paul, wie auch Kraft ſeiner päpſtlichen Gewalt, Heinrich den Vierten von dem Banne los. Hierauf wurden die Thüren der Peterskirche geöffnet, die Abgeordneten hineingeführt, und der ambroſiſche Lobgeſang ange-

ſtimmt. Die Verbindlichkeiten, welche dem Könige noch bei dieſer Gelegenheit aufgelegt wurden, beſtanden darin, daß er zum Beweiſe ſeiner aufrichtigen Geſinnung alle Tage den Roſenkranz und Mittwochs die Litaney beten, die Jungfrau Maria zur Fürſprecherinn im Himmel annehmen, täglich eine Meſſe hören, die Faſttage und andere Kirchenverordnungen beobachten, alle Jahre wenigſtens viermal beichten und communiciren, in jeder franzöſiſchen Provinz ein Mönchs- oder Nonnenkloſter bauen, und endlich Gott im ganzen Reiche für dieſe Gnade danken laſſen ſollte. Man ſagt auch, eine geheime Bedingung ſeiner Abſolution ſey die Zurückberufung der Jeſuiten geweſen, die leider bald darauf wirklich erfolgte. — Solche Dinge hielt ein König wie Heinrich IV., damals für nöthig, um ſich in dem Vertrauen ſeiner Unterthanen feſt zu ſetzen! Und man muß es ſagen, daß er während ſeiner ganzen Regierung den Zwang des katholiſchen Rituals mit eben ſoviel Treue als Gelaſſenheit ertrug.

Nun endlich unterwarf ſich auch Mayenne, doch nicht ohne große Forderungen zu machen, die Heinrich erfüllte, und ihn mit Wohlthaten und Freundſchaftsbezeugungen überhäufte.

42.

Heinrichs IV. Regierung und Tod.

(† 1610, 14. May.)

Die Spanier legten ſich nicht ſobald zum Ziele. Sie fielen 1596 wieder in die Picardie ein und er-

oberten Calais und mehrere benachbarte Städte. So gab es denn wieder einen neuen Feldzug, in welchem das Glück auf Heinrichs Seite war. Nach Beendigung deſſelben berief er die Stände nach Rouen zuſammen, um ſich mit ihnen über die Einrichtung einer beſſern Staatshaushaltung zu berathſchlagen. Der Adel ward bezaubert von der Freundlichkeit und Artigkeit des Königs, und fiel ihm in allen guten Vorſchlägen bei. Im folgenden Frühjahr gab es einen neuen Schreck, die Spanier fielen abermals in die Picardie ein, und eroberten Amiens, eine damals ſehr wichtige Feſtung (11. März 1597). Es koſtete viele Mühe, ſie da wieder herauszutreiben, indeſſen endigten ſich doch dieſe Händel im folgenden Jahre (1598, 2. May) durch einen ſehr vortheilhaften Frieden, der zu Vervins, einem Städtchen in der Picardie, geſchloſſen wurde. Hierauf brachte Heinrich den Herzog von Savoyen und den rebelliſchen Statthalter von Bretagne zum Gehorſam zurück, und nun erſt (1598) konnte er ſagen, daß er das Reich von innern und äußern Feinden völlig befreit habe.

Jetzt begann er eine ganz neue innere Schöpfung. Um die politiſche Exiſtenz der Reformirten zu ſichern, und allen Religionsſtreitigkeiten ein Ende zu machen, gab er (am 20. April 1598) das berühmte Edict von Nantes, worin den Reformirten in allen Stücken völlig gleiche Rechte mit den Katholiken zugeſichert wurden. Das Parlament zauderte zwar ein ganzes Jahr lang mit der Regiſtrirung dieſes Edicts, und that mehrmals nachdrückliche Vorſtellungen dagegen, aber endlich brachte es Heinrich durch ſeine

einſchmeichelnde Beredſamkeit dahin, daß die Herren ihre Meinung zurücknahmen. Ferner dankte er viele Soldaten ab, und nöthigte ſie, den Acker zu bauen. Heruntergekommenen Landleuten erließ er die noch rückſtändigen Steuern, den Fabrikanten ließ er Unterſtützungen reichen, und ſo brachte er das durch ſo viele Bürgerkriege faſt verwilderte Land allmälig wieder in Flor. Als der Herzog Karl Emanuel von Savoyen ihn einmal fragte, wieviel ihm Frankreich wohl einbringe, antwortete er: „So viel als ich will. Denn da ich das Herz meiner Unterthanen habe, ſo kann ich von ihnen fordern, ſoviel mir beliebt. Aber ich denke doch, wenn mir Gott noch einige Zeit das Leben friſtet, ſo will ich es ſo machen, daß kein Bauer in meinem Königreiche ſeyn ſoll, der nicht alle Sonntage wenigſtens ein Huhn im Topfe haben könnte.“ Er ſchwieg hierauf einen Augenblick, und ſetzte dann noch weiter hinzu: „Deſſen ungeachtet will ich noch ſo viel haben, daß ich eine hinlängliche Anzahl von Truppen unterhalten kann, um alle die zur Rechenſchaft zu fordern, die ſich an mir als König vergreifen.“ Der Herzog von Savoyen hatte ſelbſt zu dieſen gehört.

Die ſchönſte Maaßregel, die Heinrich zum Glücke ſeines Volks ergreifen konnte, war die Ernennung des Marquis von Rosny, nachherigen Herzogs von Sully, zum Oberaufſeher (Surintendant) der Finanzen. Es iſt eine alte Bemerkung, daß große Männer auch immer trefliche Diener haben. Der Grund liegt zum Theil darin, daß verwandte Geiſter ſich leicht erkennen und gern vereinigen, und wenn zugleich ein Fürſt von Heinrichs Karakter iſt,

durch deſſen Gemüthlichkeit der Diener in einen Freund verwandelt wird, ſo muß der Verein auch ſo untrennbar ſeyn, wie zwiſchen dieſen Beiden. Denn es iſt ſchwer zu ſagen, ob Sully's Rechtſchaffenheit oder ſeine Klugheit größer war; genug, er war Heinrichen alles, und ohne ihn beſchloß dieſer nichts. Er durfte ſogar oft dem Könige ein tadelndes Wort ſagen, und erhielt faſt allemal noch Dank dafür. Die Art, wie Heinrich mit ihm umging, wird man aus folgendem Brieſchen kennen lernen: „Ich höre, mein lieber Sully, daß Sie auf Ihrem Gute einen Park anlegen laſſen. Als Freund der Bauluſtigen und als Ihr guter Herr ſchicke ich Ihnen hier 6000 Thaler, um Ihnen zu helfen, daß es etwas hübſches wird.“ Ein ander Mal ſchrieb er ihm: „Ich will nicht erſt erwarten, daß diejenigen, welche mir treu dienen, mich um etwas bitten ſollen. Sie helfen mir ſo brav, meine Geſchäfte zu verrichten, daß ich Ihnen auch helfen will, die Ihrigen zu betreiben. Ich gebe Ihnen 20,000 Thaler zu meinen außerordentlichen Angelegenheiten, laſſen Sie davon die nöthigen Ausgaben beſtreiten.“

Durch die Erſparniſſe und weiſen Steuervertheilungen dieſes Miniſters konnte jährlich etwas Beträchtliches in den Schatz gelegt werden, womit Heinrich künftige Projecte auszuführen gedachte. Auch waren noch gewaltige Schulden abzutragen. Nur ein einziges unter den Mitteln, welche zur Vermehrung der königlichen Einkünfte hervorgeſucht wurden, war ſchlecht berechnet. Es war eine jährliche Abgabe, la Paulette genannt, die in dem ſechzigſten Theile der Beſoldung eines Juſtiz= oder

Finanzbedienten beſtand, wodurch derſelbe ſein Amt in ſeiner Familie erblich machen konnte. Schon war es vorher ſchlimm genug geweſen, daß alle dieſe Aemter verkauft wurden, nun wurden ſie gar erblich, und alle Aufforderung zum Fleiße und zu einer auszeichnenden Geſchicklichkeit fiel weg.

Im Jahre 1599 ließ ſich Heinrich von ſeiner Gemahlinn Margarete ſcheiden, die ihm wegen ihrer Sittenloſigkeit längſt verhaßt geweſen war. Schade, daß ſeine neue Gemahlinn, Maria von Medici, Schweſter des regierenden Herzogs von Toſcana, nicht Geiſt genug hatte, um einen ſolchen Mann gehörig zu feſſeln. Er war zufrieden, als ſie ihm einen Dauphin und noch einen andern Prinzen geboren hatte, und ſchenkte dann ſeine Gunſt andern Damen.

Aber bei allen Zerſtreuungen, die Heinrich liebte, ging doch ſein Geiſt mit großen Plänen um. Das ſpaniſche und das öſtreichiſche Haus zu ſchwächen, und ganz Europa in eine beſtimmte Anzahl gleich mächtiger Staaten zu zertheilen, ſo daß unter allen ein möglichſt vollkommenes Gleichgewicht entſtehen ſollte, von welchem ein ewiger Friede die Folge ſeyn müßte: das war ſein Lieblingsproject. Etwas davon dachte er ſchon 1609 zu realiſiren, als in Deutſchland der jülichſche Succeſſionskrieg ausbrach, von dem im ſechsten Theile erzählt iſt. Vorläufig ſchickte er den deutſchen Fürſten Subſidien, aber 1610 wollte er ſelbſt mit einem Heere nach Deutſchland gehen, und ſchon war er mit den Zurüſtungen fertig, als eine Unthat, die man nicht ob-

ne Mißvergnügen leſen kann, die ganze Geſtalt der Dinge veränderte.

Die ſpaniſche Parthey war in Frankreich noch nicht ganz ausgeſtorben. Viele Herren am Hofe ſogar, die mit dem Könige nicht zufrieden waren, zogen insgeheim Leibrenten aus Spanien, die Jeſuiten, die Trotz Sully's und des ganzen Parlaments Widerſtreben 1603 wieder ins Reich aufgenommen waren, konnten das Edict von Nantes unmöglich ertragen, und die Königinn endlich, eine tückiſche, leidenſchaftliche und dabei ſehr begränzte Italiänerinn, mußte ja wohl den Gemahl haſſen, der von einer Maitreſſe zur andern flog, und ſie ganz zurückſetzte. Dieſe drey Partheyen ſcheinen ganz in der Stille, man weiß nicht wie, in eine zuſammen gefloſſen zu ſeyn, alle hatten nur einen Wunſch, und waren vermuthlich ſehr erfreut, als die Reize einer verlaſſenen Maitreſſe des Königs, der Marquiſe von Verneuil, einen verwegenen Kerl zur Ausführung deſſelben begeiſterten. Ob hier eine Verſchwörung obgewaltet, und wie weit ſich dieſelbe erſtreckt habe, weiß man noch bis auf dieſen Tag nicht, aber das iſt gewiß, daß man vom Tode des Königs in allen Theilen des Reichs ſprach, noch ehe derſelbe erfolgt war, daß eine Menge der verſchiedenartigſten Perſonen, beſonders Jeſuiten, darum gewußt haben, daß vermuthlich auch die Königinn unterrichtet war, ja endlich daß Heinrichen ſelbſt ſehr deutliche Anzeigen davon ſichtbar geworden ſeyn müſſen. Schon das kam ihm ſonderbar vor, daß die Königinn in ihn drang, ſie auf den Fall, daß er nicht aus dem Feldzuge zurückkehrte,

krönen zu laſſen. Er weigerte ſich lange, und ſchützte den damit verknüpften Geldaufwand vor. Als er es endlich, von allen Seiten zugeſetzt, ungern bewilligt hatte, ſagte er zu ſeinem treuen Sully: „Ach mein Freund, wie ſehr mißfällt mir dieſe Krönung! Ich weiß nicht was das heißt, aber mein Herz prophezeiht mir Unglück. Bei Gott, ich werde in dieſer Stadt ſterben, ich werde nie hinauskommen! Sie werden mich umbringen, denn ich ſehe wohl, daß ſie kein anderes Mittel haben, als meinen Tod.“ Sully erſchrack über dieſe räthſelhaften Worte, und rieth ſelbſt, dieſe Feierlichkeiten einzuſtellen; da ſich aber die Königinn dadurch höchſt beleidigt ſtellte, ſo gab Heinrich nochmals nach. Daß aber jetzt keine treue Seele aufſtand, und dem Könige oder ſeinem Miniſter einen beſtimmten Wink gab, das iſt faſt unbegreiflich.

Die Krönung der Königinn ward am 13. May zu St. Denys von dem Kardinal Joyeuſe vollzogen. Drey Tage nachher ſollte der feierliche Einzug der Neugekrönten in Paris geſchehen, wozu die Bürger allerley feſtliche Anſtalten in den Straßen machten, ihre Häuſer ausſchmückten, Ehrenpforten erbauten, und dergl. Man bemerkte in dieſen Tagen an dem König eine ungewöhnliche Unruhe, er aß wenig, und ſprach nur abgebrochen. Am 14. gegen vier Uhr Nachmittags befahl er anzuſpannen, und ſetzte ſich dann mit ſieben Edelleuten in den Wagen, um ein wenig ſpazieren zu fahren. Die Wagen waren damals lang und ſchwerfällig, wie unſere mit Leder überdeckten und verhängten Poſtwagen. Um die Triumphbogen, an denen überall

in den Straßen gearbeitet wurde, beſſer ſehn zu können, ließ Heinrich die Leder an den Seiten alle aufziehen. Als der Kutſcher fragte, wo er hinfahren ſolle, antwortete er verdrießlich: „Bringe mich nur von hier weg!“ Im Fahren unterhielt er ſich mit dem Herzog von Epernon, der zu ſeiner Rechten ſaß, über den bevorſtehenden Krieg. Als die Kutſche in die enge Eiſenhändlergaſſe (rue de la ferronnerie) kam, war der Weg von Fuhrleuten und Kärrnern ſo verſtopft, daß ſtill gehalten werden mußte. Während dieſer Stockung ſprangen die Bedienten alle herunter, einige gingen über einen nahen Kirchhof, einer lief voraus, um Platz zu machen, ſo daß der Wagen, in welchem der König ſaß, ganz ohne Bedeckung gelaſſen war. Die ſechs rückwärts ſitzenden Herren ſahen ſich alle nach den Pferden um. Der König ſagte ſeinem Nachbar etwas ins Ohr. Dieſen Augenblick benutzte ein gewiſſer Ravaillac, der dem Wagen immer von weitem nachgefolgt war, um ſeinen längſt entworfenen Plan auszuführen. Er ſtieg auf das hintere Kutſchenrad auf der linken Seite, wo der König ſaß, bog ſich in den Wagen hinein, und verſetzte dem Könige zwey Stiche hinter einander mit ſolcher Geſchwindigkeit, daß keiner der im Wagen ſitzenden Herren die That eher gewahr ward, als bis ſie geſchehen war. Auf des Königs Geſchrey: „Mein Gott! ich bin verwundet! wandten ſie ſich alle um, und ſahen den Mörder noch einen dritten Stich thun, der aber fehl ging, worauf er vom Wagen ſprang, mit dem blutigen Meſſer in der Hand ſtarr wie eine Bildſäule ſtehen blieb, und ſich freiwillig greifen ließ. Man

ſagt, es haben ſich in dieſem Augenblick mehrere Kerle mit bloßen Degen ſehen laſſen, und gerufen, man müſſe ihn tödten, da ſie aber daran verhindert worden wären, hätten ſie ſich geſchwind im Gedränge verloren. Der König war übrigens in den erſten Augenblicken verſchieden, denn der eine der beiden Stiche hatte ihm gerade die Hohlader unter dem Herzen zerſchnitten. Bei der Section fand man alle edle Theile in ſo vortreflichem Zuſtande, daß die Aerzte erklärten, er würde ohne dieſen Zufall wenigſtens noch 30 Jahre gelebt haben. Und ſo mußte er ſchon im 56ſten Jahre die Welt verlaſſen, die ſeiner ſo ſehr bedurfte!

Die Nachricht von dieſem entſetzlichen Vorfall rührte ganz Frankreich wie ein Donnerſchlag. Wenige Könige ſind wohl ſo tief betrauert und noch ſo lange nach ihrem Tode mit Rührung und Dankbarkeit von ihren Unterthanen zurückgewünſcht worden. Aber während der biedere Theil der Nation in ihm ſeinen Wohlthäter und Vater beweinte, triumphirten die wenigen Schurken, die durch ſeinen Tod einen größern Spielraum für ihre ehrgeizigen und eigennützigen Beſtrebungen gewonnen hatten. Am Hofe war er ſo ſchnell vergeſſen, als ob er nie gelebt hätte. Selbſt der Prozeß des Mörders ward ſo ſchläfrig betrieben, und es gingen dabei ſoviel Ungerechtigkeiten vor, daß man geſtehen muß, nicht dieſem Unglücklichen, ſondern denen, die ſeine Richter beſtellten, gebühre der erſte Preis der Verworfenheit und Bosheit. Man ließ ihn ſo ſchlecht bewachen, daß er tauſendmal hätte entwiſchen können, wenn er gewollt hätte, und die Prieſter, die

ihn beſuchten, predigten ihm nichts mehr ein, als die Warnung, keinen Andern mit ſich ins Unglück zu ziehen. So beharrte er denn ſelbſt auf der Folter dabei, daß er keinen Mitſchuldigen gehabt, ſondern die That einzig aus Liebe zu Gott und aus Haß gegen den Ketzerkönig begangen habe. Dies ſcheint auch in der That ſehr glaublich, wenn man weiß, daß dieſer Menſch von jeher ein ſchwärmeriſcher Kopf, und ehemals Ordensbruder geweſen war, und immer mehrere Zettel mit bibliſchen Sprüchen myſtiſchen Inhalts als Amulete bei ſich führte. Auf alle Fälle war es alſo von der geheimen Parthey, die des Königs Tod gewünſcht, ein glücklicher Gedanke geweſen, grade ihn zu wählen; und wer weiß, wie ſchlau man vielleicht ſein einfältiges aber verkehrtes Gemüth ſelbſt hintergangen hat. Von der oben genannten Marquiſe von Verneuil, der Todfeindinn Heinrichs, hatte man ihn mehrmals weggehen ſehen. Er litt die fürchterlichſte Strafe *) ohne zu muchſen. Die Akten ſeines Proceſſes wurden heimlich und ſchnell über die Seite gebracht.

*) Er wurde am ganzen Leibe mit glühenden Zangen gezwickt, in die dadurch verurſachten Wunden ward geſchmolzenes Bley und Schwefel gegoſſen, dann band man vier ſchwache Pferde an ſeine Arme und Beine, um ihn zu zerreißen, aber dieſe zogen wohl eine Stunde, ehe ſie damit zu Stande kommen konnten. Das erbitterte Volk freute ſich an dem Anblick dieſer unerhörten Unmenſchlichkeit, und übte noch an dem zerſtückelten Leichnam ſeine Wuth aus.

46.

Ludwig XIII.

(1610 — 1643.)

Alles Elend einer minderjährigen Regierung, unter welchem Frankreich einſt ſo lange geſeufzt hatte, brach nun wieder über das unglückliche Land zuſammen. Der Dauphin Ludwig war noch nicht neun Jahre alt, und ſeine Mutter hatte nicht minder Luſt, ihn zeitlebens zu beherrſchen, als einſt Katharine von Medici bewieſen hatte, drey Könige zu vertreten. Noch am Todestage ihres Gemahls berief ſie das Parlament zuſammen, und ließ ſich mit ungerechter Uebergehung mehrerer Prinzen vom Geblüt zur Regentinn erklären. In den ihr zugeordneten Staatsrath nahm ſie alle Großen auf, die Anſprüche darauf machten, um eben durch die Menge die Uneinigkeit und die Verwirrung zu nähren. Ihr engerer Rath beſtand aber nur aus zwey Landsleuten, einem Florentiner Concini und ſeiner Frau, welche letztere wirklich ein feines Weib war, und alle Geſchäfte leitete, zugleich aber auch ſo treflich für ſich ſelbſt ſorgte, daß die Prinzen vom Geblüt ſich einer ſolchen Einnahme nicht rühmen konnten, als dieſe Creaturen hatten. Der Herr von Concini kaufte ſich bald das Marquiſat Ancre in der Picardie und noch viele andere Güter und Ehrenſtellen, und 1614 ward er gar zur Marſchallswürde erhoben. Alle dieſe Menſchen und die Königinn ſelbſt gingen mit den Einkünften des Reichs um, als ob ſie ihr freies Eigenthum wären, und der ehrliche Sully, der ſich Anfangs als Schatzmeiſter

der ungeheuren Verſchwendung der Königinn widerſetzte, ward dafür bald durch allerley Kabalen vom Hofe entfernt. Alle noch übrigen Miniſter des vorigen Königs wurden durch den Uebermuth der Königinn und durch die Begünſtigung jener Fremden erbittert, und die meiſten dankten freiwillig ab. In kurzem wurden über ſechzig der weiſeſten Edicte der vorigen Regierung aufgehoben, und die wichtigſten Stellen in den Provinzen wurden ſo beſetzt, als ob man das Reich recht mit Fleiß zu der tiefſten Ohnmacht herabbringen wollte. Wie mußte auch auf einen Heinrich IV. eine ſolche Regierung folgen!

Als nun Ludwig ſein 14tes Jahr angetreten hatte, wurde er nach den franzöſiſchen Geſetzen für mündig erklärt, und zum Könige gekrönt. Seine elende Mutter hielt in voller Verſammlung eine prunkende Rede an ihn, worin ſie ihn ermunterte, löblich zu regieren. Er ſagte darauf eine andere her, worin er ihr für die bisherige weiſe Regierung dankte, und ſie bat, dieſelbe doch noch fernerhin zu übernehmen, wozu ſie ſich denn natürlich ſehr geneigt bewies. Einer Vormundſchaft bedurfte der junge König allerdings noch ſehr, denn er war noch ſo kindiſch und ſchlecht erzogen, daß er durchaus zu keinem ernſthaften Geſchäfte zu gebrauchen war. Er kam auch in ſeinem Leben nicht dahin. Sein liebſter Geſellſchafter war ein gewiſſer Herr von Luines, ehemals Kammerpage unter Heinrich IV., der ſich ſeine Gunſt durch ein Geſchenk von abgerichteten Falken zu erwerben gewußt hatte. Die Regentinn hatte nichts gegen dieſen Umgang, weil doch der Knabe etwas zu ſpielen haben mußte, und

Luines ihr ein ziemlich gutmüthiger und unſchädli⸗cher Menſch zu ſeyn ſchien.

Eine ſchlechtere Wirthſchaft iſt wohl nicht leicht an einem Hofe getrieben worden, als während der Regierung dieſer Maria am franzöſiſchen. Heinrich hatte von der ungeheuren Schuldenlaſt, die er vor⸗gefunden, noch 300 Millionen Livres ſtehen laſſen müſſen, und dieſe vermehrte ſich jetzt von Jahr zu Jahr ins Unermeßliche. Die Ausgabe überſtieg die Einnahme weit, vielen hundert Müßiggängern wur⸗den enorme Jahrgelder gegeben, und die Einnehmer der königlichen Einkünfte wurden ſo ſchlecht kontrol⸗lirt, daß ſie machen konnten was ſie wollten. Das Parlament that mehrmals Vorſtellungen über die ſchlechte Verwaltung des Staats, wurde aber von der Königinn und ihren Kreaturen jedesmal mit dem Beſcheide abgewieſen, der König ſey über ſeine Handlungen niemanden als Gott Rechenſchaft ſchul⸗dig. 1615 wurde Ludwig XIII. mit einer ſpaniſchen Prinzeſſin, Anna, vermählt, und folglich ein In⸗tereſſe geknüpft, das Heinrich IV. ſo ernſtlich zu zerreißen geſucht hatte.

Das allgemeine Murren der Franzoſen über eine ſo nichtswürdige Regierung hielt ſich nicht lange in den Schranken häuslicher Geſpräche. An mehrern Orten brach der Aufruhr öffentlich aus. Der junge Condé, Sohn des vergifteten, ſtellte ſich an die Spitze eines Haufens, und erklärte den Feinden des Königs und des Staats (ſo nannte er Mariens Miniſter) den Krieg. Der Hof zerfällt nun wieder in Partheyen, wie ehemals; Condé wird auf eine Weile mit großen Koſten befriedigt, aber die Mini⸗

ſter ſiegen doch, und wiſſen durch die künſtlichſten Intriguen auch noch die wenigen rechtſchaffenen Räthe aus dem Staatsrath zu entfernen. Während in den Provinzen der Bürgerkrieg wüthet, arbeitet am Hofe der Factionenhaß, und Luines, der ſich jetzt dem Könige unentbehrlich gemacht hatte, wußte ihn zu überreden, daß es Zeit ſey, ſeine Mutter mit ſammt ihrem Anhange zu entfernen, und ſelbſt zu regieren. Der erſte Schritt dazu, meinte er, müſſe die Wegräumung des allverhaßten Concini (Marſchalls von Ancre) ſeyn. Ludwig, zu ſchwach und zu feig, um als König zu handeln, geſellt ſich zu den Meuchelmördern, und bewilligt des Marſchalls Ermordung, ja er ſtellt ſich zu der verabredeten Stunde ſelbſt ans Fenſter, um ſie mit anzuſehen. Es war den 24. April 1617, früh um 6 Uhr, um welche Zeit der Marſchall täglich ins Louvre zu gehen pflegte. Die Mörder erſchoſſen ihn auf der kleinen Brücke, die ins Louvre führt, und riefen dann laut: „Es lebe der König!“ worauf ſich dieſer am Fenſter freundlich mit dem Hute bedankte. Welchen Grad die Wuth eines gedrückten Volks erreichen kann, wenn es ſeiner Tyrannen endlich mächtig wird, ſah man auch hier. Man hatte d'Ancre's Leichnam ſtill in einer Kirche begraben, aber der Pöbel erfuhr nicht ſo bald den Begräbnißort, als er in großen Schaaren hinſtürmte, ihn herausriß, durch die Straßen ſchleppte, prügelte, an einen Galgen hängte, den er ſelbſt hatte erbauen laſſen, dann das Herz ausriß, das Fleiſch in Stücke zerſchnitt, alles in einem großen Feuer verbrannte, und endlich Aſche und Knochen in die Seine warf.

Luines ließ nun auch die Marſchallinn gefangen nehmen und ihr den Prozeß machen. Dann kam es an die Königinn Mutter, die, ſchon tief gekränkt durch die Trennung von ihren Vertrauten, nun auch ihre Leibwache verlor. Vergebens wünſchte ſie den jungen König, ihren Sohn, zu ſprechen, man ließ ſie nicht vor, vielmehr deutete man ihr an, daß ſie den Hof verlaſſen, und ſich auf ihre Güter begeben ſolle. Mit verbiſſenem Schmerze entſchließt ſie ſich endlich, nach Blois zu gehen, und nimmt die Abſchiedsbeſuche des Hofes mit vieler Faſſung an. Auch der König erſchien Höflichkeits halber mit ſeinem Bruder und dem Herrn von Luines, und ſagte ihr einige kalte Worte. Sie hatte ſich geſchmeichelt, ihn noch bei dieſer Gelegenheit zu rühren und umzuſtimmen; da er ſich aber auf nichts einließ, und ſogar ihrer Umarmung durch eine ſchnelle Verbeugung auswich, und ſie nun einſah, daß ihre Rolle am Hofe wirklich ausgeſpielt ſey, da ſtürzten ihr die Thränen der Verzweiflung von den Wangen, und weinend ſtieg ſie in die Reiſekutſche (4. May 1617). Bald darauf ward der Marſchallinn von Ancre, ohne daß man ihr etwas hätte ſtrenge beweiſen können, nach Urtheil und Recht der Kopf abgeſchlagen und der Leib verbrannt. Ihr unermeßliches Vermögen erhielt der Herr von Luines, der nun eine Zeitlang eben das war, was Ancre geweſen war, nur mit noch weniger Kopf und Kenntniß von Staatsgeſchäften. Nach ſeinem Kopfe ging nun alles, von ſeiner Gunſt hingen die wichtigſten Bedienungen ab, ja ohne ſein Vorwiſſen

durfte niemand den König ſprechen. Das arme Reich war alſo um nichts gebeſſert.

Indeſſen brach (1618) in Deutſchland der gewaltige Krieg aus, der — für jetzt den Gränzſtein unſerer Erzählungen machen ſoll. Wir verlaſſen daher die Franzoſen jetzt auf eine Weile, um erſt die Geſchichten der übrigen Völker bis an dieſen Gränzſtein fortzuführen.

VI.

Die Engländer.

1.

Heinrich VI.

(1422 — 1461.)

Der Schauplatz engliſcher Thatkraft, die wir im fünften Theile dieſes Werks außerhalb ihrer Heimath, auf Frankreichs Boden, mit Glück kämpfen ſahen, verändert ſich. Nach innen wendet ſich der Kampf, und nachdem die Hoffnung eines fremden Throns Heinrich VI. allmählig entriſſen iſt, wird ihm der Beſitz ſeines eignen angetaſtet. Indem er keine Eigenſchaften zeigt, ihn mit Geſchicklichkeit zu behaupten, tritt ein anderer auf, deſſen Streben zu herrſchen aus größerer Energie hervorgeht. Dies war Heinrichs VI. Vetter, der Herzog Richard von York. Schon hatte er ſich theils in Frankreich, theils in Irland hervorgethan, und in dem letztern Lande eine lange und gefährliche Rebellion mit ſo viel Geſchicklichkeit geſtillt, daß er auch hoffen konnte, eine andere mit eben ſo vielem Glück zu erregen. Doch auch das Gehäſſige dieſer Idee milderten Rechtsanſprüche der Abſtammung. Zwar ſtammte er nur von dem vierten, und der König von dem dritten Sohne König Eduards III. her, und in ſo fern war allerdings ſein Anſpruch auf die

Krone nicht ſo nahe, als der des Königs; allein auch Heinrichs eigner Großvater hatte ſeiner Linie *) nur durch gewaltſame Ermordung ſeines Vorgängers den Weg zur Herrſchaft gebahnt, und dieſes Verbrechen erſchien jetzt auch dem Volke aufs neue ſtrafbar, da es die Regierung eines ſo elenden Enkels zur Folge hatte. Viele Herren vom höchſten Adel wandten daher dem tapfern Richard von York ihre Wünſche zu, und verſprachen ihm unter der Hand allen Beiſtand zur Ueberwältigung der jetzt herrſchenden Lankaſterſchen Parthey. Die Factionen fingen an, ſich allmälig ſichtbarer zu theilen, und die Wappen der beiden Fürſten gaben ihnen zuerſt unterſcheidende Namen. Yorks Parthey hieß die weiße, und die königliche oder lankaſterſche, die rothe Roſe.

Herzog Richard überlegte, noch während er in Irland war, lange ſeinen Plan. Zuerſt beſchloß er, eine Probe zu machen, wie ein kühner Angriff auf London ſelbſt wohl gelingen könne. Ein kühner und verſchmitzter Kerl, Namens Johann Cade, der wegen ſeiner Verbrechen ſchon einmal aus England hatte fliehen müſſen, kehrte jetzt in der Maske eines Lords Mortimer zurück, der ehemals bei dem Volke ſehr beliebt geweſen, und zu Anfange der gegenwärtigen Regierung unrechtmäßig verbannt worden war. Der Pöbel in Kent glaubte dem Betrüger, verſprach ihm allen Beiſtand, wenn er ſich rächen wolle, und ließ ſich willig von ihm bis an

*) Die ſeitdem die Lancaſterſche hieß, weil er vorher Herzog von Lancaſter genannt worden war.

die Thore der Hauptſtadt führen. Hier kapitulirte er lange mit den Miniſtern, ſchlug einen von ihnen abgeſandten Kriegshaufen in die Flucht, und ward endlich gar eingelaſſen, nachdem der Hof aus der Stadt entflohen war. Zwar konnte er den Betrug nicht lange verbergen, und büßte ſeine Verwegenheit mit dem Tode, aber ſein Beiſpiel zeigte doch hinreichend, was ein Mann von höherem Gewichte und edlern Abſichten allenfalls der Regierung von London würde bieten dürfen.

Schon früher hatte das Volk einen Miniſter des Königs und Liebling der Königinn, den Grafen von Suffolk, durch einſtimmiges Dringen vom Hofe entfernt und bald darauf gar getödtet. Auch Richard wollte zuerſt blos als Sprecher des Volks auftreten, und die Abſchaffung vieler Mißbräuche in der Regierung und die Abſetzung des neuen eben ſo wenig beliebten Miniſters Sommerſet fordern. Er that dies an der Spitze von 10,000 Mann, mit denen er 1452 vor London rückte. Der König zog ihm entgegen, hatte eine Unterredung mit ihm, und bewilligte alle ſeine Forderungen, worauf der Herzog ſich an die Gränze von Wales zurückzog. Im folgenden Jahre ward der König krank, und die Königinn glaubte am ſicherſten zu gehen, wenn ſie jetzt dem Herzog von York mit Vertrauen entgegen käme, und ihm freiwillig die Führung der Geſchäfte übergäbe. Richard kommt nach London, und wird vom Parlament ſelbſt als Protector des Reichs anerkannt. Dieſen entſcheidenden Moment wagt er nicht zu benutzen, und von dem Augenblick an, da die Lancaſterſchen ihn unentſchloſſen ſehen, wächſt

ihnen der Muth wieder, und ſie beſchließen ihn zu ſtürzen. Der König wird beredet, die Regierung ſelbſt wieder zu übernehmen und den Herzog von Sommerſet wieder ins Miniſterium einzuſetzen. Richard ſieht ſich beſchimpft, verläßt ſchnell den Hof, wirbt Truppen, ſchlägt das königliche Heer bei St. Albans (22. May 1455), und bekommt den König ſelbſt in die Hände. Auch nach dieſem Siege beweiſet er die größte Mäßigung. Er behandelt ſeinen Gefangenen ehrerbietig und ſchonend, und als das Parlament ihm zum zweiten Mal die Regentſchaft zuerkennt, läßt er ihn ſogleich wieder los.

Auch diesmal galt ſeine Mäßigung ſeinen Feinden für Furcht. Während einer Reiſe, die er im folgenden Jahre machte, führt die Königinn Margarete ihren Gemahl vor das Oberhaus, und er erklärt demſelben zum zweiten Male ſeinen Wunſch, allein zu regieren. Es wird nicht widerſprochen, und Richard findet bei ſeiner Rückkehr die Umſtände ſo, daß er nichts gewaltſames zu unternehmen wagt. Aber die Reibung zwiſchen beiden Partheien ward doch ganz allmälig ſo ſtark, daß bei der erſten Annäherung irgend eines Zunders die Flamme ſogleich ausbrechen mußte. Der Graf von Warwic, ein Freund und Verwandter Richards von York, und damals Gouverneur von Calais, war durch Klugheit und Reichthum der einflußreichſte Genoſſe der Yorkſchen Parthey. Einer von ſeinen Leuten inſultierte einen Diener des Königs, und daraus entſtand eine allgemeine Prügeley, in welche ſelbſt viele Vornehme verflochten wurden. Man vermuthet dahinter tiefer liegende Plane, der Hof zieht Trup-

pen zuſammen, Warwic eilt in ſein Gouvernement zurück, ſein Freund Salisbury bringt in der Eil eine Mannſchaft auf, geht damit den Königlichen entgegen, und ſchlägt ſie bei Bloreheath an der Gränze von Staffordſhire (23. Sept. 1459). Im folgenden Jahre kommt Warwic von Calais herüber, vereinigt ſich mit Richard, und ſchlägt den König wiederum bei Northamton (10. Jul. 1460), ja er bekommt ihn ſelbſt gefangen. Das war alſo ſchon das zweite Mal, daß Heinrich VI. ſeinen Feinden in die Hände fiel. Aber ſo gering achteten ſie ihn, daß ſie ihn auch diesmal ohne alle Feindſeligkeit behandelten, und ihn, wie das erſte Mal, losließen, ſobald ſie ihre Abſichten erreicht hatten.

Richards Aengſtlichkeit ging bei dieſer neuen günſtigen Gelegenheit ſo weit, daß ſeine Freunde ſelbſt darüber unwillig wurden. Anſtatt gleich ohne Umſtände als König zu verfahren und dem Parlamente zu gebieten, fand er ſich vor demſelben wie vor ſeinem Richterſtuhle ein, und legte ihm ſeine Anſprüche auf die Herrſcherwürde vor. Das Parlament behandelte dann auch die Sache wie jeden geringen Rechtsfall, und entſchied dahin, daß er allerdings jetzt als Protector die Regierung verwalten, und nach Heinrichs Tode auch den königlichen Titel führen ſolle, daß aber Heinrich in Betracht ſeines 38jährigen Beſitzes nicht gewaltſam des Throns entſetzt werden dürfe. York begnügt ſich auch damit wieder, und die Ruhe ſchien eine Zeitlang hergeſtellt. Aber das dauerte nicht lange. Die Königinn, welche gleich nach der Schlacht bei Nort-

hampton zu den nördlich wohnenden Baronen geflohen war, hatte dort durch ihre Beredſamkeit und Anmuth ſo viele derſelben für ſich gewonnen, daß ſie unverſehens mit 20,000 Mann auftreten, und den Feind ihres Hauſes in offenem Felde herausfordern konnte. York kann in der Eil nicht mehr als 5000 Mann zuſammenbringen, aber um nicht in dem entſcheidendſten Momente verzagt zu erſcheinen, und in der Hofnung, durch Tapferkeit den Mangel der Stärke zu erſetzen, wagt er auch damit einen offenen Angriff. Der Erfolg war vorherzuſehen. Dreitauſend ſeiner Anhänger ſtarben den Heldentod, und er ſelbſt wollte ſie nicht überleben. Die Schlacht fiel vor bei dem Städtchen Wakefield, am 24. Dec. 1460.

Margarethe frohlockte über ihren Sieg. Sie befahl, dem Erſchlagenen das Haupt abzuſchneiden, und es mit einer papiernen Krone verziert auf das Thor von York zu ſtecken. Sein dritter Sohn, der Graf von Rutland, ein ſchöner Jüngling von 17 Jahren, ward als Gefangener vor den Lord Clifford, einen wüthenden Lankaſtrier, gebracht, und von dieſem mit eigener Hand erſtochen. Alle andere Gefangene von hoher Geburt ſtarben unter dem Henkerbeil.

Aber damit war die Yorkiſche Parthey noch bei weitem nicht ausgerottet, ja nicht einmal niedergebeugt. Herzog Richard hinterließ außer einem zahlreichen Anhang im Adel noch ſechs eigne Kinder, unter denen Herzog Eduard, der älteſte Prinz, das Werk ſeines Vaters mit Eifer ergriff, und in größter Eil eine Menge tüchtiger Krieger unter ſei-

ne Fahnen ſammelte. Er kommt damit eher nach London als die Königinn, und das Volk, bezaubert von ſeiner königlichen Geſtalt, ſeiner Jugendfülle und ſeiner Freundlichkeit, heißt ihn mit lautem Jubelgeſchrey willkommen. Der kluge Gebrauch, den er von ſeinen unermeßlichen Reichthümern macht, ſetzt ihn in der Volksgunſt noch feſter. Graf Warwic, ſeines Vaters alter Freund, und ſelbſt ein Liebling der Engländer, verſammelt die Bürger der Hauptſtadt unter einer militäriſchen Bedeckung in St. Johns Fields, hält eine Rede an ſie, worin er die Erbärmlichkeit der bisherigen Regierung und die herrlichen Eigenſchaften des jungen Herzogs von York ins Licht ſtellt, und fragt dann, ob ſie noch länger Heinrich VI. zum Könige haben wollen. Ein allgemeines Nein erfolgt, und auf die Frage, wen ſie dann begehrten, ruft alles: Eduard von York! So ward dann dieſer am folgenden Tage (5. März 1461) feierlich in London unter dem Namen Eduard IV. zum Könige proklamirt.

2.

Eduard IV.

(1461 — 1483.)

Wieder eine wilde, unruhige Regierung, nicht ohne Szenen von Grauſamkeit, weil der zwanzigjährige ungeſtüme Monarch glaubte, daß Feinde nur durch ein immerwährendes Schrecken unterdrückt werden könnten. Die muthige Königinn Margarete, die noch immer die Hoffnung nicht aufgab, und abermals mit 60,000 Mann in Yorkſhire ſtand, mußte

zuerſt geſchlagen werden. Es geſchah bei Touton am 29. März 1461. Eduard befahl, keinem Lankaſtrier Pardon zu geben, und ſo wurden ihrer in der Schlacht und auf der Flucht gegen 36,000 erſchlagen! Mit Mühe entkamen Margarete und ihr Gemahl Heinrich VI. noch nach Schottland, Eduard hingegen kehrte im Triumph nach London zurück, und zwang das Parlament, ihn als König anzuerkennen. Dann ruhte er eine Weile, und überließ ſich, ſeinem jovialiſchen Temperament gemäß, den ausſchweifendſten Vergnügungen, weswegen ihn das Volk nicht minder liebte, weil er dabei nicht vergaß, am rechten Orte mit Nachdruck und Ernſt den König zu zeigen.

Drey Jahre darauf (1464) kam Margarete in den nördlichen Provinzen abermals zum Vorſchein. Aber die ſchottiſche Hülfe half ihr nichts, ſie ward mehrmals geſchlagen, und zuletzt ſo ſehr von allen ihren Freunden getrennt, daß ſie mit ihrem Sohne vor den nachſetzenden Feinden in einem dichten Walde Schutz ſuchen mußte. Hier überraſchte ſie die Nacht, und indem die beiden Unglücklichen ängſtlich in dem finſtern Dickigt umherirren, vertritt ihnen eine Räuberbande den Weg, plündert ſie rein aus, und läßt ſie halb todt vor Schrecken und Hunger liegen. In dieſem Zuſtande findet ſie ein einzeln nachkommender Räuber, der gleichfalls ſchon mit gezücktem Schwerdt auf ſie eindringen will. Verzweiflung führt der Königinn die Geiſtesgegenwart zurück: „Hier, mein Freund, ruft ſie, iſt eures Königs Sohn, ich vertraue ihn eurem Schutze.“ Räuber, überraſcht von ſo ſeltſamer Ehre, über-

nimmt die neue Verpflichtung mit dem Eifer des treuſten Unterthanen, ſchützt die beiden Unglücklichen vor dem Hunger, und verſchafft ihnen Gelegenheit, ſicher und unentdeckt nach Flandern zu entkommen. Von da gingen ſie zu Margaretens Vater in Lothringen, wo ſie in ſtiller Verborgenheit mehrere Jahre zubrachten. König Heinrich VI. war nicht ſo glücklich. Er fiel zum dritten Male ſeinen Feinden in die Hände, und Eduard, der mehr ärgerlich als ergrimmt auf ihn war, ließ ihn in den Tower ſetzen.

Der junge König kehrte nun wieder ſorglos zu ſeinem gewohnten üppigen Leben zurück. In ſeinem Reiche war Ruhe, während Ludwig XI. in Frankreich alles umkehrte. Er nahm an auswärtigen Begebenheiten keinen Theil, als in ſofern Karl der Kühne mit ihm ein Bündniß ſchloß, und ſeine Schweſter Margarete von York heirathete (1468). Doch bald mußte auch dieſer glücklich ſcheinende Monarch die Unbeſtändigkeit menſchlicher Dinge erfahren. Die lankaſterſche Parthey hörte nicht auf, für den gefangenen König zu conſpiriren, und ehe man ſich der Gefahr verſah, ſtanden mehrere Provinzen des Reichs in lichten Aufruhrflammen. 1469 brach der Krieg in Yorkſhire und 1470 in Lincolnſhire aus, und kaum hatte Eduard daſelbſt mit Kraft und nicht ſelten mit unerhörter Grauſamkeit den Tumult gedämpft, als er ſich plötzlich von einer neuen Gefahr umſtrickt ſah, der ſo leicht nicht zu entkommen war.

Wie in ſeinem Betragen überhaupt viel Rohheit und jugendlicher Uebermuth lag, ſo fehlte ihm be-

ſonders dasjenige Zartgefühl, durch welches ein Mächtiger ſeinen ihm zunächſt ſtehenden Freunden die Laſt ſeines ſtaatsbürgerlichen Uebergewichts weniger peinlich fühlbar macht. Sein Bruder, der Herzog von Clarence, war ein wackerer Mann, Graf Warwic war gewiſſermaßen ſein Wohlthäter, denn ihm verdankte er zunächſt die Königskrone; und beide Männer wurden von dem leichtſinnigen Monarchen mit ſtrafbarem Uebermuth beleidigt, nicht ſelten ſogar zurückgeſetzt. Dieſes unerträglichen Verhältniſſes müde, verlaſſen ſie beide den Hof und das Land, und gehen nach Frankreich, wo Ludwig XI., der gern einen gefährlichen Nachbar auf dieſe Art beſchäftigt ſah, ihnen mit Freuden ſeine Hülfe anbot. Zu dieſen Dreyen tritt auch Eduards alte Feindinn, die Königinn Margarete, die in Angers lebte, hinzu, die Entthronung Eduards wird förmlich beſchloſſen, und Warwic, ſo ſehr er ein Feind des Hauſes Lancaſter war, willigt jetzt ſelbſt in Heinrichs VI. Wiedererhebung. Unterſtützt von franzöſiſchem Gelde ſetzen Warwic und Clarence nach England über, und Margarete verſpricht mit ihrem Prinzen, der eine Tochter Warwics heyrathen ſoll, in kurzem nachzukommen. Treue Mitverſchworne haben unterdeſſen ſchon an der Küſte die vornehmſten Häupter der lancaſterſchen Parthey verſammelt, in wenig Tagen iſt ein Heer von 60,000 Mann beiſammen, und Eduard fährt nun raſch aus ſeinem bisherigen Schlummer auf, um mit ſeinem gewohnten Nachdruck auch dieſe Gefahr zu zerſtreuen. Aber ach! in ſeinem eigenen Heere ſind Verräther; mitten in der Nacht wird er überraſcht; ein treuer

Diener rettet ihn noch zu rechter Zeit, daß er ein Pferd beſteigen, und nach Norfolkſhire flüchten kann. Nach vielen Gefahren erreicht er hier ein Schiff, das ihn nach Alkmar in den Niederlanden überſetzt, und ſo eilig hatte er entſpringen müſſen, daß er nicht einmal ein Stück Geld hatte, den Schiffer zu bezahlen, ſondern ihm ſeinen Zobelpelz ſchenken mußte, mit der Vertröſtung, ihn künftig einmal, vielleicht in beſſern Zeiten, beſſer zu belohnen.

So ſchnell war ein ſtolzer und mächtiger König in einen hülfeſuchenden Bettler verwandelt. Warwic war 11 Tage nach ſeiner Landung Meiſter des ganzen Königreichs; er zog den ſchmachtenden Heinrich VI. wieder aus dem Tower auf den Thron, und erwarb ſich dadurch den ſcherzhaften Namen des Königsmachers. Das Parlament, gewohnt, ſich vor der Uebermacht zu beugen, beſtätigt alles. Heinrich wird aufs neue als König, und ſein junger Sohn Eduard, der ſich jetzt bei der Mutter in Frankreich aufhielt, als ſein rechtmäßiger Nachfolger anerkannt. Während des ſchwachen Heinrichs Leben ſollen Warwic und Clarence die Regentſchaft führen. Auf einmal ſieht man alſo im ganzen Reiche alles umgeſtürzt, die Lancaſtrier haben wieder die Oberhand, alle Einrichtungen Eduards IV. werden vernichtet, was yorkiſch iſt, flieht in die Kirchen, um ſein Leben zu retten, und wer die Küſte erreichen kann, entweicht außer Landes. Eduards Gemahlinn, die ſchöne Eliſabeth, flüchtet in ein Gotteshaus, und wird in dieſem Aſyl von einem Sohne entbunden.

Wir wiſſen, daß um dieſe Zeit in den Nieder-

landen Karl der Kühne regierte. Als Schwager und Bundsgenoſſe hoffte der vertriebene Eduard bei dieſem Schutz und Beiſtand zu finden. Aber perſönliche Verhältniſſe mußten hier Staatsabſichten aufgeopfert werden. Denn bei ſeinen Händeln mit Frankreich konnte Karln wohl nichts ungelegner ſeyn, als auch noch mit England in Krieg zu gerathen, zumal da Warwic Miene machte, Ludwigen XI. von Calais aus mit Truppen zu unterſtützen. Gelangs freilich, Eduarden wieder auf den Thron zu ſetzen, hätte er eben daher Hülfe erwarten können. Aber dies war noch ungewiß, und alſo durfte die Unterſtützung zum wenigſten nicht öffentlich ſeyn, da ſie unter den jetzigen Umſtänden nicht bedeutend ſeyn konnte. Während er daher laut ſeinen Unterthanen verbot, ihm Beiſtand zu leiſten, ſo unterſtützte er ihn doch heimlich mit Geld und mit Schiffen, mit welchen Eduard abermals in England landete. Sein erſter Empfang bei Ravenspurg war nicht viel versprechend (20. März 1471). Er änderte daher die Form ſeines Auftretens. Beſcheiden erklärte er, er ſtrebe nicht wieder nach der Krone, ſondern wünſche nur von ſeinen Unterthanen in ſeiner väterlichen Erbſchaft York wieder aufgenommen zu werden, um ſo nur ein unbeſtreitbares Recht ſuchen zu ſcheinen. Aber als er ſeine Schaaren mit jedem Tage mehr anwachſen ſah, auch der Herzog von Clarence, ſein Bruder, zu ihm trat, ward auch ſeine Sprache kühner. Er zieht auf London zu; Warwic, der ihm mit einem Heere entgegenkommen will, verfehlt ihn, und ehe er noch ſeinen Irrthum gewahr wird, iſt Eduard ſchon von ſeinen Freunden in die Stadt ein-

gelaſſen (11. April). Welch ein raſcher Glücks-wechſel! Warwic hatte nicht 6 Monate die Regierung verwaltet. Der ſchwache Heinrich VI. wird zum vierten Male ſeiner Freiheit beraubt, und in den Tower geſetzt. Zwar ſtand Warwic noch mit einem gewaltigen Heere im Felde, und wagte voller Verzweiflung eine Schlacht (bei Barnet, am 14. April), verlor aber Sieg und Leben zugleich, und ſein ganzes Heer blieb faſt auf dem Schlachtfelde, denn Eduard hatte nach ſeiner Gewohnheit befohlen, Niemanden Pardon zu geben.

An demſelben Tage, da dies entſcheidende Gefecht geliefert ward, kam Margarete, Heinrichs VI. Gemahlinn, mit ihrem nun 18jährigen Prinzen Eduard aus Frankreich an. Wie erſchrack ſie, als ſie die Schreckensbotſchaft von Warwics Niederlage erfuhr! Aber indem ſie ſchon zurückfliehen will, verſammelt ſich der Reſt der lancaſterſchen Parthey um ſie, und bietet ihr ſeinen Beiſtand an. An müßigen Knechten fehlte es nicht, die ſich gleich auf den erſten Wink unter eine aufgeſteckte Fahne ſammelten, um nur bei der Gelegenheit ungeſtraft plündern zu können. So will man dann Eduarden erwarten. Er erſcheint, noch berauſcht von Freude, und ſtolz über ſeinen erſten Sieg, und ſchlägt auch dies letzte zuſammengeraffte Häuflein völlig (bei Teukesbury, am 4. May). Die Königinn Margarete, ihr Sohn Eduard, und ein großer Theil des Adels fällt in ſeine Hände. Die letztern wurden grauſam hingerichtet. Als man den Prinzen Eduard vor den Sieger geführt hatte, fragte ihn dieſer in einem ſtolzen Tone, wie ers habe wagen können,

in ſein Reich zu kommen. Der Prinz antwortete unerſchrocken, er habe nichts gethan, als wozu ihn ſeine Geburt und ein rechtmäßiger Anſpruch auf ſein Erbe berechtigt habe. Ergrimmt über dieſe Kühnheit ſchlug Eduard ihn ſtatt der Antwort mit ſeinem Panzerhandſchuh ins Geſicht, und die anweſenden Lords, unter denen ſelbſt die Herzoge von Clarence und Glocester, des Königs Brüder, waren, ſahen das für ein Zeichen an, mehr zu thun. Sie reißen ihn mit Gewalt in ein Nebenzimmer, und durchbohren den Unglücklichen mit ihren Dolchen. Seine Mutter Margarete wird in den Tower geworfen, in welchem wenig Tage nachher ſein Vater, der König Heinrich, plötzlich ſtirbt. Es ging ein Gerücht im Volke, des Königs jüngſter Bruder, der Herzog Richard von Gloceſter, habe ihn mit eigner Hand ermordet, wenigſtens hatte er den Auftrag, ihn hinrichten zu laſſen, erhalten von Eduard, der ſeiner Sicherheit dies Opfer bringen zu müſſen glaubte. Dieſer wurden auch die übrigen Prinzen aus dem lankaſterſchen Hauſe aufgeopfert. Nur zwey, Tudor und Richemont waren nach Frankreich entwiſcht.

Nach Herſtellung der inneren Ruhe, beſorgte Eduard ſeine Verhältniſſe mit den auswärtigen Mächten, dahin gehörte auch das Bündniß mit dem Herzoge von Burgund gegen Ludwig XI. Eduard IV. landete im Frühjahr 1475 mit mehr als 16,000 Mann in der Picardie, und hoffte in Vereinigung mit den Herzogen von Burgund und Bretagne und mit dem Connetable von St. Paul die verabredete Theilung von Frankreich ſogleich ins Werk richten

zu können. Aber wir wiſſen ſchon aus der franzöſiſchen Geſchichte, wie arg er von ſeinen Bundesgenoſſen getäuſcht ward, und welche Mittel Ludwig XI. anwandte, um ſeiner aus Frankreich wieder los zu werden. Wir fügen nur noch hinzu, daß in dem dort erwähnten Frieden zu Pecquigny noch ausgemacht ward, Eduard ſolle die bis jetzt noch im Tower gefangen gehaltene Königinn Margarete in Freiheit ſetzen, und dafür von Ludwigen noch ein Geſchenk von 50,000 Kronen erhalten. Die aus der franzöſiſchen Geſchichte bekannten Veränderungen nach dem Tode des Herzogs von Burgund, erhielten zwiſchen beiden Mächten noch fortdauernd Furcht und Hoffnung. Ludwig, um der erſtern los zu werden, brachte den König von Schottland dahin, einen Krieg zu erklären, der Eduarden beſchäftigte, den dieſer aber doch glücklich endete.

Auch im Innern behauptete nun Eduard IV. bis an ſein Ende glücklich den Thron, doch nicht frey von allem Argwohn. Durch dieſes entweder frey entſtandene, oder wohl vielleicht durch den Herzog von Gloceſter, ſeinen ehrgeitzigen Bruder, dem Clarence im Wege ſtand, erregte Mistrauen mehr als durch Schuld, fiel noch ſein Bruder Clarence, dem er, ohnerachtet er ihm doch durch ſeinen Uebertritt die Schlacht bei Barnet hatte gewinnen helfen, es nie vergeſſen konnte, daß er einmal ſein Gegner geweſen war, und vielleicht unterhielt dieſen Argwohn noch des Herzogs etwas rauhes Weſen, zum wenigſten nahm man aus dieſer Eigenſchaft ſeines Karakters die Mittel, ihm mit dem Scheine eines

Rechts ankommen zu können, und zwar, wie man erzählt, auf folgende Weiſe:

Lord Burdet nämlich, Clarence's Freund, hatte in ſeinem Park einen weißen Hirſch, den er ſorgfältig verſchonte, weil das Thier ihm beſonders lieb war. Der König, der dies wußte, jagt hierauf in dieſem Park, findet den ſchönen Hirſch und erlegt ihn. Der Lord hörts, und ruft im erſten Zorn: „So wollte ich, daß die Hörner des Thieres dem in den Leib führen, der den König hierher geführt hat!" Dieſe Worte waren hinreichend, ihn vor den Richterſtuhl zu ziehen, und ihm als einem Beleidiger der Majeſtät den Prozeß zu machen. Das feige Parlament ſprach, wie es der König haben wollte. Lord Burdet ward nach Urtheil und Recht enthauptet. Ein ähnliches Schickſal hatte ein anderer Freund des Herzogs.

Was man durch dieſe Ungerechtigkeiten hatte bewirken wollen, traf richtig ein. Clarence ſprach laut ſeine Misbilligung darüber aus, und ward dafür, wie natürlich, in den Tower geſetzt. Aus allen ſeinen ſorgſam aufgefangenen Reden wurden ſo vollwichtige Anklagegründe zuſammengeſchmiedet, daß man ein Todesurtheil darauf ſtützen konnte. Die einzige Gnade, deren er ſich als Bruder des Königs zu erfreuen hatte, war die, daß ihm die Wahl der Todesart ſelbſt überlaſſen ward. Er hatte Mannstrotz genug, auch dieſer furchtbarſten aller Nothwendigkeiten mit ſeiner gewöhnlichen Laune ins Geſicht zu ſehen, und wünſchte in einem Faſſe Malvaſiers erſäuft zu werden, welchen Wein er immer vorzüglich gern getrunken hatte (18. Febr. 1478). Er

hinterließ zwey Kinder, die in der Folge gleichfalls ein trauriges Schickſal erfahren.

Vier Jahre darauf ſtarb Eduard ſelbſt, im 42ſten Jahre, nach einer 22jährigen Regierung. Er hinterließ eine Wittwe, Eliſabeth, zwey Prinzen, Eduard und Richard, jenen von 13, dieſen von 7 Jahren, und den Ruf eines grauſamen Gemüths, bei denen, welche ſeine politiſche Lage nicht als Grund anerkennen wollen. Sonſt rühmt man doch, daß er ſeine Unternehmungen glücklicher vollführt habe durch das Wohlwollen ſeiner Unterthanen, welches ihm ſeine große Schönheit und ſein freyes und heiteres Weſen verſchaft hatte.

3.

Eduard V.

(1483.)

Der dreizehnjährige Erbe des Reichs, der nun den Namen des fünften Eduards annahm, befand ſich bei ſeines Vaters Tode mit ſeinem Oheim, ſeiner Mutter Bruder, der zu einem Grafen von Rivers erhoben war, auf dem Schloſſe Ludlow an der Gränze von Wales. Es war beſtimmt, daß der Herzog Richard von Glouceſter, Eduards IV. Bruder, die Regentſchaft während der Minderjährigkeit des jungen Königs führen ſollte; allein die verwittwete Königinn, die einen unüberwindlichen Widerwillen gegen dieſen Mann hatte, wünſchte ſeine Macht ſo ſehr als möglich zu unterdrücken. Sie führte einen geheimen Briefwechſel mit ihrem

Bruder Rivers, und gab dieſem öffentlich den Auftrag, mit dem Prinzen nach London zu kommen. Der Protector ſchien dies vollkommen zu billigen, und ritt ſogar den Ankommenden mit dem Herzog von Buckingham freundlich entgegen. Allein dies war nur eine Liſt, hinter welche er kühnere Abſichten verſteckte.

Nichts geringers hatte er nämlich jetzt im Sinne, als ſelbſt die Krone an ſich zu reißen. Dazu ward nun erfordert, daß er Eduards und des hingerichteten Clarence's Söhne — ſämmtlich noch minderjährige Knaben — über die Seite ſchaffte, alſo eine Reihe von Grauſamkeiten ausübte, die, ehe ſie verübt wurden, für ſo wenig möglich gehalten wurden von der Gegenparthey, daß dieſe ſolche Abſichten nicht vermuthete, und als ſie geübt waren, durch das Schrecken, welches ſie verbreiteten, dem Thäter Sicherheit gewährten.

Der erſte Verdächtige, der ihm auf ſeinem Wege, als er dem jungen König entgegen ging, aufſtieß, war Rivers. Nach dem freundlichen Empfange läßt er ihn plötzlich aufheben und unter einem Vorwande gefangen ſetzen. Dann führt er den jungen König mit der größten Höflichkeit nach London, und wird daſelbſt, eben um ſeines Begleiters willen, vom Volke mit lautem Beifall empfangen. Aber der Königinn Mutter ahnt bei ſeinem Anblick nichts Gutes; ſie flieht ſogar mit ihren Töchtern und dem jungen Prinzen in das Heiligthum der Weſtminſterabtey. Das Volk ſtutzt, aber der Herzog weiß es in Furcht zu erhalten. Er verlangt von der Königinn die Auslieferung des jungen Prin-

zen, des Herzogs von York, um beide königlichen Prinzen in ſeiner Gewalt zu haben; ſie verweigert dieſelbe. Darauf ſendet er ein Paar Geiſtliche an ſie ab, die ihr vorſtellen müſſen, der Herzog habe keine andere als freundſchaftliche Geſinnungen gegen ſie, und die Auslieferung des Prinzen ſey um des öffentlichen Gerüchts willen nothwendig. Eliſabeth traut den ihr wohl bekannten Männern, die vielleicht ſelbſt Gloſters wahre Abſichten dabei nicht ahndeten, und übergiebt ihnen den Prinzen, aber mit einem Strom von Thränen und nach unzähligen wiederholten Umarmungen, gleich als fühlte ſie es, daß ſie ihn nicht wiederſehen würde. Gloceſter ließ ſich nun öffentlich vom Parlament zum Protector ernennen. Heimlich ſprengte man ein Gerücht von der unechten Geburt Eduards IV. und ſeiner Kinder aus, damit ihre Rechte den Protector nicht hindern mögten, und ließ die hinrichten, die ihre Rächer hätten ſeyn können. Zu dieſen gehört der Lord Haſtings, der anfangs als ein Feind der Königinn, und des durch ſie entſtandnen neuen Adels, mit Glouceſter gemeinſchaftlich gehandelt und als ſolcher des letztern Maaßregel, nach welcher der, aus der frühern Ehe der Königinn geborne Sohn und der Graf Rivers in ihrem Gefängniſſe zu Pantfract hingerichtet wurden, gebilligt hatte; aber auch den jungen König und ſeine Anſprüche begünſtigte. Dieſer mußte über die Seite geſchaft werden, welches auf folgende Weiſe geſchah, die nicht eben ſehr fein ausgeſonnen war. An demſelben Tage, wo jene enthauptet wurden (13. Jun. 1483) verſammelte Glouceſter die Räthe im Tower, und er-

ſchien ſelbſt mit der heiterſten Miene. Man ſetzt ſich, er fängt im vertraulichen Tone an zu ſprechen, ja zu ſcherzen, und geht dann nach einer Weile hinaus. Mit einer wilden Miene und haſtigen Schritten kehrt er in das Zimmer zurück, und fragt die Herren, welche Strafe diejenigen verdienen, die ſich an ihm, dem Verweſer des Reichs und dem Oheim des Königs, vergriffen. Lord Haſtings nahm das Wort und ſagte: „Die Strafe der Verräther.“ — „Nun wohl, rief der Protector, dieſe Verräther ſind meines Bruders Weib und ſeine Buhlerin Johanne Shore, ſammt allen ihren Gehülfen und Mitverſchwornen! Seht her, wie mich die Zauberſchweſtern behext haben. Er entblößte ſeinen linken Arm, der ganz dürr und verſchrumpft erſchien. Die erſchrockenen Räthe, die recht gut wußten, daß das ein altes Uebel bei ihm war, ſahen ſich ſchweigend an, und wußten nicht, worauf das hinaus ſolle. Endlich ſagte Lord Haſtings: „Wohlan, Mylord, wenn ſie dieſes Verbrechens wirklich ſchuldig ſind, ſo verdienen ſie allerdings die härteſte Beſtrafung.“ — „Wie? rief Richard mit affectirter Wuth; ihr kommt mir noch lange mit Wenn und So? Ihr ſeyd eben der ärgſte Nachtreter dieſer nichtswürdigen Shore; ihr ſeyd ſelbſt der Verräther, und ich ſchwöre beim heiligen Paul, ich will mich nicht eher zu Tiſche ſetzen, als bis mir euer Kopf gebracht iſt!“ Er ſchlug darauf mit der Fauſt auf den Tiſch, und auf dies Zeichen traten die vorher beſtellten Soldaten herein, von denen einer wie durch Zufall mit ſeiner Streitart auf den Lord Stanley losſchlug, ihn aber nicht tödtlich

verwundete. Die übrigen riſſen den unglücklichen Haſtings gewaltſam aus der Mitte ſeiner leichenblaſſen Collegen hervor, ſchleppten ihn in den Hof des Towers, wo eben eine Partie rohen Zimmerholzes lag, zogen ihn bei den Haaren über einen ſolchen Block, und hackten ihm ſo den Kopf herunter. Nachmittags erſchien eine Proclamation an das Volk, worin die Nothwendigkeit dieſer ſchnellen Execution und die ungeheuren Verbrechen des Hingerichteten auf das umſtändlichſte beſchrieben waren. Von den übrigen ihm verhaßten Räthen waren bei dieſer Gelegenheit gleich die meiſten arretirt worden, ſo daß jetzt niemand mehr übrig war, von dem er bei ſeinem letzten Unternehmen kräftigen Widerſtand befürchten durfte.

Bei ſo vielen Ungerechtigkeiten wollte er doch nur ein Recht zu verfolgen ſcheinen, weil er ja nur der rechtmäßige Abkömmling ſeines Vetters ſey, Eduard IV. aber und der Herzog von Clarence im Ehebruche ihrer Mutter erzeugt. Dies, was er bis jetzt nur als Gerücht ausgeſtreut hatte, ſollte nun durch den Mund eines Predigers an heiliger Stätte beglaubigt werden. Der, welcher ſich dazu brauchen ließ, war ein Dr. Shaw. Mit dieſem verabredete er nun, daß er in einer Predigt in der Paulskirche das Volk von dieſem Geburtsrechte, ſo wie von des Herzogs perſönlichen Verdienſten unterhalten ſolle; er ſelbſt wollte dann eben, wenn jener mit ſeinem Lobe fertig wäre, wie von ungefähr in die Kirche treten, und alsdann ſolle jener ſeine Anrede in der Art an ihn richten, daß alle Zuhörer bewegt werden müßten, ihm laut als ihrem König zu hul-

digen. Dieſe jämmerliche Liſt erſchien in der Ausführung noch elender dadurch, daß dem Herzog das Zeichen zu ſpät gegeben ward, daß alſo der Prediger ſeine ſchöne Anrede ganz vergebens hielt, und ſie zuletzt, da Richard wirklich erſchien, ganz auſſer dem Zuſammenhange noch einmal wiederholen mußte. Aber ſo voll die Kirche auch war, ſo rührte ſich doch niemand, denn alle waren tief empört über den Tyrannen ſowohl, als über deſſen unwürdiges Werkzeug.

Da der Herzog indeſſen den mißlungenen Schritt nicht wieder zurück thun konnte, ſo verſuchte er lieber noch einen, der nicht minder mißlich war. Der Lord Mayor von London mußte auf ſeinen Befehl die Bürgerſchaft verſammeln, und der Herzog von Buckingham in dieſer Verſammlung eine Rede halten, die mit der des Dr. Shaw etwa gleichen Inhalts war. Am Ende derſelben fragte er die Bürger laut, ob ſie den Herzog von Gloceſter zum Könige haben wollten. Niemand antwortete. Er fragt darauf den Mayor um die Urſache dieſes Schweigens. Dieſer erwiederte verlegen, man möchte ihn vielleicht nicht recht verſtanden haben. Buckingham wiederhohlte darauf ſeine Rede und ſeine Frage mit lauterer Stimme und etwas veränderten Worten, aber eine gleiche Stille erfolgte. Der Lord Mayor, immer verwirrter, ſagte nun, er glaube, das Volk wiſſe nur nicht, wie es einem Manne, von Sr. Gnaden Stande antworten ſolle, denn es ſey gewohnt, nur immer von ſeinen Stadthauptleuten angeredet zu werden. Hierauf mußte einer von dieſen des Herzogs Worte noch einmal wiederholen, aber

wieder regte ſich keine Zunge in der Verſammlung. „Hm! rief Buckingham, das iſt eine ſeltſame Hartnäckigkeit! Sagt doch nur auf irgend eine Art eure Meinung, Freunde. Es geſchieht ja ohnehin nur aus einer beſondern Gefälligkeit gegen euch, daß wir euch fragen, denn die Lords und Gemeinen *) haben hinlängliche Gewalt, einen König zu beſtimmen. Aber ich wünſchte doch auch von euch ausdrücklich zu hören, ob ihr den Herzog von Gloceſter zu eurem Herren haben wolltet oder nicht. Nach allen dieſen Bemühungen riefen einige vom niedrigſten Pöbel, angeſpornt durch Buckinghams und Gloceſters Bedienten, mit ſchwacher Stimme: „Gott erhalte den König Richard!“ — Das galt dann für die Stimme der Nation, ja für die Stimme Gottes. Zum Ueberfluß ſtellte ſich Richard noch eine Weile, als könne ers gar nicht glauben, und als er endlich die Krone annahm, that er noch, als ergebe er ſich blos in die Nothwendigkeit und in den gemeinſchaftlichen Willen des Volks.

Und ſeines Bruders Söhne? Daß dieſe nicht am Leben bleiben konnten, verſteht ſich von ſelbſt. Im Tower ſaßen ſie bereits, und bald erfolgte an den Commandanten dieſer Burg, Sir Robert Brakenbury **), der Befehl, ſie heimlich erwürgen zu laſſen. Brakenbury erklärte feſt, daß dieſe Hand-

---

*) Das Ober- und Unterhaus des Parlaments. Jenes beſteht aus dem höchſten Adel, dieſes aus den Deputirten der Städte und der Gutsbeſitzer vom niedern Adel und Bürgerſtande.

**) Der Titel Sir ſchlechtweg dient im Engliſchen zur Anrede an jeden wohlerzogenen Mann, wie das fran-

lung weder mit ſeiner Ehre, noch mit ſeinem Gewiſſen beſtehen könne. Ein anderer Lord, Sir James Tyrrel, ließ ſich williger finden, und dieſem mußte nun Brakenbury die Schlüſſel zum Tower auf eine Nacht übergeben. Tyrrel wählte ſich drey beherzte Kerle, mit denen er um Mitternacht in das Schlafzimmer der Prinzen drang. Beide ſchlummerten in tiefer Ruhe. Die Mörder erſtickten ſie mit Betten und Kiſſen, begruben die nackten Leichname unter einer Treppe, und warfen einen Haufen Steine auf die Stätte.

4.

Richard III.

(1483 — 1485.)

Richard ſuchte ſo viel als möglich durch Verbindungen nach Außen jede Störung ſeines Beſitzes, von daher zu verhindern, wie er ſie von innen nicht zu fürchten brauchte, da die mächtigſten unter der Gegenparthey entweder getödtet oder geflohen waren. Auch kam die erſte Störung nicht von ſeinen Gegnern, ſondern von ſeinem Freunde, dem Herzog von Buckingham, der von dem Könige zu den angeſehenſten Ehrenſtellen erhoben war, der aber auch noch von dem Könige die Erbſchaft des Hauſes Herfort erwartete, aber nicht erhielt, weil Eduard ihn vielleicht nicht noch mächtiger wollte wer-

zöſiſche Monsieur, aber vor einen Namen geſetzt, gebührt er nur vornehmen Adeligen, die in der Anrede Mylord heißen, z. B. Sir William Pitt ꝛc.

den laſſen. Dies verdroß den ſtolzen Herzog, und weil er es für unthunlich hielt, ſelbſt als Bewerber aufzutreten, richtete er ſeine Augen auf den Grafen Richmond, einen Verwandten des Hauſes Lancaſter, der wie oben erzählt, nach Frankreich geflohen war, und ſich jetzt am Hofe des Herzogs von Bretagne aufhielt. Buckingham hatte den Gedanken, dieſen Prinzen auch der Yorkſchen Parthey dadurch annehmlich zu machen, daß er insgeheim eine Vermählung deſſelben mit Eduards IV. älteſter Tochter in Vorſchlag brachte. So hoffte er nicht blos dem neuen Prätendenten alle Stimmen zu verſchaffen, ſondern auch den langen Streit zwiſchen der rothen und weißen Roſe durch die Vereinigung beider auf immer beizulegen. Die geheimen Unterhandlungen beginnen hierauf mit dem Grafen und mit der Königinn Mutter, beide willigen mit Freuden ein; es wird Geld aufgebracht, und dem Grafen zugeſandt; in den entferntern Provinzen werben die Lancaſtrier Truppen, und wer von dem Unternehmen hört, beeifert ſich, es zu unterſtützen.

Nur freilich Richard III. nicht. Der hörte auch davon, und ſtutzte nicht wenig. Zuerſt ſpielte er den Unwiſſenden, und lud den Herzog recht freundlich ein, an den Hof zu kommen, aber dieſer antwortete ihm an der Spitze eines Heeres in Wales, mit welchem er dem ganzen Reiche das Signal zum Aufſtande gab (Okt. 1483). Aber zum Unglück traten jetzt ſo heftige Regengüſſe mit ſo unerhörten Stürmen ein, daß die Wege ganz ungangbar wurden, die Nahrungsmittel verdarben, und Menſchen und Vieh erkrankten. Dies Unwetter hielten die

abergläubiſchen Landleute für eine göttliche Mißbilligung ihres Vorhabens, und dies und die eintretende Hungersnoth bewegte ſie, Buckingham zu verlaſſen. Dieſer ward nun von einigen Spionen des Königs überraſcht, gefangen, und vor Richard geführt. Prozeß, Urtheil und Enthauptung waren eins. Noch viele andere Anführer mußten bluten, und dies dämpfte den Aufruhr ſo ſchnell, daß ſelbſt der Graf von Richmond, der ſchon mit der Flotte unterweges geweſen war, für gut fand, ſchnell wieder nach Frankreich zurückzukehren.

Aber der Entwurf, der jetzt mißlungen war, ward darum nicht aufgegeben, und gelang zwey Jahre darauf deſto glücklicher. Jeder Engländer, deſſen Abſcheu über die blutigen Mittel, durch welche Richard auf den Thron gelangt war, die ſonſt rühmlichen Eigenſchaften deſſelben als Krieger und Herrſcher nicht milderten, intereſſirte ſich dafür, auch der König von Frankreich, Karl VIII., unterſtützte den Grafen mit Geld, und die Lancaſtrier ließen es an geheimen Werbungen im Lande ſelbſt nicht fehlen. So landet denn Richmond wirklich mit 6000 Mann in Milford-Haven an der Küſte von Wales (7. Aug. 1485), und ſieht in Kurzem alle Anführer der lankaſterſchen Parthey in ſeinem Lager verſammelt. Richard, der Zeit gehabt hatte, ſich auf dieſen Fall vorzubereiten, geht ihm mit einem weit zahlreichern Heere entgegen, und trifft ihn in der Ebene von Bosworth unweit der Stadt Leiceſter. Am 21. Aug. kommt es zu einer Schlacht. Was Richard befürchtet hatte, geſchieht; ſeine eigenen Leute laufen ſchaarenweiſe zu dem Feinde über,

und ein Lord Stanley verläßt ihn auf einmal mit 7000 Mann. In dieſer Noth wagt er einen Verzweiflungsſtreich. Er ſucht ſeinen Gegner Richmond auf, und ſtürzt mit eingelegter Lanze wie ein wildes Thier auf ihn los, und jener würde ihm auch nicht gewichen ſeyn, wenn ſeine Freunde den Wüthenden nicht früher aufgefangen und durchbohrt hätten. Nach ſeinem Falle ward die Flucht allgemein, und der Sieg war für den Grafen entſchieden. Noch auf dem Schlachtfelde riefen Freunde und Feinde ihn unter dem Namen Heinrich VII. zum Könige aus, und ſchmückten ihn mit einer kleinen Krone, die Richard während des Treffens getragen hatte. Den Leichnam des letztern zog man unter einem Haufen von Erſchlagenen ganz unkenntlich und mit Blut beſudelt hervor, beſchimpfte ihn noch auf alle Weiſe, und brachte ihn ohne alle Umſtände nach dem nahen Städtchen Leiceſter, wo er ganz ſtill in einer Kirche begraben ward, obgleich Heinrich VII. ihn anſtändig zu begraben befohlen hatte.

5.

Heinrich VII.

(1485 — 1509.)

So unverhoft dieſer König zur Regierung gekommen war, ſo vollkommen zeigte er ſich doch derſelben gewachſen. Er befeſtigte nach ſolchen Stürmen mit Glück die königliche Macht, und beſaß alle die Talente, wie ein ſo rohes und verwildertes Volk ſie brauchte, um in Schranken gehalten, und zum Gehorſam gegen neue bürgerliche Einrichtungen

gezähmt zu werden. Er war mit einem Worte das für England, was Ludwig XI. für Frankreich, und Ferdinand der Katholiſche für Spanien geweſen iſt. Auch hat er mit dem letzten in Karakter und Natur die größte Uebereinſtimmung.

Nach ſeinem Siege bei Bosworth zog er ganz langſam nach London, und hielt ſeinen Einzug ohne Geräuſch im verſchloſſenen Wagen, um allen Schrecken einer durch Sieg erworbenen Herrſchaft zu verſcheuchen. Am 30. Okt. 1485 ward er gekrönt, und zwar allein, denn ſeine bedungene Vermählung mit der jungen Prinzeſſin Eliſabeth von York, vollzog er erſt im folgenden Jahre. Nur auf die Rechtsansprüche des Hauſes Lankaſter nämlich, wollte er ſeine Regierung gründen, nicht auf ſeine Heurath mit einer Yorkſchen Prinzeſſin. Daher behandelte er auch ſeine Gemahlinn ſein ganzes Leben hindurch mit vieler Gleichgültigkeit, und ſetzte die Yorker aus Grundſatz oder Vorurtheil immer zurück, welches eine Quelle vieler Unruhen für ihn geworden iſt.

Die Unzufriedenheit darüber war ſchon im Jahre 1486 ausgebrochen, im nördlichen Theile von England. Allein gegen Heinrichs Klugheit und Entſchloſſenheit kam kein Empörer auf. Die Inſurgenten wurden nachdrücklich angegriffen, zerſtreut und ihre Anführer enthauptet. Die Stimmung aber war noch dieſelbe, und ein Prieſter zu Oxford darauf rechnend, leitete eines Bäckers Sohn, mit Namen Lambert Simnel an, ſich für den Sohn des Herzogs von Clarence auszugeben der aus dem Tower entwiſcht ſey, wohin Heinrich dieſen ſchon von Richard III, wohl bewachten Prinzen als in eine ſe-

ſtere Verwahrung hatte bringen laſſen. Daß aber dieſer Prieſter in eines andern Namen gehandelt hatte, war leicht zu begreifen, und Heinrich hatte auch vorzüglich die ſchlaue und intrigante Königinn Mutter in Verdacht, welche, obgleich in ihren Zimmern die Verſchwörung gegen Richard III. für Heinrich VII. geſchmiedet worden war, doch jetzt den König haßte, wegen der in der Perſon ihrer, vom Könige nicht geachteten Tochter, dem Hauſe York angethanen Schmach. Der junge Prätendent wußte auch ſo viele Kleinigkeiten aus der geheimen Geſchichte des Hofes, die er nur aus dieſer Quelle ſchöpfen konnte, und die auch vorzüglich mit beitrugen, viele erfahrne Männer zu täuſchen. Der vorgebliche Prinz Eduard fing ſein Spiel zuerſt in Irland an, wo der König aus Nachläſſigkeit unterlaſſen hatte, die Ordnung der Dinge, und die, die an der Regierung ſaßen, zu verändern, da dieſes Land am meiſten dem Hauſe York ergeben war.

Hohe und Niedere fielen ihm hier haufenweiſe zu, man räumt ihm eine fürſtliche Wohnung im Schloſſe zu Dublin ein, krönt ihn mit einem Diadem, das einem Marienbilde abgenommen war, und ruft ihn zuerſt in der Hauptſtadt, dann auf der ganzen Inſel unter dem Namen Eduard VI. zum König aus, und das alles, ohne daß ein Schwerdt gezogen ward. Heinrich blieb bei dieſem ſeltſamen Auftritt ganz ruhig. Um den Engländern, die mehr aus Irrthum als Verrätherei glaubten, die Unächtheit jenes Prätendenten deutlich zu beweiſen, ließ er den wirklichen Eduard von Clarence aus dem Tower nehmen, und in Proceſſion durch die Straßen

der Stadt London führen. Die in Irrland warfen zwar den Vorwurf der Betrügerei auf den König zurück, der aber, um allen Theilnehmern an dem Betruge zu zeigen, welche Strenge ſie von ihm zu erwarten hätten, zuerſt die Königinn Mutter ins Gefängniß werfen ließ, worin ſie eine Reihe troſtloſer Jahre in Dürftigkeit und Elend, bis an ihren Tod zubrachte. Als endlich im Auguſt 1487 Simnel ſelbſt mit einem Heere nach England überſetzte, ging ihm Heinrich ernſthaft entgegen, ſchlug das Rebellenheer bei Stoke in der Grafſchaft Nottingham, (6. Jun.) bekam den verwegnen Jüngling ſelbſt gefangen, und machte ihn zum — Küchenjungen, damit er am Leben erhalten, auch die Erinnerung an den unglücklichen Ausgang eines ſolchen Unternehmens erhalten möchte. Dann zog er mit dem Heere durch die nördlichen Provinzen des Reichs, die an der Rebellion am meiſten Antheil genommen hatten, ſchonte das Leben zwar, aber trieb von den Schuldigen unbarmherzige Strafgelder ein. Jetzt erſt ließ er ſeine Gemahlinn krönen.

Nach dem Siege Heinrichs VII. über ſeine Feinde, eilten Karls VIII. Geſandte nach England, Heinrich VII. abzuhalten, daß er dem Herzog von Bretagne nicht Hülfe leiſtete. Aber das war ohnſtreitig das größte Intereſſe Englands. Es wurden auch Unterhandlungen gepflogen, um Frankreich von der Ermächtigung dieſer Provinz abzuhalten, allein Heinrich machte keine ernſthaften Anſtalten. Bretagne, wie wir wiſſen, kam an Frankreich, und Heinrich erhielt, was er wünſchte, große Geldſum-

men bei dieſer Gelegenheit von Frankreich und von ſeinem Parlamente.

Während dieſe Händel mit Frankreich von einer friedlichen Ausgleichung am meiſten entfernt ſchienen, und ein Krieg faſt unausweichlich, ward unterdeſſen ein neuer Anſchlag zu Gunſten des Hauſes York geſchmiedet, um durch einen neuen Betrug den König vom Throne zu ſtoßen. Bei der großen Kenntniß Heinrichs von den auswärtigen Angelegenheiten Europa's, und von dem was an den Höfen vorging, war ihm dieſer neue Anſchlag gewiß nicht verborgen geblieben, und neben ſeiner Geldliebe hatten dieſe Betrachtungen gewiß Einfluß auf ſein Benehmen in den bretagniſchen Angelegenheiten, zumal da Karl VIII. dieſen neuen Prätendenten nach Paris kommen ließ, und ſich als ganz gläubig ſtellte, daß er wirklich der Herzog von York, der zweite Sohn Eduards IV. ſey, den damals ſeine an ihn abgeſchickten Mörder hätten entwiſchen laſſen. Karl VIII. ſchickte ihn zwar wieder fort, nachdem er ſeinen Frieden gemacht hatte, aber die gaben ihren Anſchlag nicht auf, welche ihn eigentlich ausgeſonnen hatten.

Dies war vorzüglich die Herzoginn Margarete von Burgund, Karls des Kühnen Wittwe und Schweſter Eduards VI., Heinrichs VII. Feindinn. Dieſe, nachdem ſie lange junge Leute hatte aufſuchen laſſen, die ſie zu ihrem Vorhaben hätte brauchen können, fand endlich einen jungen Menſchen, Namens Perkin Warbec, der eine ſo auffallende Aehnlichkeit mit König Eduard IV. hatte, daß

er vielleicht deſſen natürlicher Sohn geweſen ſeyn kann, wiewohl er gewöhnlich für den Sohn eines getauften Juden galt, der ſonſt am engliſchen Hofe viel zu thun gehabt hatte.

Margarete nahm den jungen Menſchen förmlich in die Lehre, unterrichtete ihn auf das genaueſte von den kleinſten Verhältniſſen des engliſchen Hofes, und freute ſich ſeiner Gelehrigkeit und Klugheit. Wirklich ſchien ein königliches Blut in dem Jünglinge zu wallen, ſo frey und edel war ſein Blick, ſo fein ſeine Züge, und ſo zierlich ſein Anſtand und ſeine Rede.

Wohl ausgerüſtet mit Geld und gutem Rathe machte ſich nun Perkin ſtill auf den Weg. Auch er wählte Irland zu ſeinem erſten Auftritte, und hatte dort, wo die Unzufriedenen recht zu Hauſe waren, nicht minder Glück als ſein Vorgänger Simnel. Dann ging er zu Karl VIII. nach Frankreich, von dieſem entlaſſen nach dem Frieden, aber doch nicht ausgeliefert an den König von England, ging Perkin nach Burgund, und machte nun dort großes Aufſehen. Die Herzogin Margarete ſtellte ſich, als könne ſie das Vorgeben nicht glauben, und ließ ihn in Gegenwart vieler Zeugen vor ſich kommen. Sie fing an, ihn zu examiniren, und that ſo überraſcht und verſicherte ſich ſo überzeugend von der Wahrheit aller Umſtände, daß ſich alle Anweſende verwunderten. Endlich umarmte ſie ihn als ihren Neffen, und ſchenkte ihm eine große Summe Geldes, um ſeine gerechten Anſprüche durchſetzen zu können. Sogleich drang das Gerücht von dem neuen Prätendenten durch ganz England, alle Unzufriedene

von der Yorkſchen Parthey traten aufs neue zuſammen, und es entſtand eine lebhafte Correſpondenz zwiſchen England und Flandern, die der Herzoginn und ihrem Zöglinge alles Gute verſprach.

Heinrich VII. hatte eine Menge Spione beſoldet, die dem Urſprunge dieſer Intrigue auf die Spur kommen ſollten, und bald entdeckte er auf dieſem Wege den ganzen Zuſammenhang derſelben. Dieſen machte er durch eine ausführliche Anzeige öffentlich bekannt, und dämpfte dadurch in vielen Gemüthern den Enthuſiasmus, den ein ungerechtes Mitleid und ein zu voreiliger Glaube an die Wahrheit der Geſchichte für den kühnen Prätendenten erregt hatte. Dann erkundigt er ſich insgeheim nach den inländiſchen Theilnehmern an dem Betruge, läßt ſie unerwartet einziehen und als Empörer hinrichten. Er hatte ſich jetzt allmälig in ſolchen Ruf der Wachſamkeit und Allwiſſenheit geſetzt, daß faſt niemand mehr ein Wort zu flüſtern wagte.

Gleich bei Perkins erſtem Verſuch, in England Fuß zu faſſen, ging es ſchlecht. Von den erſten Truppen, die er ans Land ſetzte, wurden ihm etwa 150 Mann gefangen, und mit barbariſcher Strenge allen andern zur Warnung ſämmtlich an den Galgen gehenkt. Er verſuchte es hierauf noch einmal in Irland, allein auch hier fand er nicht mehr die alte Aufnahme, und ſo trieb ihn die Noth nach Schottland, wo ſein Glücksſtern wieder aufzugehen ſchien. König Jakob IV. (denn damals hatte Schottland noch ſeine eigenen Könige), der wahrſcheinlich von Maximilian und Karl VIII. heimlich aufgereizt wurde, und eben Luſt hatte, ſich an

Heinrich VIII. etwas zu reiben, erkannte den Pſeudo-Richard nicht nur an, ſondern vermählte ihm ſogar ſeine ſchöne, tugendhafte und reiche Verwandte, und begleitete ihn zuletzt in Perſon mit einem Heere nach England, vor welchem er, der junge König, ein Manifeſt an die engliſche Nation ergehn ließ. Allein hier empfahl ihn eben die ſchottiſche Begleitung ſchlecht, zumal da dieſe Menſchen überall, wohin ſie kamen, barbariſch hauſeten. Der geizige Heinrich benutzt dieſen Einfall ſchnell, um der Nation eine neue Kriegsſteuer aufzulegen, dann bricht er mit ſeiner gewohnten Entſchloſſenheit auf, und jagt den furchtſamen Jakob in ſein Land zurück. Dahin verfolgt er ihn nicht weiter, denn er mußte nun erſt faſt ſein halbes Reich durchziehen, um die Aufſtände zu ſtillen, die wegen der neuen Kriegsſteuer entſtanden waren.

Dieſer Zuſtand des Reichs nährte doch Perkins Hofnungen noch, und da der König von Schottland einen ſiebenjährigen Waffenſtillſtand ſchloß, und ſeinen Schützling zwar nicht ausliefern wollte, ihn doch aber nicht weiter ſchützen konnte, ging dieſer von Irland aus, mit ſeiner ſchönen Gemahlinn und ſeinem Anhange, nach Cornwall, in welcher Provinz die Unzufriedenheit mit dem neuen Steueredicte ſich am lauteſten geäußert hatte, und verſammelte hier wirklich gegen 3000 Mißvergnügte unter ſeine Fahnen. Mit dieſen belagerte er die Stadt Exeter. Ein thörichtes Unternehmen, da es ihm gänzlich an Belagerungswerkzeugen und Geſchütz fehlte. Zudem ſchickt die Stadt hurtig Boten mit der Nachricht an den König, und dieſer, ſehr ver-

gnügt, des Unruhſtifters endlich einmal habhaft zu werden, geht ihm ſogleich mit guten Truppen entgegen. Perkins Anhang beſtand aus 17,000 Köpfen, und Perkin hatte nicht das Herz, dem allgefürchteten Könige damit Trotz zu bieten, ſondern floh wie ein Feiger in eine Capelle in Beaulieu, worauf die Rebellen theils ſich zerſtreuten, theils um Gnade flehten. Perkins edle Gemahlinn fiel in die Hände des Königs, dem es zur Ehre gereicht, daß er ſie königlich behandelte. Ihn ſelbſt ließ er durch einige in die Kirche geſandte Officiere unter dem Verſprechen der Begnadigung einladen, herauszukommen, und ſo ergab ſich denn der Arme freiwillig. Er ward wie im Triumph nach London geführt, in den Tower geſetzt, und da er hier mit dem noch immer gefangenen Sohn des Herzogs von Clarence allerley liſtige Entwürfe zu ihrer gemeinſchaftlichen Befreiung machte, und auch ſchon wirklich entwiſcht war, zuletzt nach einem dritten Verſuche, in Tyburn gehenkt (1499). Zu gleicher Zeit benutzte der König dieſe Gelegenheit, ſich auch des Prinzen zu entledigen. Er ward angeklagt, zum Untergange des Königs eine Verſchwörung mit Perkin angezettelt zu haben, und dafür enthauptet. Obgleich die Ermordung dieſes letzten Yorks die Gemüther erbitterte, ſo wußte doch Heinrichs Wachſamkeit und Energie jeden Ausbruch zu verhüten. Von äußern Feinden hatte er nichts zu befürchten, vielmehr beeiferten ſie ſich um Bündniſſe mit ihm. Der Erzherzog Philipp, der Kaiſer Maximilian, Ludwig XII. und Ferdinand der Katholiſche buhlten um ſeine Freundſchaft. Sein Sohn, der Prinz von

Wales, mußte eine ſpaniſche Infantinn, und ſeine Tochter Margarete den ſchottiſchen König Jakob IV. heirathen.

Eine 24jährige ſo nachdrückliche Regierung mußte wohl von den beſten Folgen für die innere Organiſirung des Königreichs geweſen ſeyn, wie man leicht vermuthen kann. Die Macht des höheren Adels *) ward merklich gebrochen, beſonders durch ein Geſetz, welches demſelben erlaubte, ſeine Güter zu theilen und zu veräußern; das Anſehen des Königs ward erhöht und befeſtigt, und eine Menge guter Geſetze **) beförderten die bürgerliche Ordnung und das Aufkommen der Handwerke, der Künſte und des Handels. Zu den Kulturzweigen, die jetzt in England zu einer ſonſt nirgends erreichten Vollkommenheit gebracht ſind, ſieht man in dem Zeitalter Heinrichs VII. ſchon die Anfänge. Zu einer königlichen Marine wurden in den letzten Regierungsjahren dieſes Königs Anſtalten gemacht, auch ein Verſuch, an den Eroberungen der Spanier in dem neu entdeckten Amerika Antheil zu nehmen, der aber damals die Mühe noch nicht lohnte. Dagegen ſchrieben freilich noch ſchädliche Geſetze den Handwerkern ein gewiſſes Arbeitslohn vor, Monopole

*) Auch erzählt man von ihm, was man auch von Ludwig XI. ſagte, daß er ſich bei ſeinen Unterhandlungen ſelten der Edelleute bediente, ſondern Rechtsgelehrter und Geiſtlicher.

**) Daher nennt ihn auch Baco den weiſeſten Geſetzgeber, deſſen Geſetze nicht die Abhelfung eines gegenwärtigen Uebels, ſondern die Hervorbringung eines künftigen Zuſtandes bezweckt hätten.

hemmten den Wetteifer, ja es war ſogar durch ein Geſetz verboten, von ausgeliehenen Geldern Zinſen zu nehmen. Daß ſich bei jedem Aufſtande gleich ſo viele Tauſende von ſtreitbaren Männern zuſammen fanden, kam daher, daß die rohe Lebensart des größten Theils der Nation noch wenig künſtliche Bedürfniſſe geſchaffen hatte, und daß es mithin an nützlichen Beſchäftigungen und einträglichen Arbeiten für die niedern Stände fehlte. Um zu leben, ſchmachteten dieſe alſo lieber in der Leibeigenſchaft der vornehmen Baronen, deren Macht ſie im Kriege und deren Prunk ſie im Frieden vergrößerten. Heinrich, der wohl einſah, wie verderblich dies Clientenweſen der königlichen Macht ſey, und der nichts eifriger bezweckte, als die Macht des Adels zu ſchwächen, hob dieſe Dienſtbarkeit der letzten Klaſſe gänzlich auf, und beſtrafte die Edelleute hart, die ſie heimlich beizubehalten ſuchten. Der Graf von Oxford, ſein Lieblingsgeneral, hatte ihn einmal in ſeinem Schloſſe prächtig bewirthet, und um ihn auch bei ſeiner Abreiſe noch angenehm zu unterhalten, ließ er alle ſeine Pächter und Handwerker, in eine Liverey gekleidet, in zwey Reihen aufmarſchieren. „Ey Mylord, ſagte der König verwundert, ſind das alles eure Bedienten?“ Lächelnd erwiederte der Graf, ſo groß ſey ſein Vermögen nicht, es ſeyen nur ſeine Clienten. Der König ſtutzte einen Augenblick, und ſagte dann ernſthaft: „Bei meiner Treue, Mylord, ich danke euch für eure herrliche Bewirthung, aber ich darf nicht zugeben, daß meine Geſetze ſo vor meinen Augen gebrochen werden. Mein Fiscal wird mit euch ſprechen.“ — Der Graf mußte nicht

weniger als 15,000 Mark in die Strafkaſſe bezahlen.

Es kann wohl ſeyn, daß der Geiz Heinrichs VII. an dieſem Verfahren einigen Antheil hatte. Dieſe Leidenſchaft wuchs bei ihm mit den Jahren, und ein Paar gleichgeſinnte Miniſter ſchmeichelten ihm darin nur allzuſehr, und erwarben ſich ſelbſt ungeheure Reichthümer. Die Taxen nahmen kein Ende, und das Volk bezahlte ſie um ſo unwilliger, da es wußte, daß der königliche Schatz ganz voll ſey, und weder ein Krieg noch innere Einrichtungen neue Laſten nothwendig machten. Um nur ſeine Unterthanen auspfänden zu können, hielt er Spione im ganzen Reiche, die jedes gegen ihn und die Regierung geſprochene Wort nach Hofe berichten mußten, und dafür ward dann der Frevler ſogleich an ſeinem Vermögen geſtraft. Er ſtarb von allen Unpartheiiſchen bewundert, aber von allen ſeinen Untergebenen gehaßt im 63ſten Jahre ſeines Alters, am 22. April 1509.

6.

Heinrich VIII.

(1509 — 1547.)

Heinrich VIII., damals ein Jüngling von 18 Jahren, verfolgte nicht den Weg ſeines Vaters. Von ganz entgegengeſetztem Karakter bildete er aus den Umſtänden, unter denen er lebte, etwas anders als jener gethan haben würde, und ſeine Leidenſchaftlichkeit in ſeinen Empfindungen mit der tiefen ſcholaſtiſch-theologiſchen Gelehrſamkeit, worin ihn

ſein Vater hatte erziehen laſſen, wurden der Quell einer ganz andern politiſchen Geſtaltung Englands. Nicht ſtrebend nach gleicher Selbſtſtändigkeit, obgleich nicht ohne perſönlichen Eigenſinn, ward das lang geſparte Geld ſeines Vorgängers zu Feſten angewendet, und die Talente einzelner Perſonen, die ihn umgaben, machten dieſe ſtatt zu brauchbaren Werkzeugen, zu vielgeltenden Günſtlingen, unter denen keiner ſo bedeutenden Einfluß auf den König und durch dieſen auf den Einfluß Englands in die damaligen Weltangelegenheiten gehabt hat, als Wolſey, der Anfangs von dem Biſchof Fox von Manchester, um das Anſehn, welches der Graf von Surrey beim König genoß, zu vermindern, eingeführt, auch bald ſeinen Beſchützer ſelbſt dem König entbehrlich machte. Denn dieſer junge Geiſtliche verband mit einer einnehmenden Bildung, hoher Klugheit und mannigfaltigen Kenntniſſen die Kunſt, ſich beliebt zu machen, in einem ſolchen Grade, daß man ihn unwiderſtehlich nennen konnte. Schon der vorige König hatte ihn wegen dieſer Eigenſchaften ſehr hervorgezogen *), aber Heinrich den Achten feſſelten ſie ſo an ihn, daß Wolſey, der Sohn eines Schlächters zu Ipswich, aus einem muntern Tiſchgenoſſen bald der Vertraute aller königlichen Ge-

*) Er ſchickte ihn einmal in eiligen Geſchäften nach Brüſſel hinüber. Am vierten Tage war er ſchon wieder da. „Mein Gott, ihr ſeyd noch nicht fort!“ rief ihm Heinrich entgegen. — Verzeihung, ich komme ſchon wieder zurück. — „Mir auch nicht recht: Ich hatte noch etwas wichtiges vergeſſen, und habe euch darum einen zweiten Botſchafter nachzuſenden.“ —

heimniſſe, der einzige Rathgeber, ja der unumſchränkte Beherrſcher des Königs ward. Umſonſt warnte Fox den König, er möchte zuſehen, daß der Diener nicht größer würde, als der Herr. Wolſey ſtieg von einer Ehrenſtuffe zur andern, und nachdem er faſt alle hohe Staatsämter in ſich vereinigt, und zuletzt durch Heinrichs Vermittelung auch noch den Kardinalshut errungen hatte, ſah man ihn nie anders als mit königlicher Pracht erſcheinen. Er erbaute Palläſte, dergleichen der König ſelbſt nicht hatte. Oft erſchien er mit einem Gefolge von 800 Perſonen, unter denen eine Menge Edelleute waren, die ſeine Gunſt durch ſolche Demüthigungen erkaufen wollten. Wenn er an Feſttagen in der Paulskirche die Meſſe las, ſo bedienten ihn Biſchöfe und Aebte, und bei dem Sprengen des Weihwaſſers mußten ihm Perſonen vom höchſten Adel Waſſer und Handtuch reichen. Ganz nach der Weiſe des Papſtes, dem er nicht blos nachahmen, ſondern, der er ſelbſt werden wollte.

Dieſe Wünſche und Bedürfniſſe Wolſeys wußten die fremden Mächte zu erregen oder zu befriedigen, je nachdem ſie die Unterſtützung oder Vermittlung Englands ſuchten. Denn der Regent dieſes Reichs befand ſich in einer Lage, die ihn zum Schiedsrichter des Kampfs, den die anderen Mächte

---

Der iſt mir auf dem Rückwege begegnet. — „Alſo doch zu ſpät.“ — Nein, Ew. M., ich konnte wohl errathen, was mir an meinem Auftrage noch fehlte, und da habe ichs ſelbſt auf gut Glück hinzugeſetzt. — „Ey, ihr ſeyd ein treflicher Menſch! Euch kann man brauchen!“

führten, zu machen ſchien. Welchen Einfluß Heinrich VIII. ausübte, haben wir oben geſehen. Zuerſt wollte er aus Anhänglichkeit an die Kirche den Papſt an Frankreich rächen, und verſchwendete unnütz ſein Geld in Bündniſſen gegen Ludwig XII.; dann, als die große Eiferſucht zwiſchen Franz I. und Karl V. ausbrach, trat er auf des letztern Seite, bis der erſtere bei Pavia gefangen ward. Von der Zeit an gelang es den Franzoſen, ihn wieder für ſich zu gewinnen, bis er in den letzten Jahren des Streits doch noch einmal zu Karl V. überging. Außer den großen Geldſummen, mit denen er während dieſer Kriege ſeine Freunde unterſtützte, that er auch mehrere Landungen in Frankreich, doch ohne etwas auszurichten. Menſchen und Geld wurden ganz unnütz aufgeopfert, und in wenig Jahren war der ſchöne Schatz ſeines Vaters, die Frucht einer mehr als 20jährigen Sparſamkeit, ausgeleert. Auch mit Schottland, das damals noch ſeinen eigenen König hatte, fing er mehrere Kriege an, um ſich für die Folge einmal den Weg zum dortigen Throne zu bahnen, allein auch dieſe Unternehmungen waren ohne durchdachten Plan angefangen, ſchlecht unterſtützt, und meiſt von kurzer Dauer.

Weit folgreicher waren dagegen die Schritte, die Heinrich VIII. im Innern ſeines Reichs that, und die von einem häuslichen Verhältniſſe ausgehend, zu bedeutenden Veränderungen des Staats führten. Heinrich VIII. nämlich, war lange Zeit ein eifriger Verehrer der geiſtlichen Macht und ihres Repräſentanten, des Papſtes, geweſen, ſo daß er, wie ſchon oben erwähnt, als ein gelehrter Kämpfer für den-

ſelben auftrat, und den Titel eines Beſchützers des Glaubens erhielt. Auch war dies Reich dem Papſte ſelbſt ſo werth, daß dieſer England den ſchönſten Edelſtein in ſeiner Krone nannte, weil aus keinem Lande ſo große Einkünfte nach Rom floſſen, indem die Geiſtlichkeit ein reiches und mächtiges Korps ausmachte, das, während der Adel unter der vorigen Regierung in engere Gränzen zurückgedrängt war, doch noch unangetaſtet in ſeinen Freiheiten und Beſitzungen war. Aber bald ward dies ganze Verhältniß zwiſchen Kirche und Staat getrennt, und ein anderes an deſſen Stelle geſetzt.

Heinrich VIII. war von ſeinem Vater ſchon in ſeinem zwölften Jahre gezwungen, die Wittwe ſeines verſtorbenen Bruders zu heyrathen, um gewiſſe Freundſchaftsverhältniſſe mit Ferdinand dem Katholiſchen aufrecht zu erhalten, deſſen Tochter dieſe Prinzeſſin war. Heinrich hatte von ihr eine Tochter, Marie, aber keine männlichen Erben, die er ſich doch ſo ſehnlich wünſchte. Dies, ſo wie der Zwang, der dieſe Gemahlin ihm zugeführt hatte und das Mißverhältniß des Alters, machten ſie ihm unerträglich, um ſo mehr, da er unter den Hoffräulein ſeiner Gemahlin eine, Namens Anna Boleyn, kennen gelernt hatte, deren Schönheit ihn ganz bezauberte. Da ſie allen ſeinen Anträgen feſt widerſtand, und ihm durch dieſen Widerſtand nur noch reizender erſchien, ſo beſchloß er in ſeiner Leidenſchaftlichkeit, ſie — es koſte was es wolle — auf den Thron zu erheben. Eine Trennung der erſten Ehe koſtete nur ein Wort vom Papſte, denn da es nach kirchlichem Rechte eine Ehe im verbotenen

Grade war, ſo konnte der Papſt aus dieſem Grunde ſie mit einem Schein des Rechts trennen, ſo gut als Heinrich ſelbſt durch dieſen Gewiſſensſkrupel ſeinen Entſchluß dazu äußerlich vertheidigte. Aber hier traten bei dem Papſte Schwierigkeiten ein, die nicht ſo leicht zu beſeitigen waren. Clemens VII. ſtand nämlich, wie wir wiſſen, mit dem Kaiſer Karl V. auf einem ſchlimmen Fuße; er hing ganz von ihm ab, und mußte nichts eifriger als ſeine Rache verhüten. Nun war Heinrichs Gemahlin Katharine, Karls V. Tante, und hatte ſich hinter dieſen geflüchtet, auch von ihm das Verſprechen erhalten, ſie in ihren Rechten zu ſchützen. Zum Unglück kam die Bitte des Königs eben zu Rom an, als der Papſt in der Engelsburg gefangen ſaß, und bald nach ihr erſchien eine nachdrückliche Verwarnung vom Kaiſer, ja nichts in der Sache ſeiner Tante ohne ſein Wiſſen zu gewähren. Der Papſt, um ſich doch nicht gar zu blos zu geben, ſchickte darauf einen Legaten nach London, der in Gemeinſchaft mit Wolſey die Sache unterſuchen ſoll, doch mit der geheimen Weiſung, die Unterſuchung recht in die Länge zu ziehen, und endlich doch nichts auszumachen. Dieſe Kunſt verſtand der Legat meiſterhaft. Doch kam ihm auch die Hartnäckigkeit der Königinn nicht wenig zu Hülfe. Als dieſe vorgeladen worden war, fiel ſie ihrem Gemahl zu Füßen, und erinnerte ihn mit der durchdringendſten Beredſamkeit daran, wie ſie nun 20 Jahre lang ſein treues Weib geweſen ſey; eine Erinnerung, die vermuthlich eine der beabſichtigten gerade entgegengeſetzte Wirkung hervorbrachte. Nachdem die Sitzungen in langen Zwiſchen-

räumen bis zum Jul. 1524 fortgeſetzt worden wären, ward der Legat unter einem Vorwande plötzlich nach Rom zurückberufen, und die ganze Sache ſchien ſich wieder zerſchlagen zu wollen.

Heinrich VIII. ward wüthend über den Papſt und deſſen ganzen Anhang, und dieſe Wuth ward zunächſt Wolſeys Unglück. Anna Boleyn und ihre Verwandten haßten dieſen Miniſter, und ließen dem König merken, er ſey vielleicht eine Haupttriebfeder dieſer Verzögerung, und es mache ihm Vergnügen, über ſeines Herrn Schickſal diſponiren zu können. Dieſer Argwohn, durch die Geliebte entzündet, faßte ſchnell und ſchrecklich Wurzel in des leidenſchaftlichen Heinrichs Herzen. Vergeſſen waren auf einmal alle treue Dienſte ſeines Miniſters, die lange und geſchickte Verwaltung aller Geſchäfte, die vielen angenehmen Stunden, die er ſeiner Unterhaltung verdankte. Beſchloſſen war ſeine gänzliche Entfernung, und nicht ſobald hatte das Parlament dieſen Entſchluß erfahren, als es bereitwillig war, die Verbrechen hervorzuſuchen, mit denen ſich der Sturz dieſes allbeneideten und mithin allgehaßten Günſtlings beſchönigen ließe. Man nahm ihm die Siegel ab, verbot ihm den Hof, zog ſeine Güter ein, und würde noch weiter gegangen ſeyn, wenn nicht Heinrich ſelbſt in einer Anwandlung von Schaam und Mitleid den Befehl gegeben hätte, mit der weitern Verfolgung ſeines ehemaligen Freundes inne zu halten. So behielt er denn vor der Hand noch die Biſthümer York und Wincheſter, aber das konnte ihn über die Entſagung nicht tröſten, die er hätte dulden müſſen, ſo hoch geſtanden zu haben, und

ſo ſchnell von ſolcher Höhe herabgeſtürzt zu ſeyn: dies Schickſal kann auch den feſteſten Sinn zermalmen. Nur ein Jahr überlebte Wolſey dieſen Schlag; er ſtarb gerade, als ſeine Feinde damit umgingen, ihm auch noch die Trümmer ſeines ehemaligen Glücks zu rauben (1530).

Indem die neuen Günſtlinge des Königs, meiſt Annas Verwandte, darauf ſannen, wie man von dem Papſte die Trennung der Ehe erlangen könne, hatte ein Biſchof Cranmer den Einfall, man ſolle ein Gutachten von den berühmteſten Univerſitäten über die Rechtmäßigkeit derſelben einholen, und wenn dies, wie zu erwarten ſey, günſtig ausfalle, es dem Papſte zur Beſtätigung vorlegen. Das geſchieht, alle Rechtslehrer ſtimmen für die Scheidung, aber dennoch zaudert der Papſt, aus Furcht vor Karl V. Um eine neue Ausflucht zu gewinnen, ladet er Heinrichen ein, ſich perſönlich in Rom zur Unterſuchung zu ſtellen. Dies beleidigte den König nur noch mehr. Ein herzhafter Geſandter ging ſtatt ſeiner hin, aber nur um den Papſt ernſtlich zur Rede zu ſtellen. Heinrich VIII., zufrieden mit dem Ausſpruch der Univerſitäten und der Erzbiſchöfe des Königreichs, vollzog endlich ohne Umſtände am 14. Nov. 1532 ſeine Vermählung mit der Anna Boleyn, ließ die noch immer hartnäckige Katharine durch ſeine Erzbiſchöfe für eine unrechtmäßige Königinn erklären, und durch eine Parlamentsakte alle Appellationen engliſcher Unterthanen an den Papſt aufheben. Alle Bezahlungen engliſcher Klöſter und Stifter an den apoſtoliſchen Stuhl hörten nun auf einmal auf; der König erklärte ſich ſelbſt zum Haupte

ſeiner Geiſtlichkeit, und zog nun alle jene reichen Einkünfte in ſeinen Schatz: keine Bullen und Diſpenſationen durften mehr ins Land kommen, und um das Volk an dieſe gewaltſame Neuerung zu gewöhnen, mußte alle Sonntage ein Geiſtlicher in der Paulskirche lehren, daß der Papſt ein Biſchof wie alle Biſchöfe ſey, und keine weitere Gewalt habe, als innerhalb ſeines Kirchſprengels. Vergebens donnerte nun Clemens mit Bannbullen auf den König von England los; vergebens nannte ſich auch Katharine noch immer die einzige rechtmäßige Königinn von England; das königliche Anſehn war zu feſt gegründet, und wo der Widerſtand von Folgen hätte ſeyn können, ſetzte der König ihm ſchonungsloſe Gewalt entgegen. Der brave Kanzler Thomas More, und der eben ſo rechtſchaffene Biſchof von Rocheſter, Johann Fiſher, die ſich in ihrem Gewiſſen verbunden hielten, die geiſtliche Oberhauptſchaft und die zweite Ehe des Königs für unrechtmäßig zu erkennen, wurden zum Tode verurtheilt, und legten mit der Ruhe eines Sokrates ihre Häupter auf den Block (1535).

Um dieſe Zeit war bekanntlich in Deutſchland die Reformation in voller Gährung, auch bis nach England hatten ſich ihre Wirkungen verbreitet, und man ſollte glauben, hier müßte ſie bei den revolutionären Geſinnungen des Königs mit offenen Armen aufgenommen worden ſeyn. Aber zum Unglück hatte Luther ſelbſt durch ſeinen heftigen Brief *) alles bei Heinrichen verdorben. Ohne dieſen perſönli

*) S. Th. VI.

chen Widerwillen des letztern gegen den Urheber der proteſtantiſchen Lehre hätten beide vielleicht ſich zum Sturze des Papſtthums verbrüdert; aber jetzt war Heinrich, der Luthern nun eben ſo ſehr als dem Papſte ausweichen wollte, gezwungen, ſeine eigene Reformation vorzunehmen. Er ging einen Mittelweg zwiſchen beiden, und verfolgte die links und rechts abweichenden mit gleicher Strenge. Voll von Stolz auf ſeine eigene Gelehrſamkeit entwarf er ſelbſt ein Lehrbuch des chriſtlichen Glaubens, das in allen Schulen eingeführt werden mußte, und gab Befehl zu einer engliſchen Bibelüberſetzung, die zu Paris gedruckt, und an jedermann verkauft wurde. Da indeſſen die ächten Lutheraner ſeine Glaubenslehren nicht annehmen konnten, ſo erfolgten nun blutige Auftritte, und an allen Ecken des Königreichs rauchten die Scheiterhaufen ſowohl für die lutheriſchen als für die katholiſchen Ketzer.

Im Jahre 1536 that Heinrich einen andern kühnen Schritt. Er zog alle kleineren Klöſter in ſeinem Lande ein, und um dies mit einem Schein des Rechts thun zu können, ſandte er Viſitatoren rings herum, die die allerabſcheulichſten Gräuel von den Mönchen und Nonnen berichten mußten. Mag auch etwas davon wahr geweſen ſeyn, ſo iſt doch nur allzu wahrſcheinlich, daß die Viſitatoren mit Fleiß ſo berichtet haben werden, wie ſie wußten, daß es der König hören wollte. Die unanſtändigen Protocolle wurden ſodann dem Publikum vorgelegt, und hierauf ging die Einziehung vor ſich. Vor der Hand traf die Reihe 375 der kleineren Klöſter, de-

ren Einkünfte jährlich etwa 32,000 Pfund Sterling, der Werth an liegenden Gründen, Gebäuden und beweglichen Gütern aber wohl noch 100,000 Pfund mehr betragen mochten. Die jungen Mönche und Nonnen wurden entlaſſen, und den älteren wurden Penſionen gereicht. Viele derſelben bemühten ſich, in verſchiedenen Provinzen das Volk aufzuwiegeln, aber allenthalben ward der Aufruhr durch des Königs Wachſamkeit und Strenge bald geſtillt. Die Aufrührer büßten gewöhnlich mit dem Leben.

Aufgemuntert durch den guten Erfolg, wagte er ſich 1538 auch an die Einziehung der größeren Klöſter, und innerhalb zweyer Jahre war er im Beſitz aller geiſtlichen Güter des ganzen Königreichs. Zuſammen wurden 645 Klöſter, 90 Kollegien, 2374 Stifter und Freikapellen und 110 Hoſpitäler aufgehoben, deren Einkünfte zuſammengenommen 161,100 Pfund betrugen. Man fand ungeheure Schätze, beſonders bei den Gnadenbildern, an den Wallfahrtsörtern, wiewohl die Geiſtlichen das meiſte davon vorher heimlich auf die Seite gebracht hatten. Aber vieles, was der König bekam, verſchenkte er meiſt an ſeine Lieblinge. Hätte Heinrich mit dieſen neu erworbenen Gütern beſſer hausgehalten, und ſie der Krone zugeſchlagen, ſo würde er einer der reichſten Könige geworden ſeyn. Aber durch ſeine unbeſonnene Großmuth brachte er ſich ſogar um die Vortheile, die er vorher von den geiſtlichen Gütern genoſſen hatte. Denn ſonſt hatten bei allgemeinen Landſteuern die Geiſtlichen immer das Meiſte beigetragen; jetzt, da ſie der Güter beraubt waren, fiel das weg, und Karl V. hatte alſo nicht Unrecht, wenn er ſcherz-

haſt ſagte, der König von England habe mit eigner Hand die Henne todtgeſchlagen, die ihm die goldenen Eier gelegt habe. Daß der Papſt zu einem ſo ungeheuern Eingriff in die Rechte der Kirche nicht ſtill geſchwiegen habe, verſteht ſich von ſelbſt. Hatte er vorher ſchon den König excommunicirt, ſo übergab er nun vollends in einer öffentlichen Proclamation ſeine Seele dem Teufel, und ſein Land jedem, der Luſt hätte, es zu erobern. In England ſelbſt wurden die verwegenſten Schriften gegen Heinrich VIII., wiewohl fruchtlos, ausgeſtreuet.

Den leidenſchaftlichen König machte ſein Glück immer übermüthiger. Er bildet ſich ſteif und feſt ein, die einzige wahre Richtſchnur des Glaubens zu beſitzen, und berechtigt zu ſeyn, jeden Andersdenkenden zu beſtrafen. Ein Schulmeiſter in London, Namens Lambert, der wegen der Behauptung, Chriſti Leib und Blut ſey in dem Abendmahlswein und der Oblate nicht befindlich, von der Geiſtlichkeit ſehr verfolgt wurde, wagte es, an den König zu appelliren, der übrigens der entgegengeſetzten Meinung auch anhing. Heinrich würdigte den Ketzer, vom Thron herab mit ihm zu diſputiren. Ringsum ſtanden die Peers und erſten Prälaten des Reichs. Nach fünfſtündigem Hin- und Herſtreiten ward der ermüdete Lambert endlich zum Schweigen gebracht. Heinrich fragte ihn darauf, ob er leben oder ſterben wolle. Jener erwiederte, er überlaſſe ſich ganz der Gnade Sr. Majeſtät. „Ich mag kein Beſchützer von Ketzern ſeyn!“ fuhr ihn der König an, und aus dieſer Antwort drehte das Parlament ſogleich ein Todesurtheil. Man glaubte, an einem

Ketzer, der es ſogar gewagt habe, den König her-auszufordern, die Strafe recht exemplariſch einrich-ten zu müſſen, und ſo ward er zu einem langſa-men Feuer verurtheilt.

Der König fuhr nun ferner in ſeinen gutgemein-ten Bemühungen eifrig fort. 1534 berief er ein Par-lament zuſammen, um gewiſſe Glaubensartikel feſt-zuſetzen. Man vereinigte ſich in ſechſen, 1) die Ge-genwart Chriſti im Abendmahl, 2) das Abendmahl ohne Kelch für die Laien, 3) die ewige Verpflich-tung einmal abgelegter Keuſchheitsgelübde, 4) die Nützlichkeit der Privatmeſſen, 4) und der Ohren-beichten, 6) das Cölibat der Geiſtlichen. Wer den erſten dieſer Artikel läugnen würde, ſollte ſogleich verbrannt werden; auf die Beſtreitung der andern ſtand das erſte Mal Gefängniß und Verluſt des Vermögens, das zweite Mal Tod. Den Uebertre-tern ward emſig nachgeſpürt, und in kurzem waren über 500 derſelben in den Gefängniſſen, von denen viele hingerichtet wurden. Das Parlament, weit entfernt ſich zu widerſetzen, erklärte vielmehr einmal in dem Eingange zu einem neuen Religionsedicte öffentlich: die Einrichtungen des Königs hätten nicht blos Geſetzeskraft, ſondern das Anſehn der Offenba-rung ſelbſt, und vermöge ſeiner königlichen Gewalt könne er alle Handlungen der Menſchen, ja ſogar ihre innerſten Gedanken und Empfindungen beherr-ſchen.

Um Anna Boleyn zu beſitzen, und zu religiös geſinnt, um die Liebe anderswo zu ſuchen als in der Ehe, war er ein Reformator, und um dieſe kirchliche Reformation zu behaupten, ein grauſamer

Verfolger geworden. Neue Grauſamkeiten mußten ihn von dieſer Gemahlinn trennen, als Anna Boleyn ihm durch den freiern Ton, den ſie am franzöſiſchen Hofe, wo ſie erzogen, angenommen, einen ſcheinbaren oder gegründeten Anlaß zum Mistrauen gegeben hatte, das von den Feinden der Königinn genährt ward. Eine Beleidigung aber dieſer Art, gegen einen König begangen, der ſo heilige Begriffe von der Ehe hatte, mußte nicht allein die Ehe aufheben, ſondern die Schuldige auch ſtraffällig machen. Es ward ihr der Prozeß gemacht, und trotz ihrer rührendſten Briefe an den König, trotz ihrer heiligſten Verſicherungen vor den Richtern, daß nur ein Schein, keine Thatſache gegen ſie ſpreche, ward ſie dennoch am 14. May 1536 nach Urtheil und Recht öffentlich enthauptet.

Je mehr ſie mit Würde und Heiterkeit, ihrem Gemahl verzeihend, und ihre Unſchuld verſichernd geſtorben war, und der König am Tage nach der Hinrichtung ſeine Vermählung mit der Johanne Seymour, einer Hoffräulein der hingerichteten Königinn, die ihn ſchon lange durch ihre Schönheit angezogen hatte, vollzog, deſto mehr war man geneigt zu glauben, daß die neue Leidenſchaft ihn für Anklagen leichtgläubiger, und zur Trennung von der Anna Boleyn geneigter gemacht habe. Heinrich ſelbſt indeſſen, in einer bald darauf gehaltenen Parlamentsverſammlung, hielt eine Rede, worin er ſeine Räthe lobte, daß ſie ihn, ungeachtet der Unglücksfälle in ſeinen beiden erſten Ehen, doch bewegt hätten, eine dritte zu wagen. Der Sprecher des Parlaments beantwortete dieſe Aeußerung mit einer Lob-

preiſung der wundervollen Gaben des Königs, und verglich ihn in der Gerechtigkeit und Weisheit mit dem Salomo, in der Stärke mit dem Simſon und in der Schönheit mit dem Abſalon. Heinrich nahm dieſe Rede gnädig auf, und antwortete durch den Mund ſeines Kanzlers, wenn er dieſe Gaben wirklich beſitze, ſo ſeyen es einzig Geſchenke der göttlichen Gnade.

Am 12. Okt. 1537 ward dem Könige endlich ſein heißeſter Wunſch gewährt, ſeine junge Gemahlinn gebar ihm einen Sohn *), den er Eduard nannte; aber leider blieb ſie ſelbſt im Kindbett. Der König wünſchte alſo eine neue Gemahlinn, und bewarb ſich um die Tochter des Herzogs von Kleve, von welcher Heinrichen ein von dem berühmten Holbein gemaltes, aber viel zu ſchmeichelhaftes Bruſtbildniß zu Geſicht gekommen war. Im Vertrauen auf die Wahrheit des Gemäldes war die Heirath abgeſchloſſen, und Heinrich ſo ungeduldig, ſeine neue Gemahlinn zu ſehen, daß er ihr in einer Verkleidung bis Rocheſter entgegen ging. Aber wie fand er ſich betrogen! Ihre ungraziöſe Plumpheit ſchreckte ihn ſo zurück, daß ihn nur die Vorſtellungen ſeines Miniſters Cromwel bewegen konnten, ſie nicht ſogleich wieder zurückzuſchicken, und in Hoffnung, daß eine nähere Bekanntſchaft etwa neue Reize entdecken werde, vollzog er die Vermählung endlich (6. Jan. 1540). Aber ſchon den Tag darauf erklärte er, daß es ihm unmöglich ſey, länger mit dieſer

*) Von der Anna Boleyn hatte er nur eine Tochter, die nachher ſo berühmt gewordene Eliſabeth.

Perſon umzugehn, die ihm durch ihre Unkunde der engliſchen und franzöſiſchen Sprache und durch ihre große Geiſtesarmuth noch unleidlicher werden mußte. Und wie es denn an ſolchem Hofe nie an Factionen fehlt, die ſich bei dem erſten Anſchein von Ungunſt ſogleich zum Sturze eines vielgeltenden Miniſters vereinigen, ſo hatte man auch hier nicht ſobald gemerkt, daß Heinrich wegen dieſer Heirath mit ſeinem Liebling Cromwell grolle, als eine Menge bisher zurückgehaltener Anklagen auf einmal laut wurden, und — beim Könige ſoviel Eingang fanden, daß er nach ſeiner Art den Prozeß gegen ihn ſogleich inſtruiren ließ, und der Mann, den Heinrich nächſt Wolſey'n am meiſten geliebt hatte, beſchloß ſein Leben — auf dem Blutgerüſte (28. Jul. 1540.)

Noch in demſelben Jahre mußte das Parlament dem Könige von ſeiner verhaßten Gemahlinn helfen, die ſich ohne Widerrede die Scheidung der kurzen Ehe gefallen ließ, und einer reizenden Engländerin, der Lady Katharine Howard, aus dem Hauſe der Norfolks, Platz machte, mit der der König die Heyrath wenig Wochen nach der Scheidung von jener vollzog. Er fühlte ſich bei dem Tauſche ſo ſelig, daß er Gott für dieſe Wohlthat in dem allgemeinen Kirchengebete danken ließ.

Aber ſchon im folgenden Jahre entdeckte ſichs, daß daſſelbe Verbrechen, das man der unglücklichen Anna Boleyn zur Laſt gelegt hatte, von der gegenwärtigen Königinn wirklich begangen ſey. Der König brach in einen Thränenſtrom aus, als ihm die ſüße Täuſchung von der Treue ſeines geliebten Wei-

des entriſſen ward; allein da die deutlichſten Zeugniſſe gegen ſie ſprachen, ward ſie und ein Haufe anderer in ihre Schuld verwickelter Perſonen zum Schaffot verurtheilt. Unter den letztern war auch die Gräfin von Rochefort, deren Zeugniſſe einſt den Prozeß der unſchuldigen Anna Boleyn vorzüglich entſchieden hatten, und die jetzt des ſtrafbarſten Einverſtändniſſes mit der treuloſen Katharine Howard überwieſen worden war (1541.)

Weil Heinrich VIII. nicht lange ohne Gemahlin seyn konnte, verſuchte er es 1543 zum ſechsten Male mit einer Lady Katharine Parr, Wittwe des Lords Latimer, die es nur ihrer großen Klugheit verdankte, daß ſie nicht das Schickſal ihrer unglücklichen Vorgängerinnen hatte. Der König, der mit jedem Jahre körperlich ſchwerfälliger, und geiſtig empfindlicher und übellauniger wurde, konnte zuletzt ſchon durch die geringſte Abweichung von ſeiner Meinung bis zur Wuth erhitzt werden. Da nun die Vereinigung der religiöſen Meinungen in ſeinem Reiche ſein Steckenpferd war, das ihm alle Tage lieber ward, ſo führte er auch mit ſeiner Gemahlin nichts lieber als Religionsgeſpräche, und da ſie von ſehr vielen Dingen unterrichtet, zugleich beredt und artig, mithin eine ſehr unterhaltende Frau war, ſo durfte ſie während einer Krankheit ihres Gemahls, die mehrere Monate anhielt (1546) gar nicht von ſeinem Bette kommen. Weit entfernt von dem Eigenſinn und Rigorismus deſſelben in Glaubensſachen, dachte ſie über viele Punkte weit gemäßigter, und da ſie zuletzt deutlich einſah, welch ein Vertrauen er zu ihr gefaßt, und welche Gewalt ſie über

ihn allmälig bekommen habe, ſo glaubte ſie etwas Gutes zu thun, wenn ſie ihn ihren milderen Grundſätzen geneigt zu machen ſuchte. Aber ach! kaum hatte ſie ihm dieſe Grundſätze deutlich dargelegt, als er mit einem ſtieren, wilden Blicke, wie einer der ſeinen Ohren nicht traut, in ſie eindrang, um gleichſam die Wahrheit ihrer Ausſage aus ihren Augen zu erforſchen. Er theilte darauf ſeine Unruhe dem Biſchof Gardiner, einem Feinde der Königinn mit, und dieſer ergriff nach Höflings Weiſe die Gelegenheit, des Königs Eifer für die Erhaltung der wahren Religion zu rühmen, und ihm vorzuſtellen, daß nichts kräftiger auf den großen Haufen wirken könne, als wenn der verachtete Wille des Königs an den glänzendſten Häuptern am ſtrengſten gerächt werde. Schon ward in der Stille ein Prozeß gegen die Unglückliche eingeleitet, als ſie noch eben zur rechten Zeit davon benachrichtigt ward. Sie unterdrückte ſchnell ihre Angſt, und machte ihrem Gemahl mit dem unbefangenſten Anſtande ihren gewöhnlichen Beſuch. Er fing darauf ſeine orthodoxen Geſpräche von neuem an, und betrachtete ſie dabei ſehr ernſthaft, allein ſie lenkte lächelnd mit der Bemerkung aus, ſo tiefe Unterſuchungen überſtiegen die Kräfte des weiblichen Geſchlechts. Dies ſey nur geſchaffen, um den Männern zu gehorchen; dem Gatten gezieme es, über den Grund ſeiner Handlungen und ſeines Glaubens zu grübeln; der Gattin, ihm blindlings zu folgen. Dies werde ihr um ſo leichter, da ſie einen Gemahl habe, der die richtigſten Grundſätze nicht blos für ſeine Familie, ſondern für ganze Nationen zu entwerfen im Stan-

de ſey. Der geſchmeichelte König rief lachend aus: „Nein, nein, bei St. Marien, Käthe, du biſt ein wahrer Doctor und taugſt beſſer, Lehren zu geben als anzunehmen!“ Beſcheiden erwiederte ſie; dies Lob verdiene ſie nicht, und möge es auch nicht verdienen. Zwar habe ſie zuweilen wohl verſucht, ſich den Schein der Widerſprecherinn zu geben, um dem Geſpräch, das ohne allen Widerſtreit der Meinungen bald ermatte, einige Lebhaftigkeit, und dem Scharfſinne ihres Gegners eine kleine augenblickliche Beſchäftigung zu geben, aber ſie habe bald gefunden, daß gegen die Allgewalt ſeiner Wahrheiten kein Scheingrund, auch noch ſo künſtlich aufgeſtutzt, ſich lange halten könne, und dadurch ſey ſie nur noch feſter in ſeinem Glauben beſtärkt worden. „Wie, ſüßes Herz? Iſt es wirklich ſo? rief der entzückte Heinrich. Nun dann ſind wir wieder vollkommene Freunde!“ Man kann denken, wie leicht der armen Frau bei dieſen Worten ums Herz geworden ſeyn möge.

So glücklich kam nicht jeder davon. Die letzten Lebensjahre des mißtrauiſchen und eigenſinnigen Tyrannen koſteten vielen, mit unter ſehr angeſehenen, Perſonen das Leben. Mehrere wurden blos darum als Verräther hingerichtet, weil ſie während ſeiner Krankheit geſagt hatten, der König werde wohl nicht mehr lange leben. Noch den Tag vor ſeinem Ende verlangte er vom Parlament den Tod des Herzogs von Norfolk, eines der verdienſtvollſten Männer des Königreichs. Zum Glück ſtarb er ſelbſt noch vor der Vollziehung des Urtheils, (28. Jan. 1547)

im 56ſten Jahre ſeines Alters, und im 38ſten ſeiner Regierung.

So unnütz und unbedeutend auch die vielen Kriege waren, die Heinrich VIII. geführt hat, ſo dienten ſie doch dazu, daß die Engländer während derſelben den Franzoſen etwas von ihrer beſſern Kriegskunſt ablernten. Der Gebrauch des Pulvers wurde in England faſt am ſpäteſten allgemein, und Heinrichs beſte Truppen beſtanden noch aus Bogenſchützen. Ein gleichzeitiger Schriftſteller rühmt es als ein Wunder, daß in einem Seegefechte die engliſche Flotte von mehr als 100 Schiffen in 2 Stunden an 300 Schüſſe gethan habe. Dies thut jetzt ein einziges Kriegsſchiff mit der größten Bequemlichkeit.

7.

Eduard VI.

(1547 — 1553.)

Leider erfolgte nun wieder eine vormundſchaftliche Regierung, denn Heinrichs VIII. einziger Sohn, Eduard, war noch nicht 10 Jahre alt. Zu ſeinem Stellvertreter bis zu ſeiner Mündigkeit hatte der Vater einen Rath von 16 Perſonen beſtellt, der aber um der größern Einheit willen für gut fand, aus ſeiner eignen Mitte einen Protector zu ernennen. Die Wahl traf einen Oheim des jungen Königs, einen Grafen von Hartford, (bald nachher Herzog von Sommerſet), einen klugen und guten, aber nicht entſchloſſenen Mann, der ſich jedoch in kurzer Zeit ſo in Anſehn ſetzte, daß er faſt

mit königlicher Unumſchränktheit regierte. Er war den Reformirten günſtig, und zugleich von ſolcher Mäßigung, daß er nichts mit Gewalt zu ändern verſuchte. Der weiſe Erzbiſchof Thomas Cranmer leitete die Reformation höchſt planmäßig und vorſichtig, behielt von dem Aeußerlichen des katholiſchen Gottesdienſtes ſoviel bei, als nur ohne Schaden geſtattet werden konnte, und machte ſich dadurch — beide Partheyen zu Feinden.

Nächſt der Religion, der größten Angelegenheit jenes Zeitalters, lag den Engländern die Vereinigung Schottlands mit ihrer Monarchie, am meiſten am Herzen. Dort regierte eben damals, nach dem Tode Jakobs V. im Namen ſeiner minderjährigen Tochter Maria Stuart, deſſen Gemahlinn, eine Schweſter der Guiſen. Der Protector Sommerſet ſchlug dieſer eine Vermählung des jungen Königs von England mit jener Prinzeſſinn vor, allein die Schotten wieſen den Antrag mit einer Art von Abſcheu zurück; denn dies abergläubiſche Volk dachte ſich bei dem Namen Engländer, eine von Gott verfluchte und dem Teufel ſelbſt übergebene Nation. Vor dem bloßen Gedanken an eine Abweichung vom Papſte erſchracken ſie ſchon, und viele ihrer Prieſter waren ſo unwiſſend, daß ſie das neue Teſtament für ein von Luthern geſchmiedetes Ketzerbuch hielten. Sommerſet glaubte durch das Schrecken am beſten auf ſie zu wirken; er zog daher mit einem anſehnlichen Heere vor Edinburg, und gewann auch wirklich einen blutigen Sieg, allein der Krieg konnte nicht mit Nachdruck fortgeſetzt werden, und ſo mattete man ſich blos durch Ueberfälle und

Råubereien ab, bis ſich Frankreich, der alte Bundesgenoſſe der Schotten, ins Mittel ſchlug, und die junge Prinzeſſinn für den Dauphin (nachmaligen König Franz II.) entführte.

Bis dahin ſchien die vormundſchaftliche Regierung noch ziemlich glücklich zu gerathen. Aber das Unglück ſollte noch kommen. Kaum ſah man, daß der Protector auch furchtſame Schritte thue, ſo ward auch ſchon die Begierde wach, von ſeiner Unentſchiedenheit Nutzen zu ziehen. Der erſte, der in ſeinen Platz zu treten wünſchte, war ſein eigner Bruder, Lord Seymour. Ihn zu unterdrücken, trat noch ein ſchlauerer und kühnerer, Graf Warwic, auf. Dieſer brachte erſt den Lord, dann ſpäter gar den Protector aufs Blutgerüſte, machte ſich zum Herzog von Northumberland, und beherrſchte den Rath und den jungen König mit faſt unumſchränkter Gewalt. Wie gewöhnlich, war die Furcht wiederum der mächtige Zauber, der alle die Tauſende von ſtarken Armen im Königreiche erſtarrt hielt. Und Northumberland war der Mann dazu, ſich Furcht zu verſchaffen. Um Freunde und Anhänger zu gewinnen, ſchonte er weder ſeine eignen, noch der Krone Einkünfte, und ſeine und der übrigen Beamten ſchlechte Wirthſchaft war Schuld daran, daß der Staat, ohne einen bedeutenden Krieg geführt zu haben, doch in eine Schuldenlaſt von 2 Millionen Thaler verſunken war, und daß das ausgeſogene Volk in mehreren Theilen des Reichs zu den Waffen griff, und nur mit Mühe beſänftigt werden konnte.

So gute Eigenſchaften der junge König entfalte-

te, ſo verkündigte doch ſein ſchwächlicher Körper nur ein kurzes Leben, und dieſe Ausſicht machte den herrſchſüchtigen Northumberland ſo kühn, daß er einen Plan entwarf, die Herrſchaft an ſeine Familie zu bringen. Eduard VI., ein eifriger Freund der proteſtantiſchen Lehre, haßte ohnehin ſeine älteſte Schweſter Marie, wegen ihrer hartnäckigen Anhänglichkeit an den Katholicismus, den ſie von ihrer ſpaniſchen Mutter in ſeiner ganzen Strenge eingeſogen hatte. Weit lieber als ihr hätte er alſo ſeiner zweiten Schweſter Eliſabeth die Nachfolge gegönnt, aber Northumberland ſtellte ihm vor, daß, wenn man die eine Schweſter übergehen wolle, man ſie nothwendig beide übergehen müſſe. Dies ſtehe aber in ſeiner Gewalt, da er die Thronfolge nach Belieben beſtimmen könne, und zum Glück habe er noch eine Verwandte, die die vortreflichſten Eigenſchaften einer Regentinn in ſich vereinige. Dies war die ſchöne und tugendhafte Lady Johanne Gray, eine Enkeltochter der jüngſten Schweſter Heinrichs VIII., ein junges Frauenzimmer von der ſeltenſten Bildung. Sie redete nicht blos mehrere neuere Sprachen, ſondern las auch die Griechen und Römer in der Urſprache, und war von den theologiſchen Streitigkeiten ihrer Zeit ſehr gründlich unterrichtet. Northumberland erhielt ſie mit leichter Mühe für ſeinen vierten Sohn Guilford Dudley zur Gemahlinn, und kaum hätte Eduard das neue Erbfolge-Edict unterſchrieben, ſo ward er ſo ſichtlich kränker, daß man ſich nicht enthalten konnte, ſeinen bald darauf erfolgten Tod dem Herzog Schuld geben. († 6. Jul. 1553.)

8.

M a r i a.

(1553 — 1558.)

Noch wußte niemand etwas von Eduards Teſtament, und man glaubte nicht anders, als daß ſeine Schweſter Maria ſeine nächſte Erbinn ſey. Northumberland ſuchte daher des Königs Tod vor dieſer ſo lange geheim zu halten, bis er mit ſeiner Schwiegertochter, die ſich fern auf ihrer Eltern Landſitze aufhielt, ſeinen Einzug halten könnte. Aber einer der Mitwiſſenden verrieth ihr alles, und ſie beſaß Entſchloſſenheit genug, ſogleich nach Suffolk zu entfliehen, dort den Adel durch Briefe aufzubieten, und alle brave Engländer zur Vertheidigung ihrer rechtmäßigen Königinn aufzufordern. Die Einwohner von Suffolk bedachten ſich eine Weile, denn Mariens Eifer für die katholiſche Religion war ihnen ein Anſtoß. Kaum aber hatten ſie von ihr die Verſicherung erhalten, daß niemand durch ſie in ſeiner Religion gekränkt werden ſolle, ſo flog ihr alles zu, und ſie ſah ſich in kurzem an der Spitze einer Macht, die der Verwegenheit jenes Uſurpators Trotz bieten konnte.

Johanne Gray war ſelbſt erſchrocken, als ſie erfahren hatte, daß ſie zur Königinn gewählt ſey. Nach langem Sträuben hatte ſie blos dem Zureden ihrer Verwandten nachgegeben, und war dem Herzog nach London gefolgt. Das Volk, das dieſen innig haßte, erblickte auch ſie in ſeiner Geſellſchaft mit Widerwillen, und die Anhänglichkeit an des allverehrten Heinrichs Kinder war ſo groß, daß bei der Ausrufung Johannens zur Königinn kein Laut

des Beifalls gehört ward. Vergebens ſuchten die von Northumberland beſtochenen Prediger dem Volke die bigotte Marie verhaßt zu machen; man verachtete ſelbſt die ſonſt ſo wichtige Rückſicht auf die Religion, aus Liebe zur Gerechtigkeit, aus Ehrfurcht gegen das Andenken Heinrichs VIII. und aus Haß gegen den herrſchſüchtigen Northumberland. Dieſer brachte in der Geſchwindigkeit etwa 6000 Mann zuſammen, mit denen er Marien entgegenzog. Kaum aber war er aus der Stadt, als die ſämmtlichen Räthe des vorigen Königs ſich raſch entſchließen, das Tyrannenjoch Northumberlands abzuwerfen, und ſich laut für Marien zu erklären. Als das Volk dieſen Namen ausrufen hört, jauchzt es lauten Beifall, und die beſcheidene Johanne Gray geht, mehr froh als betrübt über ihr kurzes Glück, zu ihren Eltern zurück. Ihr Beſchützer ſieht ſich bald von allen ſeinen Freunden verlaſſen, und muß ſich der triumphirenden Maria ergeben. Er konnte ſich bei einem ſo plötzlichen Sturz von ſolcher Höhe ſo ſchnell nicht faſſen; man ſah ihn zu den Füßen des Grafen von Arundel, der ihn gefangen zu nehmen kam, knieend um ſein Leben bitten, ihn, vor dem noch vor wenigen Tagen die höchſten Häupter in England gezittert hatten. Doch half ihm jetzt keine Reue mehr; er ſtarb nebſt mehreren ſeiner vertrauteren Gehülfen den Tod der Hochverräther auf dem Blutgerüſte (22. Aug. 1553). Auch gegen die unſchuldige Johanna Gray und ihren jungen Gemahl (beide waren erſt 17 Jahre alt) ward die nämliche Sentenz ausgeſprochen, aber nicht vollzogen.

Die alten Szenen der Grauſamkeit, die man mit Heinrichs Tode geendet glaubte, begannen von neuem, denn Maria, die neue Regentinn, war entſchloſſen, die mit Blut befeſtigte Schöpfung ihres Vaters, auch mit Blutvergießen wieder zu zerſtören. Dazu trieb ſie die ganze Natur ihres Weſens, das Produkt ihrer Erziehung. Dieſe hatte ſie von einer Mutter empfangen, die ſie früh genährt hatte mit den Lehren der katholiſchen Religion, und ſorgfältig ihre eigene Erbitterung über ihre Umgebungen in das Herz des jungen Kindes übertragen. Die Erbitterung faßte um ſo eher Wurzel, jemehr ſie ſelbſt lange zurückgeſetzt worden war von ihrem eigenen Vater, unterdrückt von deſſen ſpäteren Frauen, wenig geliebt wegen ihrer Häßlichkeit, und doch mit einem Herzen voll eigner glühender Begierde; und endlich faſt vierzig Jahre in der Einſamkeit brütend und bald in troſtloſen Wünſchen, bald in giftigen Racheplänen, bald in tödtender langer Weile ſich ſelbſt verzehrt hatte. Drey Wünſche hoffte ſie nun als Königinn befriedigen zu können, die katholiſche Religion und die Herrſchaft des Papſtes wieder einzuführen, einen Mann zu bekommen, und ſich an dem ganzen engliſchen Volke Tag für Tag auf das empfindlichſte zu rächen.

Alle Katholiken wurden zuerſt hervorgezogen, alle Reformirten entfernt, und auf tauſenderley Art gedrückt. Die katholiſchen Biſchöfe, die von der vorigen Regierung her in den Gefängniſſen ſaßen, wurden in ihre Stelle wieder eingeſetzt. Das Gepränge des katholiſchen Gottesdienſtes, die Bilder,

die lateiniſchen Meſſen wurden wieder eingeführt. Ein Einwohner von Suffolk, welcher die Königinn an ihr Wort, die proteſtantiſche Lehre zu ſchützen, erinnert, wird für dieſe Verwegenheit öffentlich gezüchtigt. Alle verheyrathete Prieſter werden abgeſetzt. Die erſte Parlamentsverſammlung wird mit einer lateiniſchen Meſſe an den heiligen Geiſt eröffnet, und ein Biſchof, der dabei nicht niederfällen will, wird gewaltthätig zum Hauſe hinausgeſtoßen. An ihrer Schweſter Eliſabeth rächt Maria jetzt mit doppelter Wuth alle die Kränkungen, die einſt ihre Mutter durch Anna Boleyn erlitten hatte. Sie wagt es laut, dieſe eine bloße Maitreſſe ihres Vaters, und deren Tochter, Eliſabeth, einen Baſtard zu nennen, und als ſolchem weiſet ſie der letztern einen der unterſten Plätze am Hofe an. Die arme Prinzeſſinn iſt endlich gezwungen, ſich in einen entlegenen Landſitz zu begraben, um nur den täglichen Verfolgungen ihrer Schweſter zu entfliehen. Da ſie durch ihre Freundlichkeit und ihre glänzenden Talente der Liebling der Nation geworden war, ſo erweckte ihr trauriges Schickſal der Königinn allgemeinen Haß. Noch mehr aber entflammte die Härte, mit der man überall die Reformirten verfolgte, das Volk zur Wuth. Die Rebellion brach allenthalben aus, allein da es an Einheit und geſchickten Anführern fehlte, ſo unterdrückten die königlichen Truppen alles bald wieder. Ein ſchreckliches Gericht ward nun über die Häupter des Aufruhrs gehalten. Selbſt die Verdächtigen mußten ſchon bluten. Unter dieſen war auch der junge Guilford Dudley, Graf von Suffolk, mit ſeiner edlen Gemahlinn Jo-

hanna Gray. Er hatte nichts begangen, als daß er etwas frey von der Regierung geſprochen hatte, ſie war ganz unſchuldig, und mußte blos für die zehn Tage büßen, in denen ſie ſich die aufgedrungene Krone hatte gefallen laſſen. Beide wurden zum Block verurtheilt. Im Gefängniſſe marterte man ſie noch mit katholiſchen Pfaffen, die man ihnen zuſchickte, um ihre Seelen aus dem ewigen Verderben zu erretten. Aber die heldenmüthige Johanna vertheidigte ſtandhaft ihren Glauben, und ſchrieb ihrer Schweſter noch einen Brief in griechiſcher Sprache, worin ſie dieſelbe zur feſten Beharrlichkeit bei dem wahren Glauben ermahnte. Am Tage ihrer Hinrichtung ſchickte ihr Gemahl, der getrennt von ihr war, zu ihr, und bat ſie um einen nochmaligen Abſchied. Sie ließ ihm ſagen, ſie getraue ſich nicht, dieſe erſchütternde Scene mit der Faſſung zu ertragen, die ſie ſo gern auf ihrem letzten Gange zeigen möchte; auch bedürfe es ja des Abſchieds nicht, denn in wenigen Augenblicken würden ſie ja beide auf ewig vereinigt ſeyn, und in einem Lande, wo kein Schmerz und keine Bosheit ihre Liebe ſtören würden.

Ihr Gatte ſollte zuerſt ſterben. Sie ſtand am Fenſter, als er über den Hof des Towers geführt ward, und warf ihm zärtliche Zeichen der Erinnerung zu. Als ſie ſelber abgeholt ward, begegneten ihr die Henkersknechte mit dem kopfloſen Rumpfe, und erzählten ihr, wie ſtandhaft der Graf geſtorben ſey. Das ſchien ſie zu erfreuen, und mit erneuter Heiterkeit beſtieg ſie ſelbſt das Schaffot. Sie hielt eine Rede an das Volk, die jeden zu Thränen rühr-

te, verzieh allen ihren Beleidigern und empfahl Gott und dem Heilande ihre Seele. Dann ließ ſie ſich ruhig von ihren Frauen entkleiden, und legte mit Gelaſſenheit und Würde ihr Haupt von ſelbſt auf den Block.

Maria hatte indeſſen ſchon alle Anſtalten zur Erfüllung ihres Lieblingswunſches, ihrer Vermählung, gemacht. Unter mehreren Vorſchlägen gefiel ihr der junge Philipp, Kronprinz von Spanien, am meiſten, und da deſſen Vater, Karl V., dies Projekt ſehr eifrig betrieb, ſo kam es zu Stande. Dieſe Vermählung hatte noch gefehlt, um Marien vollends bei allen ihren Unterthanen verhaßt zu machen. Aber ſo nachgebend ſonſt das Parlament ſich in den Willen der Könige gefügt hatte, ſo ſtandhaft behauptete es doch jetzt ſeine Rechte, und die Bedingungen, unter welchen Philipp zum König von England anerkannt ward, waren ſo wohl erwogen und dem Fremdlinge ſo wenig günſtig, daß ſein ganzes Königthum nur im Namen beſtand. Vermuthlich ließ ſich Karl V. nur darum dieſe Bedingungen gefallen, weil er darauf rechnete, daß ſich im wirklichen Beſitze nachher wohl vieles ändern würde; aber zum Glück für England lebte Maria nicht lange, und die Ehe blieb kinderlos.

Es verſteht ſich, daß Philipp bei dieſer Verbindung blos ein politiſches Intereſſe hatte. Nicht ſo die jungfräuliche Maria. Sie ſah in ihm den lange erſehnten Geliebten, und erwartete ihn mit dem Feuer einer 20 Jahre lang umſonſt bekämpften Leidenſchaft. Sie war ſchon zum Sterben in ihn verliebt, ehe ſie ihn noch geſehen hatte, und konnte es

ihm kaum vergeben, daß er noch nicht ein einziges Mal auf ihre Briefe geantwortet hatte, und noch immer nichts beſtimmtes von ſeiner Ankunft meldete. Sie ward krank vor Sehnſucht, und ſo heftig ſie ihn bei ſich zu haben wünſchte, ſo ſcheute ſie ſich doch auch wieder, ihm in der dürren Geſtalt, und mit dem gelblichten, verfallenen Geſichte entgegen zu treten. Zum Unglück war er auch volle 11 Jahre jünger als ſie. Endlich, am 19. Jul. 1554 kam er in Southampton an, wenige Tage darauf ward die Vermählung in Weſtminſter vollzogen, und dann hielten ſie beide einen prächtigen Einzug in London. Kein froher Jubel des Volks begleitete ſie. Ja die Erbitterung gegen dieſe ſpaniſche Verbindung war ſo groß, daß, als Marie kurz vorher gewünſcht, dem Ankommenden eine Eskorte von engliſchen Schiffen entgegenzuſchicken, der Admiral geantwortet hatte, er ſtehe nicht dafür, ob Philipp unter den Händen des engliſchen Schiffsvolks ſicher ſeyn werde. Seine Gegenwart widerlegte das üble Vorurtheil nicht, denn er benahm ſich ſo ſteif und vornehm, ſprach ſo wenig, und nahm von den Bemühungen der engliſchen Großen, ſich ihm verbindlich zu bezeigen, ſo geringe Notiz, daß alle dadurch beleidigt wurden. Nur die Königinn freute ſich darüber, denn ſie war ſo eiferſüchtig auf ſeinen Beſitz, daß ſie ſchon über jede freundliche Miene unruhig wurde, die er einem andern zuwandte.

Sobald die erſte Freude über die glücklich vollzogene Heurath vorüber war, ging ſie wieder an ihr Reſtaurationswerk. Sie brachte das Parlament dahin, daß es eine Deputation an den Papſt (Ju-

lius III.) bewilligte, welche ihn wegen des langen ſtrafbaren Abfalls der engliſchen Kirche von ſeiner Oberherrſchaft um Verzeihung bitten, ſich ihm aufs neue gehorſamſt unterwerfen und ihn um einen beſtändigen Legaten in England erſuchen ſollte. Man kann denken, wie vergnügt der heilige Vater darüber war. Als ihm Maria für ſeine Bereitwilligkeit zu verzeihen, danken ließ, nannte er ſich ſelbſt lachend ein Glückskind, dem für etwas gedankt werde, das er nicht gegeben, ſondern empfangen habe. Das Verbrennen der reformirten Prediger hatte nun wieder guten Fortgang. Man rechnete in den nächſten drey Jahren gegen 300 Ketzer, die auf dem Scheiterhaufen ſtarben, und darunter waren 55 Weiber und 4 Kinder. Es ward eine förmliche Inquiſition eingeleitet. Spione wurden allenthalben herumgeſchickt, um ketzeriſche Reden aufzuhaſchen; ſchon die Verdächtigen wurden angehalten und auf die Folter geſpannt. Ein Edict ward gegeben, daß jeder, der ein reformirtes oder lutheriſches Buch beſitze, und es nicht gleich verbrenne, oder es gar einem Andern mittheile, als ein Rebell betrachtet und hingerichtet werden ſolle. Aber vergebens ſtemmt ſich die plumpe Gewalt der unaufhaltſam fortſchreitenden Aufklärung entgegen; die Dämme, die ſie ihr in den Weg baut, dienen nur dazu, ihren Lauf rauſchender und majeſtätiſcher zu machen. Kein Märtyrer ward verbrannt, der nicht Hunderte zu ſeinem Glauben bekehrte, und ſo erlangte man durch die thörichte Grauſamkeit grade das Gegentheil von dem, was man damit bezweckt hatte.

Rogers, Pfarrer an der Paulskirche, ein recht-

ſchaffener und gelehrter Mann, hatte eine Frau und 10 Kinder, die er zärtlich liebte. Durch einen Widerruf konnte er ſein Leben retten, aber dennoch that ers nicht. Als er zum Scheiterhaufen abgehohlt werden ſollte, fanden ihn die Wächter im tiefen Schlaf. Er bat um die Erlaubniß, ſeine Frau noch einmal ſprechen zu dürfen, aber der Erzbiſchof Gardiner, der engliſche Großinquiſitor, ließ ihm ſagen, er ſey ein Prieſter, und könne alſo gar keine Frau haben. — Hooper, Biſchof von Gloceſter, ſollte zu deſto größerer Warnung in ſeiner eigenen Diöceſe verbrannt werden. Aber das erhöhte nur ſeine Freude, denn nun konnte er ſeinen Pfarrkindern an ſeinem eigenen Beiſpiel die herrliche Kraft des Glaubens zeigen, den er ihnen bisher ſo warm empfohlen hatte. Als er ſchon an den Brandpfahl gebunden ſtand, und Tauſende um ihn her in Thränen zerfloſſen, ward ein Blatt von der Königinn vor ihn hingelegt, das ihm Verzeihung verſprach, wenn er noch widerrufen wollte. Aber ſo hoch achtete er ſein Leben nicht, um es durch eine Verläugnung ſeiner innigſten Ueberzeugung zu erkaufen. Der Scheiterhaufen ward angezündet, aber da ein heftiger Wind die Flamme ſeitwärts wegtrieb, ſo berührte ſie nur ſeine unteren Theile und marterte ihn drey Viertelſtunden lang, während welcher er mit der Begeiſterung eines Stephanus ſeinen Zuhörern Beharrlichkeit in ihrem Glauben und Nachahmung ſeines Beiſpiels einſchärfte. — Ein anderer, Namens Sanders, ward zu Coventry verbrannt. Auch dieſer verwarf den vorgehaltenen Pardon, umarmte ſeinen Brandpfahl, und rief voll Entzückung

aus: „Willkommen, Kreuz Chriſti; willkommen, ewiges Leben!“ Andere ſtarben ſingend, und alle dankten Gott, für die Ehre ſeines heiligen Wortes ſterben zu können, und darin Chriſto ähnlich zu ſeyn.

Mit der Standhaftigkeit der Märtyrer ſtieg die Wuth ihrer Verfolger. Bonner, Biſchof von London, Gardiners thätigſter Gehülfe, verdammte nicht blos die Ketzer, ſondern machte ſich ſogar ein Vergnügen daraus, ſie eigenhändig zu geißeln, und verlies nicht eher das Gefängniß, als bis er vor Müdigkeit die Peitſche nicht mehr halten konnte. Einem Weber, der nicht abſchwören wollte, riß er den Bart aus, und um ihm doch einen Vorſchmack vom Verbrennen zu geben, hielt er deſſen Hand mit Gewalt ſo lange über ein brennendes Licht, bis ihm die Haut ſchwoll und die Adern zerplatzten. Ein junger Menſch von 19 Jahren, Namens Hunter, hatte einmal unvorſichtiger Weiſe im Streit mit einem Prieſter die wirkliche Gegenwart Chriſti im Abendmahl geläugnet. Er ahnte ſchnell die Gefahr, die ihm daraus erwachſen könnte, und entfloh noch zu rechter Zeit. Da ließ Biſchof Bonner deſſen Vater ergreifen, und drohte ihm mit den fürchterlichſten Strafen, wenn er den Aufenthalt ſeines Sohnes nicht anzeigte. Das erfuhr der Jüngling nicht ſo bald, als er ſich wieder einſtellte und ſich ſelbſt angab; aber Bonner ward von dieſer kindlichen Liebe ſo wenig gerührt, daß er auf der Stelle ſein gewöhnliches Urtheil: Tod durchs Feuer! über ihn ausſprach. Die ſchrecklichſte von dieſen Barbareien iſt wohl folgende: Eine proteſtantiſche Frau in

Guernſey ward nahe an der Zeit, da ſie gebären ſollte, auf den Scheiterhaufen gebracht. Der Schmerz der Unglücklichen, als die Flammen ſie zuerſt berührten, machte, daß ihr Leib barſt, und das Kind in einem Sturze hervorbrach. Ein mitleidiger Soldat von der Wache ergriff es ſchnell, um es zu retten, aber eine Magiſtratsperſon, die dabei ſtand, befahl ihm ſogleich, es zurück zu werfen, damit die ganze Ketzerbrut verderbe. So wirkte die Religion auf beiden Seiten daſſelbe: Haß und Trotz gegen die feindliche Parthey.

Maria ging nun damit um, ihrem hochverehrten Papſte auch alle ſeine vormaligen Einkünfte aus England wieder zu verſchaffen. Dies konnte nicht ohne die größten Ungerechtigkeiten geſchehen, denn alle ſonſt geiſtlichen Güter waren unter unzählige fleißige Wirthſchafter vertheilt, die ihren Unterhalt davon zogen. Sie fing auch an, mehrere neue Klöſter zu erbauen, ſo nöthig der Staat das Geld auch anderswo brauchte. Auf die Vorſtellungen vernünftiger Männer, daß das Land darüber zu Grunde gehen müſſe, erwiederte ſie, das Heil ihrer Seele ſey ihr mehr werth, als zehn ſolche Länder.

Philipp war ſchon den nächſten Sommer (1555) wieder nach Brüſſel zurück geſchifft, weil ihm der Aufenthalt in England und bei ſeiner widrigen Gemahlinn unerträglich war. An die letztere ſchrieb er nicht anders, als wenn er Geld brauchte, und ſie, deren Liebe zu ihrem Gemahl nicht erkaltete, beraubte ſich ſelbſt deſſelben, um ſeine Wünſche nur befriedigen zu können. Ein Mal über das andere ſchrieb ſie neue Steuern aus, und ſchickte ihm den

Ertrag derſelben, und darin beſtand faſt allein noch ſeine Regierung. So unbarmherzig war ſie in ihren Forderungen, daß viele Edelleute ihre Diener entlaſſen mußten, um das Geld, das ihre Erhaltung bisher gekoſtet hatte, in den Schatz liefern zu können; und als dieſe darauf aus Mangel an Nahrung als Räuber im Lande herumſchwärmten, erging ein Edict, daß jeder Edelmann gezwungen ſeyn ſollte, ſeine entlaſſenen Bedienten wieder anzunehmen (1556). In dieſem Jahre ward endlich auch der Erzbiſchof Cranmer verbrannt, der unter der vorigen Regierung die Reformation ſo glücklich eingeführt hatte.

Als Philipp ſeinem Vater in der Regierung von Spanien und den Niederlanden gefolgt war, verlangte er (1557) von dem Parlamente, daß es an ſeinem Kriege mit Frankreich Theil nehmen ſolle, und als es ſich deſſen weigerte, drohte er, keinen Fuß mehr in England zu ſetzen. Nun bewegte Maria Himmel und Erde, um ſeinen Zweck durchzuſetzen, und ſolche Heiligkeit hatte der bloße königliche Wille, daß ihr wirklich die ungerechte Forderung zugeſtanden ward. Mit erhöhter Strenge wurden die neuen Steuern erpreßt, den Einwohnern von Norfolk und Suffolk wurden alle ihre Kornvorräthe ohne Bezahlung weggenommen, und wer ſich widerſetzte, oder nur murrte, ward des Nachts im Stillen aufgehoben und in den Tower geſchleppt. Die letzten Kräfte des erſchöpften Landes wanderten ſo über die See zu einem Deſpoten, der nicht einmal dafür dankte, und noch lange nicht zufrieden war. Die Verzweiflung der ſo ſchwer gedrückten Englän-

der war ihrem Ausbruche nahe, als die Nachricht einlief, Maria ſey geſtorben. Sie war am 17. Nov. 1558, ſich und dem Lande zum Glücke, verſchieden. Philipps Anſprüche auf die Regierung waren dadurch zugleich völlig vernichtet.

9.

Eliſabeth.

(1558 — 1603.)

Eben in der Stunde, als Maria ſtarb, war das Parlament verſammelt. Als der Kanzler die eben erhaltene Nachricht bekannt machte, riefen beide Häuſer wie aus einem Munde: „Gott erhalte die Königinn Eliſabeth! Lange und glücklich möge ſie regieren!“ Ein Eilbote war ſogleich nach dem Landſitze geſchickt worden, auf welchem dieſe Prinzeſſinn ſo lange einſam und wie verbannt gelebt hatte, und man kann ſich denken, mit welcher Freude ſie ihn empfangen habe. Sie kam ſogleich nach London, wo ein rauſchender Jubel des Volks ſie empfing, ſtieg dann, nach der Sitte, zuerſt im Tower ab, um daſelbſt die gewöhnlichen Huldigungen anzunehmen, fiel im Angeſichte Aller auf die Knie, und dankte Gott für ihre wunderbare Errettung aus ſo vielen Verfolgungen und Todesgefahren.

Eliſabeth war beinahe durch dieſelbe Schule gegangen, welcher ihre ältere Schweſter jenen widerwärtigen Charakter verdankte. Ihre Mutter, Anna Boleyn, war unter dem Beile des Henkers geſtorben, ſpätere Stiefmütter hatten ſie unter dem Drucke erhalten, und zuletzt hatte ihre eigene Schweſter

5 harte Jahre lang die Tyranninn über ſie geſpielt. Um ſich in ihrer Einſamkeit die lange Weile zu kürzen, hatte ſie ſich mit Wiſſenſchaften, weiblichen Arbeiten und Muſik beſchäftigt, ja ſogar die alten Sprachen ſtudirt. Jetzt war ſie 25 Jahre alt, und, trotz ihrem Grame, von trefflicher Geſundheit. Sie hatte etwas Edles und Freyes in ihren Zügen, und wußte den Mangel der Schönheit durch eine angenehme Freundlichkeit zu erſetzen. Ihr Wuchs war ſchlank, nur ein wenig ſtark; zu Pferde hatte ſie ein wahrhaft kriegeriſches Anſehn.

Im übrigen ruhte der Geiſt ihres Vaters auf ihr, nur daß weibliche Wünſche für ſie andere Verhältniſſe und Verwickelungen herbeiführten. Eliſabeth fühlte durch ihr ganzes Leben die heftigſte Begierde nach männlichem Umgange, doch wagte ſie es nie, ſich zu verheurathen, weil ihre Liebe zur Ungebundenheit noch größer als ihre Geſchlechtsliebe war. Der erſte, der ſich ihr mit Heyrathsvorſchlägen näherte, war ihr Schwager Philipp II., aber dieſer war gerade am wenigſten ein Mann für ſie. Außer ihm meldeten ſich Königsſöhne aus Norden und Süden, ja mancher engliſche Peer von ihrem Hofe ſchmeichelte ſich, ihre Hand davon zu tragen, allein ſie wich allen Einladungen dieſer Art mit Feinheit aus, und erwiederte ſogar dem Parlamente, das um der ruhigern Succeſſion willen einen Erben von ihr zu ſehn wünſchte, mit Affectation, England ſey ihr Gemahl, und jeder Unterthan ihr Sohn; das Wohl ſo vieler Tauſende erfordere ihre ganze Sorge und Neigung. Ihre näheren Vertrauten wußten es freilich wohl beſſer, doch wagte niemand davon

zu ſprechen, wiewohl ſie es nicht ungern ſah, wenn man an dem Ernſt ihres Entſchluſſes, unvermählt zu bleiben, zu zweifeln ſchien. Ihr ganzer Hof mußte, mehr oder weniger, den Ton der zärtlichen Sehnſucht in den der Ehrfurcht miſchen, und ſelbſt in ihrem ſechzigſten Jahre wurde ſie gar nicht böſe darüber, wenn man ſie einen Engel an Schönheit, eine Göttinn, oder geradezu eine Venus nannte.

Den größten Einfluß auf ihren Charakter hatte die unſelige Nebenbuhlerſchaft mit ihrer Nichte, der berühmten Maria Stuart. Dieſe, eine Tochter des verſtorbenen Königs Jakob V. von Schottland, und Enkelinn einer Schweſter Heinrichs VIII., hatte die nächſten Anſprüche auf die Nachfolge in England, wenn Eliſabeth kinderlos ſterben ſollte. Ja, es gab ſogar eine bedeutende Parthey in England, die kühn behauptete, der Thron gebühre ihr ſchon jetzt, und Eliſabeth, als Tochter einer vom Papſt nicht approbirten Gemahlinn, ſey durchaus nicht als rechtmäßige Königinn von England anzuſehen. Dies war die Parthey der Katholiken, die unter der vorigen Regierung ſehr ſtark geweſen war, und die in der That ſo eifrige Anhänger hatte, daß viele Geiſtliche ihr Amt freiwillig niederlegten, weil ſie es nicht nach den Befehlen einer ketzeriſchen Königinn verwalten wollten. Denn ſo feſt Maria der katholiſchen Religion anhing, eine ſo erklärte Freundinn des Proteſtantismus war Eliſabeth.

Maria war in Frankreich, dem alten Bundeslande der Schotten, erzogen, und kürzlich dem Dauphin Franz, der 1559 König wurde, zur Gemahlinn gegeben worden. Ihre Oheime, der Herzog

Franz von Guiſe und der Kardinal von Lothringen, deren herrſchſüchtigen Charakter wir ſchon aus der franzöſiſchen Geſchichte kennen, beredeten die beiden jungen Fürſten, den Titel eines Königs und einer Königinn von England anzunehmen. Grund genug für Eliſabeth, die verwegene Nebenbuhlerinn wie ihre Todfeindinn zu haſſen. Wie alſo, wenn dieſe Nebenbuhlerinn ſie gar noch außerdem in Gefahr geſetzt hätte, und zwar in einem Punkte, der für ein Weib der allerempfindlichſte iſt? Und ſo war es wirklich; Maria war von ſo ausgezeichneter Schönheit und Anmuth, daß der Ruf davon Trotz aller Behutſamkeit der Hofleute bis zu Eliſabeths Ohren gedrungen war. Nun hatte ſie keine Vergebung mehr zu hoffen.

In Schottland führte um dieſe Zeit ihre Mutter die Regierung. Dies Land war damals noch der Schauplatz der fürchterlichſten Revolutionen. Nichts war dort befeſtigt und beruhigt, die Kämpfe zwiſchen dem Adel und dem Königthume waren hier blutiger und wilder, als irgendwo, und die ſchottiſche Geſchichte dieſes und der vorigen Zeiträume iſt nichts als ein Gewebe der unmenſchlichſten Grauſamkeiten und der roheſten Barbareien. Hier war noch kein Ferdinand oder Ludwig XI. aufgeſtanden, der die Macht des Adels kühn und liſtig gebrochen hätte, und da die katholiſchen Pfaffen hier nicht an dem Landesherrn einen ſo kräftigen Rückhalt, als in Frankreich und Spanien hatten, ſo griff das Lutherthum von dem Tage an, da der erſte Hauch davon aus England hinüber geweht war, nirgends ſo ſchnell und mächtig um ſich, als in Schottland.

Gierig theilte ſich der Adel in die Güter der Geiſtlichkeit, und rief den proteſtantiſchen Predigern lauten Beifall zu, die dies Verfahren aus der Schrift als rechtmäßig bewieſen, und den Katholicismus für das Werk des Satans und für himmelſchreienden Götzendienſt erklärten. Nirgends hingegen war auch der Eifer dieſer Reformatoren wüthender, als hier. Denn da ihre Exiſtenz von dem Beifall der Menge abhing, ſo war jeder Tadel ihrer Lehre ein Angriff auf ihr Leben.

Sehr unglücklich lief daher für die Königinn Mutter der erſte Verſuch ab, Strenge gegen die reformirten Prediger zu gebrauchen. Als man einige derſelben gefangen nehmen wollte, entſtand ein Aufruhr, alle Bilder in den Kirchen wurden zerfetzt oder zerbrochen, und viele Katholiken erſchlagen. Von der Hauptſtadt aus verbreitete ſich der Bürgerkrieg in die umliegende Gegend, und bald ward er allgemein. Die Regentinn bittet ihre Brüder, die Guiſen, um Hülfe, und ein franzöſiſches Heer landet an der ſchottiſchen Küſte. Die Reformirten ſehn ſich gleichfalls nach fremdem Schutze um, und finden ihn bei der Eliſabeth. Im Januar 1560 erſcheint eine engliſche Flotte an den ſchottiſchen Küſten; die Truppen landen, gehn auf die Franzoſen los, dieſe können ſich nicht halten und kapituliren. Es wird mit den ſchottiſchen Ständen (denn die Regentinn war kurz vorher geſtorben) ein Friede geſchloſſen, unter der Bedingung, daß Franz und Maria das engliſche Wappen und den angemaßten Titel ablegen, und die franzöſiſchen Truppen aus Schottland abrufen ſollen. Bis zur Ankunft Ma-

riens ſoll ein Ausſchuß, den Eliſabeth beſtätigt, die Regierung führen. — Dies war die erſte auswärtige Unternehmung Eliſabeths, deren beſonnene Anordnung und raſche, nachdrucksvolle Ausführung gleich die kräftige Herrſcherinn ankündigte und ihr bei Einheimiſchen und Fremden Reſpekt verſchaffte.

Eben ſo planvoll und ſicher waren ihre Schritte zur Wiedereinführung der proteſtantiſchen Religion. Wie hätte ſie nicht die alte Lehre haſſen ſollen, da ihre Schweſter eine Katholikinn geweſen war, und dieſe Marie es noch war, ſammt allen denen, die deren näheres Recht an die engliſche Krone behaupteten? Allmälig und mit Vorſicht wurden der lateiniſche Gottesdienſt, dann die Meſſe, und mehrere andere katholiſche Gebräuche abgeſchafft, die neuerlich erbauten Klöſter wieder aufgehoben, die Zehnten und die Erſtlingsfrüchte der Königinn wieder zuerkannt, und dem Papſte aller Einfluß, den ihm die vorige Königinn eingeräumt hatte, wieder entzogen. Da aber Eliſabeth eine Freundinn von äuſſerm Prunke war, ſo behielt ſie vieles von der Pracht und den Feierlichkeiten des katholiſchen Gottesdienſtes bei, zu großem Aergerniß der ſtrengern Reformirten, die auch nicht einmal Bilder, Altäre und Chorröcke mehr dulden wollten, und ſich durch ihren Eifer für die reine Gottesverehrung den Namen der Puritaner zuzogen, den ſie noch jetzt tragen *). Die andere Parthey, welche außer manchen andern Dingen auch die Biſchofswürden beibehielt, nannte man Epiſcopalen.

*) Auch Presbyterianer werden ſie genannt.

Maria Stuart, von den Guiſen aufgehetzt, zauderte noch immer, den Vertrag zu beſtätigen, Kraft deſſen ſie gehalten war, Titel und Wappen von England abzulegen. Zu Eliſabeths großer Freude ſtarb noch in demſelben Jahre (1560) ihr Gemahl, der ſchwache Franz II. und Maria war nun genöthigt, ihr geliebtes Frankreich mit dem rauhen Schottland zu vertauſchen. Jetzt fühlte ſie auch die Nothwendigkeit, mit ihrer künftigen Nachbarinn auf einem guten Fuße zu leben, und wandte ſich daher zuerſt mit der Bitte an ſie, ihr die Durchreiſe durch England zu erlauben. Aber wie hätte ſich das mit dem Argwohn und der ſteten Eiferſucht Eliſabeths vereinigen laſſen? Dieſe ſchlug daher nicht nur das Geſuch ab, ſondern dachte auch noch darauf, Marien bei dieſer Gelegenheit eine förmliche Verzichtleiſtung auf alle Anſprüche in England abzuzwingen. Zu dem Ende ließ ſie im Kanale ein Paar Fregatten kreuzen, angeblich gegen die Seeräuber, im Grunde aber blos, um Marien aufzufangen. Dies gelang ihr jedoch nicht, und Maria landete unangefochten an der ſchottiſchen Küſte. Traurig hatte ſie auf der ganzen Fahrt das Geſicht nach der Gegend hingewendet, wo ihr geliebtes Jugendland lag, das ſie nun verlaſſen hatte, und hätten nicht ihre jüngern Oheime ſie begleitet, ſie hätte ſich nicht zu faſſen gewußt.

Neunzehn Jahre alt, in der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit, betrat ſie das Land, das ſie regieren ſollte. Das Jubelgeſchrey der Edinburger, unter welchem ſie eingezogen war, verſtummte bald,

als man ihre Anhänglichkeit an die mitgebrachten Franzoſen, ihr freieres Betragen und ihren Hang zu franzöſiſchen Hofluſtbarkeiten ſah, dergleichen in dem rohen Schottland bisher unerhört geweſen waren, und die von den reformirten Predigern als hölliſche, ſündhafte Gaukelſpiele verflucht wurden. Als aber gar Maria den Ständen die Bitte vorlegte, daß man ihr doch die Freiheit laſſen möchte, ſich in ihrer eignen Kapelle täglich eine Meſſe leſen laſſen zu dürfen, erhob ſich ein Lärmen, als ob ſie die Verfaſſung des Reichs hätte umſtürzen wollen. Die reformirten Prediger ſchrien laut, das ewige Heil des Landes ſtehe in Gefahr, eine ſataniſche Götzendienerinn ſtehe an deſſen Spitze. Das Volk, von ſeinen Führern hingeriſſen, läuft nach der Kapelle hin, welche zu dem verruchten Teufelsdienſte eingerichtet werden ſoll, und da man der Königinn nicht habhaft werden kann, ſo vergreift man ſich an ihren Dienern. Ein unſchuldiger Mann, den man mit Tapeten hineingehn ſieht, wird ergriffen, niedergeworfen und faſt getödtet. „So recht! ſo recht! ſchrien die Prediger. Götzendiener müſſen des Todes ſterben!“ In allen Kirchen ward für die Bekehrung der ruchloſen Königinn gebetet. Kaum wagte ſie noch, ſich öffentlich zu zeigen, und mehrmals drohte ihr wirklich Lebensgefahr. Die Geiſtlichkeit legte ihr eine förmliche Addreſſe vor, worin ſie um des allgemeinen Beſten willen aufgefordert ward, ihrer gottesläſterlichen Religion zu entſagen, und die verfluchte Meſſe abzuſchaffen, die die Quelle alles Unglücks für das ganze Königreich werden könne, inſofern ſie unfehlbar den Zorn Gottes erregen müſſe.

Johann Knox, ein Genfer aus Calvins Schule, ſtand an der Spitze dieſer tollen Eiferer. Er hielt ſich Kraft ſeines Amts zu allen Frechheiten berechtigt, und gefiel ſich recht in der ungebundenſten Impertinenz. Seine Predigten waren nichts als wüthende Schmähreden gegen die Königinn, die er mit einer Anſpielung auf eine altteſtamentaliſche Perſon die andere Jeſabel nennte *).

Es iſt ein trauriger Beweis von der Kraftloſigkeit der ſchottiſchen Königsmacht, daß Maria ſo etwas dulden, ja ſogar ſich zu liebreichen Beſänftigungen dieſer unſinnigen Menſchen herablaſſen mußte. Sie bat namentlich den Knox, ihrer doch nicht mehr öffentlich zu erwähnen, ſondern alles, was er gegen ſie auf dem Herzen habe, ihr lieber unter vier Augen zu ſagen, wo ſie ſich ja gern belehren laſſen wolle. Aber der Unverſchämte antwortete ihr, er ſey ein öffentlicher Lehrer, und wer etwas von ihm lernen wolle, müſſe zu ihm kommen, er habe nicht Zeit, zu den Leuten einzeln herumzulaufen. Doch kam er wirklich einige Male, und ſetzte mit ſeiner donnernden Beredſamkeit die arme Maria ſo in Angſt, daß ſie bittere Thränen vergoß, an die ſich aber der Eiferer gar nicht kehrte. Jede neue Mode, die die Hofdamen trugen, gab ihm und einem Kollegen Stoff zu ſalbungsreichen Predigten, deren Anfang und Ende immer die Prophezeihung war, daß die Hoffarth des Hofes die Rache Gottes über das ganze Land bringen werde. Man kann denken, wie gehäſſig ſolche Reden die arme

*) 2 Kön. 9.

Königinn ihrem Volke machen mußten. Jedes Vergnügen, zu dem ihre Jugend ſie einlud, ward ihr verbittert, und als endlich ihre franzöſiſchen Oheime genöthigt waren, wieder nach Frankreich zurückzureiſen, und ſie in der Umgebung roher Schotten zurückzulaſſen, ward ſie gar troſtlos.

Eliſabeth, die ſtets gute Kunde von dem Befinden ihrer Nebenbuhlerinn hatte, war im Herzen ſehr vergnügt über deren traurige Lage. Je unglücklicher ſie ſie wußte, deſto mehr ſöhnte ſie ſich mit ihr aus, ja ſie unterhielt einen wöchentlichen Briefwechſel mit ihr, worin ſie der „lieben Schweſter" recht viel verbindliche Dinge ſagte, und die herzlichſte Theilnahme äußerte. Dieſe ſuchte die guten Geſinnungen ihrer Feindinn auf das ſorgfältigſte zu erhalten, und bediente ſich dazu eines Mannes, den ſie gar nicht geſchickter hätte wählen können, eines Lords Melvil. Dieſer wußte ſich durch ſein feines Betragen und ſeine angenehme Unterhaltungsgabe ſo bei Eliſabeth einzuſchmeicheln, daß ſie ihn ſogar zum Vertrauten ihrer Schwächen machte. Als er ihr von ſeinen Reiſen erzählte, und von den verſchiedenen Landestrachten, darin die Damen zu gefallen ſuchten, ſagte ſie ihm, daß ſie Kleider von allen Formen habe, und daß er ſich ſelbſt davon überzeugen ſolle. Sie erſchien hierauf täglich in einem andern Anzuge, bald ſpaniſch, bald franzöſiſch, bald italiäniſch gekleidet, und fragte ihn zuletzt, welche Tracht er ihr am vortheilhafteſten fände. Der feine Hofmann entſchied für die italiäniſche, weil ſich dazu ihr wallendes Haar am beſten ausnehme. Er

wußte nämlich, wie eitel ſie auf dieſen Theil ihrer Schönheit ſey, obgleich ihr Haar mehr roth als gelb war. Sehr zufrieden mit ſeiner Antwort, fragte ſie ihn darauf, welche Farbe des Haars er für die ſchönſte halte, ob ſeine Königinn wohl eben ſo ſchönes Haar habe, ja zuletzt rückte ſie mit der Hauptſache heraus: welche von beiden er überhaupt für die ſchönere erkenne. Schlau antwortete Melvil, ſeine Königinn ſey die ſchönſte Perſon in Schottland, ihre Majeſtät in England. „Welche von uns beiden iſt ſchlanker?“ fragte ſie weiter: „Meine Königinn,“ antwortete Melvil. „Dann iſt ſie zu dünn! rief Eliſabeth, denn ich habe gerade die rechte Proportion.“ Als ſie ferner von ihm hörte, daß Maria auch mit Fertigkeit die Harfe ſpiele, ein Talent, auf welches ſie ſelbſt ſich etwas einbildete, befahl ſie heimlich einem ihrer Vertrauten, den Lord an einem Morgen, wie durch Zufall, vor der Thür ihres Kabinets vorbei zu führen. Es geſchah, und Melvil hörte, wie emſig ſie ſich auf ihrer Harfe zerarbeitete. Er war Schalk genug, um ihre Thür zu erbrechen, und ſich, wie von Entzücken berauſcht, zu ihren Füßen zu ſtürzen. Eliſabeth ſpielte einige Augenblicke die Beſtürzte und Zornige, ließ ſich aber durch ſeine Schmeicheleien ſo ſchnell beſänftigen, daß ſie bald darauf die Frage wagte, ob ſeine Königinn auch wohl ſo ſpielen könne, welches natürlich verneint ward. Nachdem Melvil ſie ganz kennen gelernt hatte, ging er nach Schottland zurück, und konnte nach ſeiner beſten Ueberzeugung ſeiner Königinn keinen andern Rath geben, als den, ſich vor der Eliſabeth zu hüten, und keiner noch ſo

feierlichen Freundſchaftsverſicherung von dieſer eiteln und eiferſüchtigen Nebenbuhlerinn zu trauen.

Wie weiſe dieſer Rath war, zeigte ſich bald. Maria ward von ihren Unterthanen gedrängt, ſich zu vermählen, und unter mehreren Vorſchlägen ward der eines Grafen Lenox für den dienlichſten erachtet, der ſeinen Neffen und Mariens Vetter, den jungen Grafen Darnley, empfahl, einen ſchlanken, wohlgebildeten und lebhaften Jüngling von noch nicht zwanzig Jahren, der auf den erſten Anblick Marien ſelber nicht mißfiel. Kaum hörte Eliſabeth von dem Vorſchlage, als ihre ganze Furcht auf einmal wieder rege ward, denn dieſer Darnley hatte Güter und angeſehene Verwandte in England, und der alte Graf Lenox ſelber war mehr Engländer als Schotte. Mehr bedurfte es nicht, um alle Nerven der immer zitternden Eliſabeth zu ſpannen. Zwar äußerte ſie Anfangs nichts, als man ſie Ehren halber um ihre Einwilligung fragte, aber kaum war der Bräutigam abgereiſet, als ſie ihn wieder zurück haben wollte, und als er nicht kam, ſeine Verwandte in den Tower warf, und deren Güter einzog. Mehr konnte ſie vor der Hand nicht thun, und die Heyrath ward richtig vollzogen (1565). Aber kaum erfuhr ſie, daß der neue König ſich des katholiſchen Glaubens verdächtig gemacht habe, und deshalb bei dem Volke gar nicht beliebt werden könne *), ja daß ſogar mehrere Unzufriede-

*) Vergebens war es, daß er die reformirte Kirche beſuchte, die Prediger gaben das für Heucheley aus, und eiferten ihm ins Geſicht. Knox rief laut von

ne vom Adel in eine Verſchwörung gegen ihn zuſammengetreten ſeyen, ſo hielt ſie es nicht unter ihrer Würde, geſchwind dieſem Bunde beizutreten, und demſelben die kräftigſte Unterſtützung zu verſprechen. Die Sache ward aber ruchtbar und zerſchlug ſich wieder, und jetzt, da der Plan ſo ſchimpflich mißlungen war, und auf die Königinn von England ein ſo häßliches Licht warf, erklärte ſie laut, daß alle die Gerüchte von ihrer geheimen Theilnahme an der Verſchwörung ſchändliche Lügen ſeyen.

Ach, ſie hätte wahrlich ſo ſchlechter Künſte nicht bedurft, um ihre Nebenbuhlerinn zu erdrücken. Der armen Maria war ſchon Unglück genug von ihrem böſen Schickſal zugewogen. Sie hatte Darnley geheyrathet, ohne ihn genauer zu kennen, nur ſein Aeußeres hatte ihre Wahl beſtimmt, aber jetzt, da er ihr Gemahl war, lernte ſie einen ganz andern in ihm kennen. Er war nur liebenswürdig, wenn er ſchwieg und ruhte; in ſeinem Geſpräch und ſeinen Handlungen war er der ungezogenſte und roheſte Menſch, ohne alle zarte Empfindung, und brutal in ſeinen Vergnügungen wie in ſeinen Sitten. So vertrauenvoll ſich Maria ihm ergeben hatte, ſo ſchlecht lohnte er ihr ihre Liebe, und nach mancherley Kränkungen trennten ſie ſich ſtillſchweigend von einander. Sie ſchenkte darauf ihre Neigung einem jungen Italiäner Namens Rizzio, der zuerſt als Muſikus in ihren Dienſt gekommen, dann ihr Sekretär gewor-

der Kanzel, Gott habe das Königreich, um es zu ſtrafen, in die Hände von Weibern und Knaben gegeben.

den war, und ſich ihr ſo nothwendig gemacht hatte, daß er alles bei Hofe galt. Es ging ſogar das Gerücht, er werde nächſtens Kanzler werden. Dieſe Begünſtigung eines gemeinen Mannes, und noch dazu eines Fremden, erregte die ganze Eiferſucht des ſchottiſchen Adels, und viele von Darnleys Anhängern lockten dieſem die Einwilligung zu ſeiner Ermordung ab. Eines Abends (6. März 1566) ſpeiſete Maria in ihrem Zimmer mit ihrer natürlichen Schweſter, mit Rizzio und einigen ihrer Frauen, als plötzlich durch eine Seitenthür ihr Gemahl, begleitet von mehreren Edelleuten in Waffen, herein trat, und ſich hinter ihren Stuhl ſtellte. Erſchrocken fragte ſie nach der Urſache dieſes ſeltſamen Beſuchs. Man ſagt ihr, ſie habe nichts für ihre Perſon zu fürchten, nur der Elende, der dort ſitze, ſolle zu ſeiner verdienten Beſtrafung gezogen werden. Angſtvoll ſpringt Rizzio auf, und flüchtet zu den Füßen der Königinn, deren Kleid er ergreift. Sie droht, bittet, weint: umſonſt. Einer der Herren ſtößt mit dem Degen nach dem Unglücklichen, darauf packen ihn die andern, reißen ihn mit Gewalt von der Königinn los, werfen alles, was im Wege ſteht, über den Haufen, ſchleppen ihn in das Vorzimmer, und ermorden ihn daſelbſt mit 56 Stichen und Hieben. Maria kam von Thränen zur Wuth, und ſchwur, dieſe ſchändliche That an den Mördern zu rächen, allein zu ohnmächtig dazu, mußte ſie zuletzt das Geſchehene vergeſſen. Daß ſie es aber ihrem Gemahl nicht vergaß, vielmehr ihre Abneigung gegen ihn in Haß verwandelte, kann man leicht denken. Wenige Monate nach Rizzio's

Ermordung (19. Jun.) ward ſie von einem Sohne entbunden, der in der Folge unter dem Namen Jakobs VI. ihr Nachfolger ward. Eliſabeth erhielt die Nachricht davon auf einem Balle, und hörte ſie nicht ohne Neid und Verdruß.

Die Königinn von Schottland fuhr darauf mit dem ihr eigenen franzöſiſchen Leichtſinn fort, ſich für den Mangel eines guten ehelichen Verhältniſſes durch gefälligere Lieblinge zu entſchädigen. An Rizzio's Stelle war der Graf von Bothwell getreten, eine eben ſo unglückliche Wahl als Darnley, denn auch er war ein roher Wollüſtling, und empfahl ſich nur durch ſeinen wohlgebauten Körper. Man glaubte, er habe ſich ihr dadurch werth gemacht, daß er ſich erboten habe, ſie von dem ihr ſo tödtlich verhaßten Gemahl zu befreien. Darnley wurde 1567 ſo plötzlich krank, daß man auf Gift muthmaßte, doch endlich erholte er ſich langſam, und Maria fing ſeitdem an, ihn wieder zu beſuchen, ja ſie bewegte ihn, unter dem Vorwande, daß das Geräuſch der Hauptſtadt ſeine Geneſung hindere, mit ihr ein kleines Landhaus unweit Edinburg zu beziehen. Hier blieb ſie Tag und Nacht bei ihm, und pflegte ihm mit aller Sorgfalt. Nur eine Nacht wünſchte ſie in der Stadt zubringen zu können, um der Hochzeit einer ihrer Hoffräulein beizuwohnen, und in dieſer nämlichen Nacht ward das Landhaus durch eine Pulvermine in die Luft geſprengt (10. Febr.)

Ob Maria an dieſer ſchwarzen That einen Antheil gehabt habe, wagte man ſogleich nicht zu unterſuchen, aber zu Bothwells Anklage vereinigte ſich

das ganze Publikum. Zwar ſchwieg man öffentlich davon, aber des Nachts ließen ſich in den Straßen der Hauptſtadt fürchterliche Stimmen hören, die ihn Königsmörder nannten. Auch in nächtlich angeſchlagenen Zetteln thaten die furchtſamen Freunde des Rechts ihren Abſcheu kund. Darnleys Vater verklagte ihn geradezu, aber der Angeklagte ward von der ſcheuen Jury losgeſprochen, und ein Edict erſchien, durch welches das Gerücht von ſeiner Theilnahme am Königsmord für eine nichtswürdige Verläumdung erklärt wurde. Man ſieht daraus, welch einen mächtigen Anhang dieſer Bothwell unter den Großen gehabt haben müſſe. Die Furcht des ſchottiſchen Parlaments ging ſogar ſo weit, daß es die Königinn erſuchte, ſich wieder zu vermählen, und ihr dazu eben den Bothwell vorſchlug, unſtreitig weil man wußte, daß dies ihr eigner Plan ſey. Sie willigte auch unbedenklich ein, und die Umſtände, die dieſe Vermählung begleiteten, machten ſie in den Augen rechtlicher Männer noch haſſenswürdiger. Bothwell mußte um deswillen von einer Gemahlinn geſchieden werden, die er erſt ſechs Monate vorher geheyrathet hatte. Die Gründe der Scheidung waren erbärmlich, und der ganze Prozeß dauerte 4 Tage. Gleich darauf (15. May 1566) war die Hochzeit. Welch eine Kette von Nichtswürdigkeiten und Frevelthaten! Eine war aus der andern geboren, und was war die Quelle der erſten? Leichtſinn.

Aber ſchwerer hat wohl ſelten ein Weib dieſen Leichtſinn gebüßt, als die unglückliche Maria. Nicht genug, daß ihr eignes Volk ſie verabſcheute; eine

Anzahl mächtiger Edelleute vom höchſten Range traten zuſammen, warben Truppen, und eilten damit auf das Schloß Borthwic zu, in der Abſicht, ſie und den Grafen daſelbſt zu überfallen und aufzuheben. Diesmal entfliehn die Verfolgten zwar noch, und Bothwell rafft Soldaten zuſammen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, allein von dieſem loſen, in der Eil aufgetriebenen Geſindel war weder Treue noch Tapferkeit zu erwarten. In dieſer Noth wirft ſich Maria freiwillig den Conföderirten in die Arme, und ihr Gemahl entflieht nach den Orkneysinſeln, wo er eine Zeitlang Seeräuberey treibt, dann, von den Jagdſchiffen der Verbündeten verfolgt, ſeine Schiffe einbüßt, und auf einem Bote nach Dännemark entſchlüpft. Aber auch hier ereilte ihn das Schickſal, dem er dort hatte entfliehen wollen; er ward gefangen, ſchmachtete zehn Jahre lang im Kerker, verlor den Verſtand, und ſtarb eines jämmerlichen Todes.

Mariens Schickſal war nicht minder traurig. Im Triumph von ihren Feinden nach Edinburg geführt, mußte ſie die Schmähreden und Spöttereien des Pöbels auf öffentlicher Straße mit anhören, mußte ſehen, wie man eine Fahne vor ihr hertrug, auf welcher Darnleys Tod abgebildet war, und ſich endlich in das Schloß Lochlevin einſperren laſſen, wo ſie mit rückſichtsloſer Strenge behandelt ward. Endlich bringt man ihr ein Blatt, das ſie unterſchreiben ſoll. Es enthält die Bedingungen ihrer Freiheit. Sie ſoll die Regierung niederlegen, den Grafen Murray zum Regenten ernennen, und bis zu deſſen Ankunft einen Regierungsausſchuß feſtſetzen. So

iſt ſie alſo förmlich abgeſetzt, und ihr kleiner Sohn wird unter dem Namen Jakob VI. zum König ausgerufen.

Muthig, wie ſie war, wollte ſie noch einmal ihr Glück verſuchen. Sie entwiſcht aus dem Verhafte, ruft ihre Freunde zu ihrem Beiſtande auf, und verſammelt dadurch wirklich einen Haufen Edelleute um ſich her. Aber die Conföderirten gehen raſch auf dieſen noch unentſchloſſenen Haufen los, zerſtreuen ihn mit leichter Mühe, und hätten auch beinahe die Königinn wieder bekommen. Dieſe weiß nun keinen andern Zufluchtsort mehr, als England. Eliſabeth hatte während ihrer Gefangenſchaft zu Lochlevin ihre freundſchaftliche Vermittelung angeboten; dieſe nahm die arme Maria für Ernſt, und baute darauf ihre Hoffnungen. Von Carlisle aus, wohin ſie auf einem Fiſcherkahne geflohen war, (16. May 1568) ſchrieb ſie der lieben Schweſter einen rührenden Brief. Sie erhielt zur Antwort, die Königinn könne ſie nicht eher ſehen, als bis ſie ſich von dem Verdacht eines geheimen Antheils an ihres Gemahls Ermordung hinlänglich gereinigt hätte. Das ſey ſie ihrer Ehre ſchuldig; ſie wolle daher ſelber dieſe Unterſuchung anſtellen laſſen, Maria könne aber darauf rechnen, daß ſie dabei auf das möglichſte geſchont werden ſolle. Die Arme weinte und ließ es ſich gefallen. Sie ward darauf von Carlisle auf das Schloß Bolton in Yorkſhire gebracht, damit man ſich ihrer mehr verſichern könnte, und die Unterſuchungen, zu denen eine Commiſſion von engliſchen Lords feſtgeſetzt war, nahmen ihren Anfang. Bald aber hielt man auch Yorkſhire

noch nicht für ſicher genug, und brachte ſie nach Tutbury in Staffordſhire. Getäuſcht in ihren Hoffnungen und ergrimmt über Eliſabeths unwürdiges Betragen, verlangte ſie endlich kurz und gut, entweder in Schottland wieder eingeſetzt, oder nach Frankreich entlaſſen zu werden; aber Eliſabeth, die keins von beiden wollte, hielt ſie immer mit Liebkoſungen und mit Vertröſtungen auf einen baldigen frohen Ausgang hin.

Man mußte die Gefangene erſt ſchuldig machen, um ſie in England ſchuldig finden zu können. Und dazu konnte es ja an Veranlaſſungen nicht fehlen. Gleich 1569 fand ſich ein kühner Mann, der Graf von Norfolk, der den Plan entwarf, Marien zu befreien, dann ſie zu heyrathen, und ihre Wiedereinſetzung in Schottland zu ertrotzen. Wie hätte die Unglückliche nicht blindlings in jeden Vorſchlag willigen ſollen, der ihr die Freiheit und Rache an Eliſabeth verhieß? Es verſteht ſich, daß Eliſabeths Späher die Verſchwörung bald ausſpürten, und ſo hatte dieſe dann die Wirkung, daß Norfolk in den Tower geworfen und Maria noch ſtrenger bewacht ward. Damit aber die auswärtigen Mächte, ſchon aufmerkſam und erzürnt über dieſe Ungerechtigkeit, ſich nicht in die Sache miſchen möchten, ſo ſtellte ſich Eliſabeth, als läge die Schuld an Mariens langer Beſchränkung, an den Schotten, und als gebe ſie ſich alle Mühe, ihr gute Bedingungen daſelbſt auszuwirken. In der That überreichte auch ihr dortiger Geſandter eine Note nach der andern, aber weislich waren immer ſolche Vorſchläge mit eingemiſcht, von denen ſie beſtimmt wußte, daß die ſchot-

tiſche Regierung ſie nimmermehr eingehen würde. In ihren Briefen an Marien nahm ſie den Ton der theilnehmenden und tröſtenden, aber zum Helfen leider zu ſchwachen Freundinn an, verſprach ihr auch bei einer ſchicklichen Gelegenheit eine perſönliche Zuſammenkunft, vermied aber weislich alle Gelegenheiten, die dazu hätten ſchicklich ſcheinen können. Wirklich haben ſich die beiden Nebenbuhlerinnen nie von Angeſicht geſehen.

Als der freigelaſſene Norfolk 1572 noch einen Verſuch machte, Marien zu befreien, und in demſelben Jahre die ſchreckliche Kunde von der pariſer Bluthochzeit nach England kam, die nicht nur als Beiſpiel von der Wuth des Katholicismus, ſondern auch von der Macht der Guiſen, Eliſabeths Beſorgniß ungemein vergrößerte, war es bei ihr beſchloſſen, ihre Feindinn nie wieder los zu laſſen. Norfolks Angriffe gaben ihr einen Vorwand her, ſie noch enger einzuſchließen, und ihr unglücklicher Retter ſelbſt mußte mit dem Leben büßen.

So vergingen 15 Jahre! Maria, vom Kummer tief gebeugt, gab endlich ſelber jeden Wunſch nach Glanz und Größe auf, verſprach, ihrem Sohne gern die Regierung zu überlaſſen, und ſelbſt in einer Art von Aufſicht in England leben zu wollen, und bat nur um Milderung ihres gegenwärtigen harten Gefängniſſes und um einen anſtändigen Wittwenſitz. Umſonſt. Je älter Eliſabeth wurde, deſto mißtrauiſcher blickte ſie auf ihre Thronerbinn hin, und der Gedanke, daß die jüngere Maria ſie wohl überleben, nach ihrem Tode noch über ſie triumphiren, und von ihrem Throne herab aus Rache

alles umſtürzen könne, was ſie ſo lange und künſtlich gebauet habe — dieſer Gedanke war ihr unerträglich. Nein, wenn ſie ruhig leben ſollte, ſo mußte ſie die Gewißheit haben, daß dieſe verhaßte Nebenbuhlerinn weder jetzt noch in Zukunft über England herrſchen werde. Zum Unglück für Marien hatten die Katholiken in England ſchon mehrmals fanatiſche Menſchen ausgeſandt, um Eliſabeth zu ermorden. Immer waren dieſe Verſuche mißlungen, aber jeder derſelben hatte die leidenſchaftliche Monarchinn in ihrem Abſcheu gegen die Katholiken, mithin auch gegen die arme Maria, beſtärkt.

Als Mariens Sohn erwachſen war, und der König von Dännemark ihm 1586 ſeine Tochter zur Ehe vorſchlug, erwachten Eliſabeths Beſorgniſſe ſtärker als jemals. Wie, wenn Jakob ſich ſeiner Mutter annähme? Wenn eine däniſche Flotte ſeinen Angriff unterſtützte? Wenn ihr Todfeind Philipp II. und Mariens Verwandte in Frankreich ſich mit jenen vereinigten? Sie zitterte bei dem Gedanken, und daß ſie darüber in eine Art von Verzweiflung gerathen ſey, ſieht man daraus, daß ſie ein verzweifeltes Mittel ergriff. Sie gab ihrem Geſandten in Schottland den heimlichen Auftrag, ſich des Königs mit Liſt zu bemächtigen, und ihn geheim und ſchnell nach England zu bringen. Als aber der boshafte Plan entdeckt ward, und der Geſandte Hals über Kopf aus Schottland fliehen mußte, ſtellte ſie ſich ganz entrüſtet über die unerhörte Beſchuldigung, die man ihr mache, brachte die Mitwiſſenden durch ſtarke Geldſummen zum Schweigen, und überſtrömte den gutmüthigen Jakob mit Freundſchaftsverſiche-

rungen, ja ſchloß, allen böſen Schein zu vermeiden, ein Bündniß mit ihm.

Endlich ereignete ſich ein Vorfall, wie ſie ihn längſt gewünſcht hatte. Ein Paar fanatiſche Katholiken, Ballard und Babington, voll tödtlichen Haſſes gegen die Ketzerköniginn, entſchließen ſich, ſie zu ermorden, und Marien zu befreien. Sie ziehn eine Anzahl entſchloſſener Edelleute mit in das Geheimniß, eröffnen durch liſtige Spione Marien ſelber ihren Plan, und errichten mit ihr einen geheimen Briefwechſel in Chifferſchrift. Auch dieſe Verſchwörung wird durch die Wachſamkeit des engliſchen Miniſters Walſingham entdeckt, alle Theilnehmer werden eingezogen, und bei Marien werden über 60 verſchiedene Schlüſſel zu Chiffern gefunden. Selbſt an Beweiſen fehlt es nicht, daß ſie insgeheim Frankreich und Spanien um Hülfe gegen Eliſabeth angerufen habe.

Entdeckungen dieſer Art ſchienen die Beſorgniſſe Eliſabeths zu einer allgemeinen Sache zu machen, zumal für alle die, welche an der Regierung Eliſabeths Theil genommen hatten. Als ſie ihre Räthe zuſammen rief, fand ſie ſie daher treflich geſtimmt, denn ſchon lange hatten dieſe Herren mehr für ſich als für die Königinn gefürchtet. Dieſe war ſchon 53 Jahre alt, und wie leicht konnte nicht eine Krankheit oder ein Mörder mit mehr Glück als die bisherigen, ihrem Leben ein Ende machen. Dann würde Maria Königinn von England, und an wem würde dieſe wohl ihre Rache zunächſt und ſchlimmer ausgelaſſen haben, als an den Vertrauten und Rathgebern ihrer Feindinn? Wahrlich, nichts mußte em-

ſiger verhütet werden, als daß dieſe ſo lange und ſo gewaltſam gepreßte jemals wieder den freien Gebrauch ihrer Macht erhielte.

Nach dieſen Grundſätzen ward der Prozeß eingeleitet. Man brachte die Beklagte nach dem Schloſſe Fotheringhay in der Grafſchaft Northampton, und ſetzte eine Commiſſion von 40 Richtern feſt, den Rechtshandel zu ſchlichten. Vergebens berief ſich Maria darauf, daß eine Königinn nur von den Peers ihres eigenen Reiches gerichtet werden könne, doch als ſie ſich weigerte, jenen Rede zu ſtehen, ſchmeichelte man ihr mit Vorſtellungen, daß es Eliſabeth nicht ſo ernſtlich meine, ſo lange, bis ſie nachgab. Nicht blos ihr Antheil an Babingtons Verſchwörung war es, den man unterſuchte, ſondern die Ermordung Darnleys kam hier abermals zur Sprache, wiewohl ſie vor dies Forum gar nicht gehörte. Man zeigte Briefe vor, die ſie ihren Sekretären diktirt haben ſollte, und aus denen ihr Mitwiſſen um den Mord hervorging; aber ſie läugnete ſtandhaft dieſe Briefe zu kennen, und verlangte, daß man ihr die Sekretäre vorſtellen ſolle, welches aber weislich abgeſchlagen ward. Endlich (25. Okt. 1586) erfolgte das Urtheil: die Königinn von Schottland habe als Königsmörderinn und Hochverrätherinn den Tod verdient. Das Parlament beſtätigte daſſelbe, und ließ es der Eliſabeth zur Unterſchrift vorlegen. Sie ſtellte ſich erſchrocken, gerührt, verlegen, und als ob ſie nimmer geglaubt hätte, daß ein gekröntes Haupt in ſolche Schuld fallen könne. Sie gab dann zu, daß ein Beiſpiel gegeben werden

müſſe, klagte über die beſtändige Gefahr, in der ihr Leben ſtehe, ſprach von ihrer liebreichen Geſinnung gegen ihr Volk und wie ſie ja gerne bereit ſey, für das allgemeine Wohl zu ſterben, wenn ſie das Land nicht zur Zufriedenheit der Unterthanen regiere; betheuerte, daß ſie den Prozeß blos in der Abſicht zugelaſſen habe, ihre Schweſter zu warnen, keinesweges aber, um ihr ſolches Unglück zuzuziehen; fragte, ob es denn nicht möglich geweſen ſey, ein gelinderes Urtheil zu fällen, und was dieſer Heuchelkünſte mehr waren. Vorläufig ward die Sentenz bekannt gemacht, und von allen reformirten Unterthanen mit Beifall aufgenommen. Jakob VI. verwandte ſich dagegen ſehr ernſtlich für ſeine Mutter, und als von Menſchen kein Erbarmen zu hoffen ſchien, befahl er den Predigern ſeines Reichs, Gott im Kirchengebete um Barmherzigkeit für ſeine Mutter zu bitten. Aber dazu war keiner zu bewegen, für eine Papiſtinn zu beten. Damit indeſſen doch wenigſtens er ſelber nicht beleidigt würde, ſo erſuchte er den Erzbiſchof von St. Andrews, auf deſſen Willfährigkeit er rechnen konnte, vor ihm zu predigen. Als die übrigen Prediger das erfuhren, fielen ſie auf ein ſeltſames Mittel, des Königs Abſicht zu vereiteln. Sie beſtellten einen jungen Geiſtlichen, Namens Couper, der noch nicht ordinirt war, früh am Morgen von der Kanzel Beſitz zu nehmen, und ſo lange fortzupredigen, daß der Erzbiſchof gar nicht hinauf könnte. Als der König in die Kirche kam, und die Kanzel ſchon von einem andern beſetzt fand, rief er ihm zu, dieſer Platz ſey heut für den Erzbiſchof beſtimmt, indeſſen weil er

einmal da ſtehe, ſo könne er bleiben, wenn er nur dem gegebenen Befehle gemäß der Königinn Mutter in ſeinem Gebete gedenken wolle. Der Predicant erwiederte keck: er werde thun, was ihm der Geiſt eingeben werde. Jetzt befahl ihm der König, herabzuſteigen, und als er dazu nicht geneigt ſchien, ward der Oberſt der Leibwache hingeſchickt, um ihn mit Gewalt herunter zu holen. Auch da ſträubte er ſich noch mächtig, und rief laut, dieſer Tag werde ein Zeuge ſeyn gegen den König, am großen Tage des Gerichts. Er ſprach das Wehe über die Einwohner Edinburgs aus, daß ſie ſolchen Frevel an einem Diener des Evangeliums ungeahndet hingehen ließen, und ſchwieg nicht eher, als bis er vor der Kirchthür war. Anfangs war das Volk unruhig geworden, allein die Gegenwart des Königs hinderte doch alle Exceſſe, und des Erzbiſchofs ermahnende Predigt beruhigte die Gemüther völlig.

Eliſabeths Verlegenheit war jetzt größer als jemals. Das Urtheil war zwar geſprochen, aber ſie fürchtete doch die allgemeine Meinung. Der Hüter des Gefängniſſes, Sir Amias Paulet, erhielt daher einen verſteckten Wink, daß man der Vollſtreckung des Urtheils durch Gift zuvorkommen möchte, aber dieſer wollte ſich nicht dazu verſtehen. Eliſabeth flüchtete ſich hinter ihre Liſt. Gerüchte wurden ausgebreitet, als ſeyen Rebellionen in den Provinzen ausgebrochen, Guiſe ſey gelandet, eine ſpaniſche Flotte im Anzuge, Maria aus dem Verhaft entſprungen, und ſtehe an der Spitze der Inſurgenten. Unaufhörlich ließ ſie ſich erinnern, daß das Wohl des Landes und der Religion die Hinrichtung

Mariens nothwendig mache: immer ſchien ſie dies traurige Aeußerſte noch aufſchieben zu wollen. Sie affectirte oft ſtundenlang Tiefſinn und Bekümmerniß, ſaß in Gedanken und ſeufzte ſchwer. Endlich läßt ſie den Staatsſekretär Daviſon kommen, und befiehlt ihm, auf alle Fälle einen Befehl zur Vollſtreckung des Urtheils aufzuſetzen. Er thuts, und wird damit zum Kanzler geſchickt, das Siegel darunter drücken zu laſſen. Am andern Tage ſchickt ſie zu ihm, und läßt ihm ſagen, er möchte doch noch ein wenig mit dem Befehle warten. Beſtürzt erwiedert er, das Siegel ſey ſchon darunter. Sie ſchien darüber unwillig, druckte ſich aber ſo zweideutig aus, daß Daviſon, ein mit Hofkabalen noch nicht ſehr vertrauter Mann, nicht wußte, was er thun ſollte. Er fragte die Staatsräthe, und dieſe, beſſere Kenner ihrer Königinn, riethen ihm geradezu, den Befehl vollſtrecken zu laſſen, und verſprachen ihm dafür, den ganzen Zorn der Monarchinn auf ſich zu nehmen. Der arme Daviſon ging in die Falle; er ſchickte den Befehl den beiden Wächtern der Maria, und die Sache war gemacht.

Am 7. Febr. 1587 kündigten die Grafen Shrewsbury und Kent der unglücklichen Gefangenen an, ſich zu morgen um 8 Uhr gefaßt zu machen. Sie hörte das ſchreckliche Wort mehr mit Erſtaunen als mit Entſetzen oder Unruhe an, aß ganz heiter zu Abend, und ließ dann ihre ſämmtliche Dienerſchaft hereintreten. Weinend erſcheint eine treue Seele nach der andern, ſie knieen nieder und bitten ſie herzlich um Vergebung, wenn etwa einer von ihnen ſie unwiſſend beleidigt habe. Sie giebt ihnen die Bitte zu-

rück, verſichert ihnen, daß ſie allen wohlgewollt habe, giebt ihnen Empfehlungsſchreiben an ihre Verwandte in Frankreich mit, theilt den kleinen Ueberreſt ihrer Güter unter ſie aus, und nimmt den zärtlichſten Abſchied von ihnen. Dann ſchlief ſie einige Stunden, und brachte den Reſt der Nacht im Gebete zu. Der Beiſtand eines katholiſchen Geiſtlichen, um den ſie gebeten hatte, war ihr verſagt worden; dafür wollte man ihr einen reformirten Eiferer aufdringen, der, wie es hieß, ihre Seele retten ſollte. Am Morgen des traurigen Tages genoß ſie mit kindlicher Andacht eine Hoſtie, vom Papſte Pius V. geweiht, die ſie längſt zu dieſem entſcheidenden Augenblicke aufgeſpart hatte. Dann zog ſie ein reiches ſeidenes Kleid an, und putzte ſich mit Sorgfalt, um recht als Königinn zu ſterben. Als ſie damit fertig war, trat der Sheriff der Grafſchaft in ihr Zimmer, und ſagte ihr, es ſey Zeit. Sie folgte ihm mit einem ruhigen Geſichte, geſtützt auf die Schultern zweier Soldaten, denn eine Krankheit hatte ſie ſehr abgemattet. Vor ihrer Thür fand ſie die Grafen, die den Befehl von London gebracht hatten, auch ihren Haushofmeiſter Andreas Melvil, und dieſer unerwartete Freund hätte ſie doch faſt aus der Faſſung gebracht. Er warf ſich ſchluchzend ihr zu Füßen, küßte den Saum ihres Kleides, und rang troſtlos die Hände bei dem jämmerlichen Anblick. Sie entließ den ehrlichen Diener mit dem ſanfteſten und frömmſten Zuſpruch, küßte ihn, wollte ihn tröſten, und weinte ſelbſt. Beim Eintritt in die ſchwarz ausgeſchlagene Halle, in welcher die Blutbühne errichtet war, hießen die Grafen Ma-

riens Diener zurückbleiben. Auf vieles Bitten erhielt ſie endlich für einige die Erlaubniß, Zeugen ihres Todes ſeyn zu dürfen. Bitterer als alles übrige war ihr jetzt die Zudringlichkeit des Dechanten, den man aus der nahen Stadt Peterborow geholt hatte, um ſie, wo möglich, noch vor ihrem Tode zum wahren Glauben überzuführen. Er ſelber rühmte die große Gnade, die ihr Eliſabeth dadurch erweiſe, daß ſie ihn zu ihr ſchicke, denn jetzt, meinte er, hange es noch von ihr ab, ob ſie in den Himmel oder in die Hölle kommen wolle. Vergebens bat ſie ihn in den ſanfteſten Ausdrücken, ihr nicht durch ſein quälendes Geſchwätz die letzten Augenblicke zu verbittern, erſt die Grafen mußten ihm Schweigen gebieten; aber auch nicht aus Menſchengefühl, ſondern aus Aerger, denn als ſie nachher für ſich betete, und dabei das Crucifix in die Höhe hielt, ſchalt einer von ihnen mit harten und höhniſchen Reden dies „papiſtiſche Gaukelſpiel.“ Sie betete für das Wohl ihrer Seele, für ihren Sohn, und zuletzt auch für Eliſabeth, der ſie alles verzieh. Dann ließ ſie ſich von ihren Frauen den Hals entblößen. Bei dieſem Geſchäfte griff einer der Henkersknechte mit zu, und jagte der verſchämten Königinn eine flüchtige Röthe ab, wobei ſie lächelnd ſagte, ſolcher Diener ſey ſie nicht gewohnt. Ein Kammerfräulein band ihr ſchluchzend ein Tuch vor die Augen, worauf ſie niederkniete, und ſelber ihr Haupt auf den Block legte. Mit dem zweiten Hiebe flog es herunter.

So ſtarb Maria Stuart, im 46ſten Jahre ihres Alters und im 19ten ihrer Gefangenſchaft. Als man

der Eliſabeth die Nachricht brachte, betrug ſie ſich ohngefähr eben ſo, wie Karl V. als er von Franzens Gefangenſchaft hörte. Sie ſchien beſtürzt, betäubt; ſie verwünſchte den unſeligen Dienſteifer ihrer Leute, die ohne beſtimmten Befehl die ungeheure That, beinahe ganz wider ihr Wiſſen und Wollen vollführt hätten. Man ſah ſie oft und lange ſtarr wie eine Bildſäule ſtehen, dann wieder Thränen vergießen, kraftlos niederſinken, und die Ungewißheit menſchlicher Größe beklagen. Allen ihren Räthen drohte ſie mit einer ſcharfen Unterſuchung, ließ auch den unſchuldigen Daviſon ins Gefängniß werfen, und ein Urtheil über ihn ſprechen. Und jetzt erkannten eben die Herren, die er vorher um Rath gefragt, und die ſich für ihn verbürgt hatten, ſeine ſchwere Strafbarkeit an. Er mußte eine Geldbuße von 10,000 Pfund Sterling erlegen, die ihn ganz ruinirte. Sie ſchrieb einen zärtlichen Brief an Mariens Sohn, in welchem ſie ihm den unerwarteten und ganz ohne ihre Zuſtimmung erfolgten Tod ſeiner Mutter meldete. Sie wünſchte, daß er bei der Nachricht nur einen kleinen Theil von dem leiden möchte, was ſie ſelbſt dabei gelitten habe, und verſicherte, daß ihr die Hand zittere, und daß der oberſte Richter Zeuge ihrer Unſchuld ſey. Sie haſſe alle Verſtellung, nehme aufrichtigen Theil an ſeinem Schmerze, und hoffe, er werde jeden als ſeinen Feind anſehen, der ihn gegen ſie aufbringen wolle. — Jakob dachte freilich anders, aber die Rückſicht auf die künftige Nachfolge, ſeine Ohnmacht, und der Rath ſeiner zum Theil von Eliſabeth erkauften Freunde lehrten ihn ſchweigen.

Jetzt erſt fing Eliſabeth an, ihrer Herrſchaft recht froh zu werden, denn vorher glaubte ſie nicht mit voller Sicherheit ihren Blick über Englands Gränzen hinaus richten zu können. Was ſie bis dahin gethan, hatte mehr auf die innere Befeſtigung ihrer Macht abgezweckt. Sie hatte Schiffe gebaut, den Handel erleichtert und befördert, ihre Gränzen befeſtigt, und mit weiſer Sparſamkeit ihren Schatz gefüllt und die Schulden ihrer Vorgänger abbezahlt. Ihr Parlament hatte ſie zum Schweigen und Gehorſam gewöhnt, und ſie beherrſchte es mit ſolcher Keckheit, daß ſie gerade dann immer die ſtolzeſten Reden an daſſelbe hielt, wenn ſie, z. B. in Steuerſachen, ſeiner am meiſten bedurfte. Die Katholiken duldete ſie, aber ſie blieben immer in einer gewiſſen Abhängigkeit und wurden ſcharf beobachtet. Als die Jeſuiten 1580 einen Verſuch machten, ihren Sitz auch in England aufzuſchlagen, und geheime Werbungen für ihren Orden anzuſtellen, ward einer derſelben hingerichtet und die andern aus dem Lande gejagt.

In auswärtige Angelegenheiten hatte ſich Eliſabeth bisher nur mit großer Mäßigung und Vorſicht gemiſcht. Damals brauſeten in Frankreich die wilden Gährungen zwiſchen Katholiken und Hugenotten, und die Niederländer hatten gegen den bigotten und tyranniſchen Philipp II. die Waffen ergriffen, und die Fahne der Empörung aufgeſteckt. In beiden Ländern ſtreckten die bedrängten Reformirten flehende Arme nach Eliſabeth aus, ja die Niederländer erboten ſich ſogar, ſich dem engliſchen Scepter auf ewig zu unterwerfen, wenn ſie ihre Vertheidigung

gegen Spanien übernehmen wolle. So lachend dieſer Antrag war, ſo wagte ſie doch nicht, ihn anzunehmen, wohl aber unterſtützte ſie die Holländer gegen Verpfändung einiger Seeſtädte mit Truppen und Geld, und ſchickte auch dem Prinzen von Conde und ſeinem Freunde Coligny Hülfe. Am meiſten intereſſirte ſie ſich für das Seeweſen. Die Reichthümer der Portugieſen und Spanier und der Ruhm ihrer Seehelden und Eroberer reizte auch in England ehrgeizige Gemüther, den Wegen nachzuſpüren, auf denen jene Helden ihre Schätze und ihre Lorbeern gepflückt hatten; ein Rittergeiſt von jener romantiſchen Art, wie wir ihn in der portugieſiſchen Geſchichte kennen gelernt haben, befeuerte eine Menge junger Engländer, ihr Heil auf dem Weltmeer zu verſuchen, und ein glücklicher Erfolg lockte tauſend Nachahmer herbei. Unter vielen andern ſind die Namen Drake und Cavendiſh berühmt. Jener, der erſte engliſche Weltumſegler, und unter allen der erſte, der ſelber glücklich vou dieſer Reiſe zurückkam (denn Magellan war bekanntlich unterweges umgekommen) brachte unermeßliche Beute mit, und ſeine Ankunft war für ganz England ein Freudenfeſt. Als er ſeine Anker in die Themſe geworfen hatte, gab er ein großes Bankett auf ſeinem Admiralſchiffe, dem die Königinn ſelbſt beiwohnte (1580), und ſtach bald darauf von neuem in die See, um die ſpaniſchen Beſitzungen auf den amerikaniſchen Küſten zu zerſtören. Durch einen dieſer Züge, (1586) glaubt man, ſey der Gebrauch des Tabacks in Europa bekannt geworden, der ſich von England aus mit ſo unglaublicher Schnelligkeit durch

alle Länder unſers Welttheils verbreitet hat. Cavendiſh, nicht minder unternehmend und glücklich, ſuchte 1587 die ſpaniſchen Beſitzungen an den Küſten von Afrika bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung heim, und ſein Einzug in die Themſe war ein Triumphzug. Seine Segel waren von Damaſt, ſeine Maſten vergoldet, und ſeine Schiffsleute in Seide gekleidet.

Dieſe Unternehmungen mußten Philipp II. noch von einer andern Seite ärgern, und er beſchloß nun, um dieſes große Hinderniß ſeiner Plane aus dem Wege zu räumen, ganz England auf einen Schlag zu vernichten. Er ließ ſich vorläufig vom Papſte Sixtus V. das Land ſchenken, und rüſtete nun ſeine unüberwindliche Flotte aus, von der im vorigen Theile S. 171 geredet iſt, und mit welcher ein ſo großer Theil ſeines Ruhms und ſeiner Schätze zu Grunde ging. Die Gefahr und die Angſt war wirklich in England nicht klein geweſen, ſo lange das Ungewitter noch im Aufziehen war, aber man muß es ſagen, daß Eliſabeth ſich bei dieſer Gelegenheit trefflich nahm. Außerdem, daß ſie alles anwandte, um ihre Küſten wohl zu verwahren, und Schiffe und Truppen in möglichſt größter Anzahl aufzubringen, befeuerte ſie auf alle Weiſe ihre Nation zur Tapferkeit. Prediger mußten auf den Kanzeln das Fürchterliche der ſpaniſchen Tyranney und Glaubenswuth, die Schrecken der Inquiſition, den Druck der Abgaben recht lebhaft ſchildern, und an die traurigen Zeiten erinnern, da dieſer Philipp und Maria England tyranniſirten. Die Königinn ſelber begab ſich zu Pferde in die verſchiedenen Lager, und

ermunterte die Truppen durch frohen Zuruf und liebreiche Anreden. So groß ihre Furcht war, ſo wenig ließ ſie ſich davon merken. Die Unterthanen beeiferten ſich, ihr Beweiſe von ihrem Patriotismus zu geben. Einzelne Reiche und ganze Geſellſchaften bauten Schiffe auf eigene Koſten, und ſchenkten ſie ihr. Daraus entſtand eine Flotte von 140 Schiffen, die, weil ſie alle von weit geſchickterer Bauart waren, ſich mit der ſpaniſchen unüberwindlichen Armada hinreichend meſſen konnten.

Als die Gefahr vorüber war, wollte man ſoviel Schiffe nicht umſonſt gezimmert haben. Engliſche Kaufleute ſegelten durch den Belt nach Schweden und Rußland hin, andere trugen ihre Waaren vor den ſpaniſchen Küſten kühn vorüber nach der Türkey, nach Afrika und Oſtindien, und unzählige Kaper machten Jagd auf die ſpaniſchen Gallionen, die die Schätze Amerika's nach Liſſabon und Cadix bringen ſollten. Einer derſelben brachte unter andern einmal zwey ſpaniſche Schiffe auf, welche 1400 Kiſten Queckſilber und über zwey Millionen Ablaßbullen enthielten, die zwar den Engländern nichts helfen konnten, aber Philippen doch in Rom 300,000 Gulden gekoſtet hatten, und ihm in Indien wenigſtens 5 Millionen würden eingebracht haben *). Auſ-

*) Es gehörte mit zum ökonomiſchen Etat einer katholiſchen Familie, jährlich einige hundert Thaler an die päpſtliche Kammer zu zahlen für die Vergünſtigung, in den Faſten und andern Feiertagen der magern Koſt überhoben zu ſeyn, die das Geſetz vorſchrieb. Jeder Braten am Faſttage verzehrt, mußte alſo erſt durch einen Ablaßzettel vom Papſte entſündigt wer-

ſerdem ſchadete Eliſabeth ihrem Feind auch dadurch, daß ſie die Holländer und den jungen Heinrich von Navarra fortdauernd unterſtützte, ja 1589 eine anſehnliche Flotte daran wandte, um den Prior von Crato auf den Thron von Portugal zu heben. (S. Thl. VI.) So gelangs Eliſabeth, mittelbar Philipps Abſichten auf eine Univerſalmacht, die an den Katholicismus ſich anſchließen ſollte, zu hindern, oder zu zerſtören.

Eliſabeth, nun 65 Jahre alt, widmete den Reſt ihres Lebens der inneren Verbeſſerung ihres Reiches, und ihren geheimen Vergnügungen. Immer war ſie eine außerordentliche Freundinn des männlichen Geſchlechts geweſen, und ſchöne Lieblinge, mit denen ſie häufig wechſelte, hatten ihr den Mangel eines Gemahls erſetzen müſſen. Da ſie die äußere Decenz mit größter Strenge behauptete, und das Volk in ſolcher Furcht erhielt, daß unanſtändige Aeußerungen über ihre Perſon ſchon wie Majeſtätsverbrechen beſtraft wurden, und da ſie endlich im Uebrigen eine ſo thätige Regentinn war, ſo ging ihr jener Fehler leichter hin, der jedes andere Weib verächtlich gemacht haben würde. Der letzte ihrer Liebhaber iſt der durch ſein tragiſches Ende berühmte Graf von Eſſex. Sein edles Aeußere, verbunden mit einem feurigen Temperament und einer alle

den. Um nun den amerikaniſchen Koloniſten dieſe geiſtliche Wohlthat nicht zu entziehen, gingen ganze Schiffsladungen ſolcher Ablaßbriefe jährlich übers Meer, und damit der König noch für ſeine Bemühung etwas hätte, ſo verkaufte er ſie um den ſechsfachen Einkaufspreis.

Herzen gewinnenden Freundlichkeit, hatte ihm die Neigung der Königinn erworben, die noch jetzt der Schmeicheleien *) und der Liebe nicht entbehren konnte. Unfähig, in einem ſo hohen Alter noch durch ihre Perſönlichkeit einen jungen Mann zu feſſeln, bediente ſie ſich anderer Zaubermittel, wodurch ſie ſein Herz unauflöslich an das ihre zu befeſtigen hoffte. Der Schatzmeiſter hat ihr über 300,000 Pfund Sterling nachgerechnet, die Eſſex binnen wenig Jahren zum Geſchenk erhalten hat. Außerdem zog ſie ihn bei Hofe auf alle Weiſe hervor, und überhäufte ihn mit Ehrenſtellen, die weit über ſeine Verdienſte gingen. Beſonders erregte es allgemeinen Neid, als er 1599 zum Gouverneur von Irland ernannt ward, mit einer Macht, dergleichen keiner ſeiner Vorgänger beſeſſen hatte. Dieſer Poſten erforderte einen ganz vorzüglichen Mann, denn ganz Irland war damals in den Waffen, mehrere Feld-

*) Sir Heinrich Unton, ihr Geſandter in Frankreich, meldete ihr ſeine Aufnahme bei Heinrich IV., und erzählte nebenbei, der König habe ihn ſeiner ſchönen Geliebten, Gabriele von Etrees vorgeſtellt, und ihn gefragt, wie dieſe ihm gefiele. „Ich ſagte, fährt er fort, etwas weniges zu ihrem Lobe, verſicherte aber, daß ich das Gemälde einer weit ſchönern Dame beſäße, die dies Gemälde noch weit an Schönheit überträfe. Er verlangte es zu ſehen, und als ich es nach einigem Zaudern hervorzog, ſtand er wie in Bewunderung verloren, rief: je me rends, küßte es wiederholentlich mit Ehrerbietung und Entzücken, und verſicherte, daß er nie etwas ähnliches geſehen habe. Auch ließ er nicht eher mit Bitten nach, als bis ich es ihm überlaſſen hatte."

herren hatten ſich ſchon vergebens bemüht, den Aufruhr zu ſtillen, und das ſumpfige, bergige und waldige Terrain erſchwerte den Krieg für jeden Ausländer in eben dem Grade, als es den Rebellen, die es kannten, vortheilhaft war. Aller Augen waren daher auf dieſe neue Expedition gerichtet, deren Zurüſtungen ungeheure Summen gekoſtet hatten, und zu welcher diesmal ein Heer aufgebracht worden war, desgleichen Irland bis dahin noch nicht geſehen hatte. Aber hier zeigte ſichs, daß Eſſex der Mann nicht war, ein ſolches Werk auszuführen, und der Tadel fiel deſto ſchwerer auf ihn, da man ihn vorher ſo ſtolz von ſeinen Thaten hatte prahlen, und alle ſeine Vorgänger ſo weiſe meiſtern hören. Der größte Theil des Heeres kam um, der ganze Feldzug war vergebens, alles Geld fruchtlos weggeworfen. Der Graf, durch ſeine Freunde in London von Eliſabeths Zorne unterrichtet, und mit einem ſchimpflichen Zurückruf bedrohet, entſchließt ſich, dem zuvorzukommen, und reiſet heimlich, ohne Erlaubniß, aus ſeinem Winterquartiere ab, kommt haſtig nach London, eilt ohne anderswo abzuſteigen, auf den königlichen Pallaſt zu, ſtürzt ſich unangemeldet zu der Königinn Füßen, küßt ihre Hände und bittet um Verzeihung. Die Ueberraſchung und der unerwartete Anblick ihres Lieblings laſſen ſie ihren Zorn im erſten Augenblick vergeſſen, und ſie entläßt ihn gnädiger, als er erwarten konnte. Aber bald überlegte ſie, daß ſein Betragen ganz etwas anders verdient habe, und daß ſie um des Beiſpiels willen wenigſtens einige Strenge affectiren müſſe. Sie wollte eine Art von mütterlicher Züchtigung über

ihn ergehen laſſen, die ihn eine Zeitlang ſchmerzen ſollte, ohne ihn für immer zu Grunde zu richten. Zu dem Ende läßt ſie ihn verhaften und verhören, ernennt einen andern Gouverneur für Irland, und nimmt ihm ein Monopol über die ſüßen Weine ab, welches ſie ihm einmal geſchenkt hatte, und das ihm viel einbrachte. Bald darauf erhält er ſeine Freiheit wieder, doch mit der Einſchränkung, ſich nicht am Hofe ſehen zu laſſen. Eſſex, zu wenig fein, um die Gerechtigkeit, ja die unverdiente Schonung, die ihm wiederfuhr, zu erkennen, überließ ſich jetzt den unbeſonnenſten Eingebungen des Ehrgeizes und der Rachſucht. Er ſpricht mit ungebundener Zunge über die Königinn und ihre Schwächen, ſagt öffentlich, ſie ſey ein altes Weib, eben ſo krumm am Geiſte wie am Körper, und reizt dadurch den Zorn ſeiner Wohlthäterinn, die alles wieder erfuhr, immer mehr. Aber er geht noch weiter. Er macht ſich einen Anhang unter den Puritanern, die der Königinn nicht gewogen waren, eröfnet einen Briefwechſel mit Jakob VI. von Schottland, und verſpricht ihm, es durchzuſetzen, daß Eliſabeth ihn noch bei ihren Lebzeiten für ihren Nachfolger erklären ſolle, ja er will den gegenwärtigen Gouverneur in Irland bewegen, von der Königinn abzufallen, und mit ſeiner ganzen Macht nach England überzuſetzen; eine Zumuthung, die natürlich abgelehnt ward. Endlich, im Vertrauen auf die Volksgunſt, die er wirklich beſaß, leitete er eine förmliche Verſchwörung ein, er will den Tower und das Schloß überrumpeln, ſich der Königinn bemächtigen, und ihr eine veränderte Regierungsform und

die Beſtimmung des Nachfolgers abtrotzen. Zu rechter Zeit erfährt Eliſabeth den verwegenen Entwurf. Sie ſchickt einige hundert Mann zu ihm, ihn gefangen zu nehmen. Beſtürzt über ihren Anblick ruft er die Seinigen zuſammen, ſchreit das Volk auf den Straßen zu ſeinem Beiſtand auf, und hofft, ganz London werde für ihn ſtreiten. Aber obgleich alles vor die Thüren lief, ſo ſchloß ſich doch niemand an ihn an; der Sheriff, ſein Freund, in deſſen Haus er gehen will, entſchlüpft durch eine Hinterthür, und auch von ſeinen übrigen Freunden läßt ſich keiner ſehen. Verzweiflungsvoll kehrt er mit ſeinen Begleitern um, und ergiebt ſich endlich nach einigem Widerſtande der königlichen Wache. Im Gefängniſſe gehen ihm die Augen über ſeine Thorheiten und Vergehungen auf, aber er wagt nun nicht mehr, ſeine ſchwer beleidigte Gebieterinn noch einmal um Vergebung zu bitten. Hätte er nur gewußt, wie ſehnlich ſie dieſe Bitte erwartete, und wie bereit ſie zur Gewährung war. Aber da er ſo ſtumm blieb, ſo konnte ſie ſein Schweigen für nichts als Trotz und Verſtocktheit halten, und mußte am Ende den Geſetzen, die längſt ſein Todesurtheil geſprochen hatten, ihren Lauf laſſen. Am 25. Febr. 1601 ward er nebſt mehreren ſeiner Mitſchuldigen im Tower hingerichtet. Er war 34 Jahre alt.

Eliſabeth konnte ſeinen Verluſt nicht verſchmerzen, auch ſagt man, daß eine ſpätere, ihn betreffende Entdeckung an der Melancholie Schuld geweſen ſey, die zwey Jahre hernach ihr eignes Leben verzehrte. Eſſex, heißt es, hatte es einmal in einer vertrauten Stunde während der Zeit ſeines Glücks

beſeufzt, daß Frauengunſt etwas ſo vergängliches ſey, und daß eine Abweſenheit von mehreren Monden die innigſte Neigung bis zur Vergeſſenheit ſchwächen könne. Da hatte ihm Eliſabeth geſchworen, daß ſie ihn nie vergeſſen wolle, und gleichſam als Talisman ihm einen Ring gegeben, der die Kraft haben ſollte, ihn auf der Stelle mit ihr zu verſöhnen, wenn er ihr auch mitten in ihrem größten Zorne denſelben vorzeigte. Nun war kein Ring erſchienen, während er im Gefängniß geſchmachtet hatte, und dieſe Halsſtarrigkeit hatte ſie eben am meiſten gekränkt. Zwey Jahre nach ſeinem Tode ward die Gräfin Nottingham krank, und entlud ſich vor dem Beichtiger eines Geheimniſſes, das ſie mit Recht zu ihren ſchwerſten Sünden zählte. Eſſex, tief gebeugt, hatte ſie den Tag vor ſeinem Tode in ſeinen Kerker rufen laſſen, und ihr den Ring gegeben, mit der Bitte, ihn der Königinn einzuhändigen; aber das neidiſche Weib hatte ihn ſtill unterdrückt, und erſt jetzt konnte die Todesangſt ſie bewegen, ihn auszuliefern. Eliſabeth neigte ſich ſeit dieſer Entdeckung nur zu tieferer Schwermuth, in der ſie ihr Haus beſtellte, Mariens Sohn zu ihrem Nachfolger einſetzte, und am 3. April 1603 im 70ſten Jahre ihres Alters verſchied.

Der Wohlſtand der engliſchen Nation iſt durch die Regierung dieſer Königinn ſehr vermehrt worden, indem ſowohl Ackerbau als Handel durch ſie einen neuen Schwung erhielten. Der letztere bedurfte um ſo mehr dieſer Begünſtigung, jemehr noch die deutſche Hanſe mit ihren Privilegien ihn niederdrückte.

Die Verfaſſung hatte noch nicht die Beſchränkung der königlichen Macht, welche dieſe ſpäterhin erfahren hat, und Eliſabeth herrſchte mit großer Eigenmacht. Indem alle Richterſtellen nur auf ſo lange Zeit als es der Königinn gefiel, beſetzt wurden, ſo waren alle Gerichtshöfe in ihren Händen. Ferner exiſtirten auch eigene Gerichte, z. E. die Sternkammer, die hohe Commiſſion, das Kriegsgericht, die der Königinn ganz allein zu Gebote ſtanden. Sie verhinderte fremde Einwirkungen, indem niemand ohne ihre Erlaubniß außer Landes reiſen durfte, und hatte die Familienverhältniſſe in ihrer Gewalt, dadurch, daß kein Edelmann ſich verheyrathen konnte, ohne es ihr anzuzeigen. Ein Graf von Southampton mußte lange im Gefängniſſe ſchmachten, weil er ſich ohne ihr Vorwiſſen mit einer Couſine des Grafen Eſſex vermählt hatte. Als einen Beweis ihrer Willkühr möchte man es anſehen, daß, weil ihr einmal der Geruch des Waids zuwider geworden war, ſie einen Befehl erließ, dies nützliche Färbekraut im Reiche nicht mehr anzubauen, und als einmal eine ihr mißfallende Mode, lange Degen und hohe Kragen zu tragen, aufkam, ſie ihre Officiere umher ſchickte, um jedem auf der Straße den Degen zu zerbrechen oder den Kragen abzuſchneiden, der nach dieſer Mode gemacht war. Dieſe Unumſchränktheit des Herrſchens unterſtützte ſie durch ihre Oekonomie, welche ſie in den Stand ſetzte, nicht zum Parlamente, welches zum wenigſten das Recht Subſidien zu bewilligen, ſich bewahrt hatte, ihre Zuflucht zu nehmen. Zugleich wußte Eliſabeth, wie ihre Vorgänger, andere Mittel zu finden, um Geld zu er-

halten. Monopolien unter andern wurden, nicht zum Vortheil des Handels, verkauft. Die alte Gewohnheit, die aus den Zeiten des Lehnsſyſtems herrührte, daß der hohe Adel dem Könige prächtige Neujahrsgeſchenke machen mußte, ſuchte Eliſabeth emſig aufrecht zu erhalten. Die gezwungenen Anleihen, die ſie von ihren Unterthanen machte, waren auch ſo gut als eingeforderte Geſchenke, oder Abgaben, denn in der Regel war an kein Wiederbezahlen, noch weniger an Verzinſen zu denken. Einen reichen Biſchofsſitz ließ ſie einmal 19 Jahre unbeſetzt, um ſo lange die Einkünfte deſſelben zu ziehen, und ſelten vergab ſie eine gute Pfründe, ohne von den Revenüen derſelben etwas abzuziehen. Ihre jährlichen Einkünfte betrugen etwa 500,000 Pfund, aber die Summe aller ihr bewilligten außerordentlichen Steuern mochte ſich wohl auf drey Millionen belaufen. Dafür waren aber die Niederländer und Heinrich IV. ſehr tief in ihrer Schuld, und der ſpaniſche und irländiſche Krieg koſtete ihr große Summen. In ihrem Hausweſen war ſie ſehr wirthlich, nur ihre Garderobe, das Arſenal ihrer Eitelkeit, verſchlang viel Geld. Sie hinterließ mehr als 3000 vollſtändige Anzüge, von denen ſie viele nur ein einziges Mal getragen hatte.

Trotz dem erweiterten Handel war doch unter Eliſabeths Regierung der Erwerbsfleiß in England noch gar nicht beträchtlich. Die Manufacturen waren unbedeutend, und ausländiſche Waaren hatten noch lange den Vorzug. Aus Mangel an Nahrung trieb ein Theil der Einwohner See- und Straßenräuberey, und die Provinzialgerichte waren viel zu

ſchwach, dieſem Unfug zu ſteuern. Andere ſchloſſen ſich an die reichen Gutsbeſitzer vom hohen Adel an, die noch immer nach alter Art täglich offene Tafel für ein ganzes Haus voller Diener halten mußten, und Hunderte ſolcher Armen in ihrem Gefolge hatten.

10.

Wilhelm Shakſpeare.

(Geb. 1564, † 1517.)

„Es ſoll der Dichter mit dem König gehen,
Denn beide wohnen auf der Menſchheit Höhen.“

In die Regierungsperiode der Königinn Eliſabeth fällt die Geburt und der erſte öffentliche Auftritt des größten engliſchen, und überhaupt neuern Dichters, des durch Eigenthümlichkeit ſo ausgezeichneten Shakſpeare. Die Dichtkunſt hatte bis dahin unter einer ſo rohen und tumultuariſchen Nation noch nicht recht Fuß faſſen können; nur die dramatiſche Poeſie nahm unter Eliſabeth einen beſondern Schwung, weil dieſe Königinn ſelber eine Freundinn des Theaters war, und ſich mit ihrem Hofe häufig daſelbſt einfand, auch viele einzelne edle Häuſer auf ihren Landſitzen Familientheater hatten. Die Einfachheit dieſer Theater, welche nur aus einem Saale mit kahlen Wänden ohne Decorationen beſtanden, war übrigens berechnet auf die Regſamkeit und Lebendigkeit der Zuſchauer, die mit ihrer Phantaſie dieſen Mangel erſetzen mußten.

Dieſer neu entſtehende Geſchmack erzeugte nun auch neue Bearbeiter und Schöpfer dramatiſcher Werke. Man fing an den geiſtlichen Komödien und

bibliſchen Hiſtorien, die man ſonſt unter dem Namen Myſterien und Moralitäten aufführte, mehr Abwechſelung zu geben, auch wohl die Tragödien der Alten hervorzuſuchen, und endlich eigene Stoffe zu bearbeiten.

Der glücklichſte hierin war Wilhelm Sheakſpeare, der Sohn eines wohlhabenden Wollhändlers zu Stratfort in Warwioſhire, der eine zahlreiche Familie hatte, und dieſen Sohn mit den übrigen in eine Freiſchule ſchickte, wo er etwas Latein, und Schreiben und Rechnen lernte, und dann das väterliche Gewerbe übernahm. Er heyrathete früh ein bemitteltes Frauenzimmer, lebte luſtig, und galt für einen treflichen humoriſtiſchen Kopf. Eine leichtſinnige Geſellſchaft, in die er gerathen war, verleitete ihn, an einem Wilddiebſtahl im Park eines benachbarten Edelmanns Theil zu nehmen, der ihn aber dafür feſtſetzen und beſtrafen ließ. Um ſeiner Nachluſt Luft zu machen, ſchrieb der genialiſche Wollhändler ein bitteres Spottgedicht gegen den Lord, welches die Wuth deſſelben ſo ſehr erregte, daß der muthwillige Poet Frau und Kinder und Gewerbe im Stich laſſen mußte, um nur den Verfolgungen ſeines Feindes zu entgehen. Er floh nach London, und ſeine Neigung trieb ihn auf die Bühne, wo er als Schauſpieler und Dichter auftrat. Das erſtere Talent iſt nur der Erinnerung werth geblieben wegen des letztern, das ihn gleichſam zum Repräſentanten einer neuen poetiſchen Welt, die aus dem Norden hervorgehen ſollte, machte. Seine gänzliche Unbekanntſchaft mit gelehrter Bildung macht es nicht ſowohl wunderbar, daß ſein Genie ſo herrliche Pro-

dukte lieferte, denn jedes Genie iſt ſchöpferiſch und originell zugleich, als es vielmehr eine Beſchränkung weniger war um die ganze Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes rein auszuſprechen, welche alle die, ſo von erlernter Bildung gewiſſer Formen und Regeln frey ſich erhalten haben, mit großer Rührung anſpricht. Die unergründliche Anſchauung, der ſich die ganze Tiefe des menſchlichen Gemüths enthüllt, und aus der er die größeſten, faſt gigantiſchen Gebilde zu lebendigen Geſtalten hervorruft, miſcht ſich mit dem freieſten Scherz und Humor, wodurch ſich das tiefe Geheimniß mit heiterer Klarheit vereinigt. Alle dieſe Elemente bewegten ſich in ſchöner Vollendung gleich in einem ſeiner früheſten Stücke, Romeo und Julie, das man, ſo ſchwierig es freilich iſt, die chronologiſche Ordnung ſeiner Stücke aufzufinden, in das Jahr 1597 zu ſetzen pflegt. In andern, den ſogenannten hiſtoriſchen Stücken, welche der engliſchen Nation Begebenheiten zum Inhalte haben, wie zum Beiſpiel Richard II. und III., Heinrich V. VI. VIII., lebten friſch und kräftig zu gleicher Zeit, die nationalen Sitten, zu denen man den hiſtoriſchen Sinn mitbringen muß. Zu jenen Meiſterſtücken aber, wie z. B. Hamlet, Macbeth, Lear, Othello, Julius Cäſar, wird die ewige Geſinnung einer menſchlich zu bewegenden und für moraliſche Größe empfänglichen Seele zu aller Zeit mit Luſt hinzutreten. Er gehört daher auch nicht blos ſeinem Volke an, und die deutſche Nation hat ſich dieſen Geiſt mit ſo vieler Einſicht und ſo vieler Gründlichkeit in Urtheil und Empfindung angeeignet, daß er ihr, welche die Elemente ſeiner Schö-

pfungen in ihrer Bildung ſelbſt urſprünglich hat und zum Bewußtſeyn bringt, geiſtig mehr anzugehören ſcheint, als der Nation, mit welcher ihn die Zeit und der Raum in Verbindung geſetzt hat.

Eliſabeth ſchätzte den Shakſpeare ſehr hoch, und auf einen Wunſch von ihr verfertigte er ſein Luſtſpiel: die luſtigen Weiber von Windſor, worin er den Sir John Fallſtaff, einen originellen Charakter aus dem Schauſpiel Heinrich IV., der ihr ungemein gefallen hatte, verliebt vorſtellen mußte. Auch Eliſabeths Nachfolger zeichnete ihn aus, und die vornehmſten Herren vom Adel ſuchten ſeinen Umgang. Ein Graf von Southampton machte ihm einmal ein Geſchenk von tauſend Pfunden. Man hat noch Komödienzettel, worin er unter den ſpielenden Perſonen aufgeführt iſt. Hauptrollen hat er nie bekommen. Im Hamlet ſtellte er den Geiſt vor. Gegen das Jahr 1610 ſcheint er das Theater und die Hauptſtadt verlaſſen zu haben. Seine letzten Jahre verlebte er in ſeinem Geburtsorte Stratford im Schooße ſeiner Familie und im Genuſſe eines anſehnlichen Vermögens, nicht uneingedenk der Muſen, die ihm ſo hold geweſen waren, und ſtarb daſelbſt allgemein verehrt im 53ſten Jahre ſeines Alters. Eins ſeiner letzten Stücke war der Othello.

11.

Jakob I.

(1603 — 1625.)

Jetzt endlich wurden die beiden Nachbarsreiche, England und Schottland, mit einander vereinigt.

Die Schotten waren unzufrieden damit, und die Engländer verdroß wenigſtens das, daß der Vereiniger, eben ein Schotte war. Man ſah daher dem fremden Könige ſchon im Voraus ein wenig kalt entgegen, und er, der aus angeſtammtem Nationalhaſſe gleichfalls gegen ſein neues Land eingenommen war, that wahrlich auch nichts dazu, das Vorurtheil zu entkräften. Schon daß er bei ſeinem Einzuge alle Anſtalten, die der Frohſinn des gutmüthigen Volks zu ſeiner Einholung und Unterhaltung getroffen hatte, allenthalben unterſagen ließ, und ſich dem Anblick der ſchauluſtigen Menge recht abſichtlich entzog — mag es nun aus Furchtſamkeit oder aus übler Laune, ja möchte es ſelbſt aus einer gutgemeinten Schonung geſchehen ſeyn — verſtimmte alle Gemüther. Die getäuſchten Bürger gingen unmuthsvoll nach Hauſe, und weiſſagten ſich ſchon aus dieſem erſten Zuge eine traurige Regierung.

Das wurde ſie auch in der That. Jakob I. (in Schottland der Sechste) lernte ſein Volk nie ganz kennen, und hatte durchaus nicht diejenige Aufklärung erhalten, die demjenigen Noth iſt, der die bürgerlichen Verhältniſſe eines großen Volkes verbeſſern ſoll. Er hatte gar keinen Begriff von dem Geiſte ſeines Zeitalters, und ſo ſehr er den Willen hatte, zu deſpotiſiren, ſo ſehr gebrach ihm dazu die Klugheit und die Kraft. Gleich im Anfange ging er mit der Ausſpendung von Ehrenſtellen ſo verſchwenderiſch um, daß er allein die Ritterwürde innerhalb der erſten ſechs Wochen an 237 Perſonen vertheilte; eine unverzeihliche Unklugheit, faſt noch ſchlimmer als die, mit welcher er die Einkünfte des

Reichs unwürdigen Lieblingen zuwandte, und in Vergnügungen und Prachtfeſten vergeudete. Zum Unglück hatte er eine ſehr gelehrte theologiſche Erziehung erhalten, und quälte ſich und ſein Volk mit Religionsſtreitigkeiten, die nur dazu dienten, ihn noch verhaßter zu machen. Und nicht zufrieden damit, wie Eliſabeth, die ihm verhaßten Partheyen in der Stille zu unterdrücken, wollte er noch öffentlich ſein Recht, die Engländer unumſchränkt zu beherrſchen, anerkannt wiſſen. Vielleicht ſchwebte ihm das Beiſpiel Heinrichs VIII. vor, allein dann bedachte er nicht, daß Heinrich Eigenſchaften beſaß, die das Volk mit ſeiner Tyranney wieder ausgeſöhnt hatten, und daß zu Heinrichs Zeiten der Unterſuchungsgeiſt des Volks noch bei weitem nicht ſo rege geweſen war, als jetzt, beſonders bei den republikaniſch geſinnten Puritanern, die kein Bedenken trugen, neben den theologiſchen Diſputationen auch wohl die Frage, wie weit ſich die Gränzen der Königsgewalt erſtreckten, zur Sprache zu bringen.

Die Unzufriedenheit würde jedoch vielleicht ſo heftig nicht gewirkt haben, hätten ſich nicht die Jeſuiten, die ſich ſeit Jakobs Erhebung wieder eingeſchlichen hatten, ins Spiel gemiſcht. Sie befeuerten ſchon im zweiten Jahre der neuen Regierung (1605) die katholiſche Parthey, die, indem ſie anfangs große Erwartungen ſich von dieſem Könige gemacht hatte, dieſe nicht ſo erfüllt ſah, als ſie wünſchte, zu einem gewaltſamen und verwegenen Streiche, der unter dem Namen der Pulververſchwörung bekannt iſt. Der Zweck dieſer Verſchwörung war, den König und ſein ganzes Parlament auf einmal umzu-

bringen, und dann die katholiſche Religion zur herrſchenden zu machen. Der zur Ausführung des ungeheuren Frevels beſtimmte Tag war der 5. November, auf welchen eine Sitzung des Parlaments angeſagt war. Zehn Tage vorher empfängt Lord Monteagle, ein katholiſches Parlamentsglied, einen Brief von unbekannter Hand, folgendes Inhalts: „Mylord, aus Liebe für Sie bin ich für Ihre Erhaltung beſorgt. Ich rathe Ihnen, wenn Sie Ihr Leben lieben, erſcheinen Sie nicht bei dieſem Parlamente. Gott und Menſchen haben ſich vereinigt, die Bosheit dieſer Zeit zu ſtrafen. Verachten Sie dieſe Warnung nicht; ich ſage Ihnen, dieſes Parlament wird einen ſchrecklichen Streich empfangen, und doch nicht ſehen, von wannen er kommt. Die Gefahr wird ſo geſchwind vorüber ſeyn, als Sie dieſen Brief verbrennen.

Der Lord, obgleich Katholik, liebte doch das allgemeine Beſte viel zu ſehr, um ſein Geheimniß zu verſchweigen. Er gab den Brief dem Staatsſekretär, und dieſer legte ihn dem Könige vor. Jakob rieth aus den letzten Worten deſſelben auf eine Pulvermine, und ließ in der Nacht vor dem Verſammlungstage die Keller des Parlamentshauſes unterſuchen, in welchen man 36 Tonnen Pulver und eine gewaltige Menge Kohlen fand. Zugleich ward ein ſpaniſcher Officier, Namens Fawkes, mit brennenden Lunten dabei ergriffen, der aus Religionsſchwärmerey ſein eignes Leben für die Vernichtung der Ketzer hatte Preis geben wollen. Von ihm erfuhr man beim peinlichen Verhör, daß die Verſchwornen ein angränzendes Haus ausdrücklich dazu gekauft hätten,

um aus den Kellern deſſelben die Mauern des Parlamentshauſes untergraben zu können, daß ſie ein ganzes Kohlenmagazin ausgeleert und das Pulver aus Holland heimlich eingebracht hätten. Sie wurden recht eigentlich mit ihrer eigenen Münze bezahlt. Sie flohen nämlich nach Straffordſhire, und verrammelten ſich daſelbſt, 80 an der Zahl, in einem Hauſe, aus dem ſie wüthend auf ihre Verfolger ſchoſſen; aber ein Funke fiel durch Zufall in ihren eigenen Pulvervorrath, und das ganze Haus flog in die Luft.

Was wir von der folgenden Regierung Jakobs I. noch erzählen könnten, würde zu nichts dienen können, als zur Beſtätigung der Wahrheit, daß kein verderblicherer Menſch gedacht werden kann, als ein ungeſchickter Regent. Seine Räthe waren unfähige und treuloſe Menſchen, ſeine Plane waren Eingebungen einer eigenſinnigen Laune, nicht einer das Wohl des Ganzen berechnenden Klugheit, und er hat vielleicht nicht eine einzige That gethan, die mit den Wünſchen der Nation übereingeſtimmt hätte. Anſtatt daß ſeine Vorgänger das ſpaniſch-öſtreichiſche Haus aus allen Kräften unterdrückt hatten, buhlte er um die Freundſchaft deſſelben, bemühete ſich fünf Jahre lang um eine Infantin für ſeinen Sohn, und ließ darüber ſeinen Schwiegerſohn in Deutſchland zu Grunde gehen. Daß die allgemeine Unzufriedenheit des Volks jetzt noch nicht ausbrach, kam wohl nur daher, daß man ſich auf ſeinen nahen Tod vertröſtete. Aber im Anzuge war das Gewitter ſchon, und es brach aus unter ſeinem Sohne, wie künftig erzählt werden wird.

VII.

Die Niederländer.

I.

Entſtehung und Zuſtand der niederländiſchen Staaten.

Der burgundiſche Name hatte ſich längs dem Rheine hin erhalten, nachdem das alte Königreich dieſes Namens, das zu Chlodowigs Zeiten blühte, längſt zerſtückelt war. Im 14ten und 15ten Jahrhundert gab es eine Grafſchaft Burgund, deren Hauptſtadt Dijon war, und zugleich war Burgund der allgemeine Name aller der kleinen Herrſchaften, die die Vorfahren Karls des Kühnen durch Belehnung, Schenkung, Eroberung und Heyrathen allmälig an ſich gebracht hatten. Schon früh hatte es Grafen von Holland, Seeland, Friesland, Geldern, Hennegau, ꝛc. Herzoge von Brabant, Limburg, Luxemburg, einen Biſchof von Utrecht, und viele andere kleine Länderbeſitzer in jenem Bezirke gegeben, die anfänglich Lehnsträger des deutſchen Reichs geweſen waren, dann aber allmälig bei ihrer Entlegenheit und bei der Schwäche der deutſchen Kaiſer ſich eben ſo wie die größeren Fürſten unſers Vaterlandes, unabhängig gemacht hatten. Mehrere dieſer kleinen Grafſchaften waren bereits durch Erbſchaften und Heyrathsbündniſſe in eins zuſammen geſchmolzen,

als ſie endlich durch neue Heyrathen an einen franzöſiſchen Prinzen, den vierten Sohn König Johannes des Guten, fielen (1361), dem ſein Vater die eben erledigte Grafſchaft Burgund zum Eigenthum geſchenkt hatte. Der Enkel dieſes Herzogs war der Vater Karls des Kühnen, Philipp der Gute, den wir ſchon aus der franzöſiſchen Geſchichte kennen. Er hat vorzüglich viele Beſitzungen ſeiner Nachbarn mit ſeinem Herzogthume vereinigt, denn er war Herr von Brabant, Limburg und Flandern, Artois, Hennegau, Holland, Seeland, Namur, Antwerpen und Mecheln. Sein Sohn Karl brachte noch das Herzogthum Geldern und die Grafſchaft Zütphen hinzu. Weil alle dieſe Landſchaften (Flandern und Artois ausgenommen) deutſche Reichslehne waren, ſo mußten die Herzoge von Burgund dem römiſchen Kaiſer jedesmal den Lehnseid leiſten, und als der Kaiſer Maximilian I. 1512 das deutſche Reich in zehn Kreiſe theilte, wurden die ſämmtlichen Niederlande gleichfalls für einen, bekanntlich den burgundiſchen, mitgerechnet.

Die Lage dieſes Landes an der Nordſee und mehreren großen Flüſſen, recht in der Mitte zwiſchen England, Frankreich und Deutſchland, die große Volksmenge und die natürliche Liebe zur Thätigkeit, die man noch jetzt dort antrifft, erzeugten bald große Städte, blühende Manufacturen und einen geſchäftigen Handel. In manchen großen Manufacturſtädten war die Betriebſamkeit ſo außerordentlich, daß man Abends um 6 Uhr, wenn die Arbeiter nach Hauſe gingen, mit der Glocke den Eltern ein Zeichen gab, ihre Kinder von der Straße zu neh-

men, damit ſie nicht von dem ſtürmenden Gedrän-
ge zertreten würden. Alle engliſche Wolle wurde
damals in den Niederlanden verarbeitet, und bald
fanden holländiſche Schiffe den Weg nach Amerika,
Afrika und Oſtindien. Der ſchöne Handel der deut-
ſchen Hanſe wurde durch den niederländiſchen allmä-
lig ganz vernichtet.

Seitdem Karls des Kühnen Tochter Maria
den Erzherzog Maximilian geheyrathet hatte *), und
deſſen Sohn, Philipp der Schöne, König von Ca-
ſtilien geworden war **), floſſen die Reichthümer
der fleißigen Niederländer in den ſpaniſch öſterreichi-
ſchen Schatz, und wir wiſſen, wie groß daher bil-
lig Karls V. Vorliebe für dieſen Theil ſeiner weit-
läuftigen Staaten war. Aber die vornehme Ver-
bindung war dem Lande mehr drückend als erfreu-
lich. Nicht nur, daß es zu den ewigen Kriegen
Karls V. über 40 Millionen Dukaten an außeror-
dentlichen Steuern hat beitragen müſſen, es mußte
ſich auch ſtehende Truppen in ſeinen Städten gefal-
len laſſen, die es ſonſt immer als Werkzeuge der
Sklaverey verabſcheut hatte, ja es mußte ſich in
den barbariſchen Gewiſſenszwang fügen, den der De-
ſpotismus Karls V. zu ſeiner Sicherheit für nöthig
erachtete.

Leichter als irgendwo, außer Deutſchland, hatte die
Reformation in den Niederlanden Eingang gefun-
den, wo ſie noch durch religiöſe Schauſpiele, die
auf die Verſpottung des Pfaffenthums abzweckten,

*) S. Th. VI.
**) S. Th. VI.

befördert wurde. Die Menſchen, die dieſe Schauſpiele aufführten, nannte man Rederyker (Rhetoriker). Ein ſolcher war eine Zeitlang jener berühmte Johann von Leiden geweſen, und zwar hatte er immer Könige vorgeſtellt, wodurch er ſich vermuthlich die Würde im Betragen erworben hat, die ſpäterhin die Wiedertäufer an ihm bewunderten. Der Kaiſer, der dieſe kirchliche Revolution mit einer politiſchen für unzertrennlich hielt, verfuhr mit der furchtbarſten Strenge gegen die Ketzer. Im Jahre 1550 ward die Inquiſition eingeführt, und dieſe Verordnung brachte, beſonders in Antwerpen, Handel und Gewerbe faſt zu einem gänzlichen Stillſtande. Da man dem Angeber eines Ketzers die Hälfte der Güter deſſelben verſprach, ſo ſtieg die Zahl der Angegebenen bald in die Tauſende. Die fürchterlichſten Leibes- und Lebensſtrafen (meiſtens Feuer und Schwerdt) wurden an den Ketzern vollzogen, und man rechnet Karln V. an 100,000 Unglückliche nach, die ſeine Inquiſition allein in den Niederlanden gemordet hat.

2.

Die Revolution.

(1565 — 1609.)

Aber wie auch der gewaltige Tyrann erliegen muß, wenn er gegen den Geiſt der Zeit unklug ankämpfen will, ſo fand auch der blinde ſpaniſche Despotismus in der wachſenden Aufklärung der Niederländer ſeine Klippe. Karl V. erlebte den Ausbruch des allgemeinen Haſſes nicht mehr, denn vor

ſeinem Alter und Anſehn ſcheute man ſich noch, und durch Klugheit hatte er doch hin und wieder ſeine Strenge gemildert, oder ſie verſteckt. Aber ſein Sohn Philipp II., mit ſpaniſchem Stolze, und katholiſcher Einſeitigkeit, brachte dieſes innere Misvergnügen zum Ausbruch. Er blieb gleich nach dem Antritt ſeiner Regierung drey Jahre in den Niederlanden, um den Wirkungen ſeines heiligen Ketzertribunals einen rechten Nachdruck zu geben, und ſetzte vor ſeiner Abreiſe ſeine Halbſchweſter, Margarete von Parma, Karls V. natürliche Tochter, zur Statthalterinn ein, eine Frau von männlichem Geiſte und nicht minder ſtrengen Grundſätzen, als er ſelber hatte. Ihr zugeordnet ward ein Staatsrath, der aus den reichſten und vornehmſten Gliedern des niederländiſchen Adels, aber auch aus mehreren Spaniern beſtand. Der gefährlichſte unter dieſen war Philipps gewiegter Miniſter Granvella, Biſchof von Arras, der das Intereſſe ſeiner Religion auf das eifrigſte verfocht. Die ſpaniſchen Beſatzungen in den Städten, welche Philipp bei ſeiner Abreiſe den Ständen binnen 4 Monaten wegzuführen verſprochen, blieben deshalb, und zu gleicher Befeſtigung des katholiſchen Glaubens wurden zu den 4 Biſthümern, die im Gebiet der Staaten lagen, noch 14 neue auf einmal errichtet, über welche alle Granvella das Primat ſammt dem Kardinalshut vom Papſte erhielt. Das Volk murrte laut, und die drey vornehmſten Glieder des Adels, der Prinz Wilhelm von Oranien und die Grafen von Egmont und Hoorne, die jeder noch beſondern Grund zum Unwillen mit dem Biſchof Granvella

hatten, weil er ihren Zwecken immer in den Weg trat, kamen nicht mehr in den Staatsrath. Sie wollten dort, ſchrieben ſie der Regentinn, nicht länger einen Schatten vorſtellen. Margarete, theils wegen der Folgen beſorgt, theils ſelber auf Granvella's Anſehn neidiſch, bat den König, ihn zu entfernen, und nach manchem Widerſpruch geſchah dies auch (1564 13. März). Seine Anſichten blieben in der Parthey der Kardinaliſten. Auch die Inquiſition blieb nach wie vor, und der König verlangte ſogar die Einführung der Schlüſſe des tridentiniſchen Conciliums. Um ſowohl diese Beſchwerden als auch andere, die in der Verwaltung ſich fanden, zu heben, reiſete nach dem Wunſch der Statthalterinn und des Prinzen von Oranien, Egmont ſelber nach Madrid, aber er richtete nichts aus. In die vorgeſchlagene Veränderung wollte Philipp nicht willigen, weil die Niederländiſchen Großen dadurch zu viel Einfluß erhielten, wie er meinte, und noch beſtimmter erklärte er ſich gegen das andere, indem er verſicherte, er wolle lieber das Leben verlieren, als die geringſte Veränderung in der Religion geſtatten. Ein wiederholter ſcharfer Befehl, die Schlüſſe des damals eben geendigten Conciliums von Trident anzunehmen, und die fortdauernden Ketzerverbrennungen wurden die nächſte Veranlaſſung zum allgemeinen Aufſtande.

Die entſchloſſenſten Herren des niederländiſchen Adels verbanden ſich im November 1565 mit einem feierlichen Eide ſchriftlich, ſich mit aller ihrer Macht der Inquiſition zu widerſetzen, und in einer Ver-

folgung wegen der Religion einander brüderlich beizuſtehen. Im April 1566, als die Statthalterinn eine Verſammlung des ganzen Staatsraths berufen hatte, zogen die Verbündeten, wohl 300 an der Zahl, zu Pferde in Brüſſel ein, und gingen in einem feierlichen Aufzuge gliederweiſe nach Hofe, Heinrich von Brederode, einen Sprößling der alten Grafen von Holland, an ihrer Spitze. Ehrfurchtsvoll überreichen ſie eine Bittſchrift wegen der Religionsfreiheit, und bekommen eine zweideutige Antwort. Die Statthalterinn iſt betroffen, aber der Herr von Barlaimont, einer ihrer Räthe, ſagt ihr auf Franzöſiſch, ſie dürfe ſich vor dieſem Haufen von Bettlern (gueux) gar nicht fürchten. Um dieſe Schimpfrede zu adeln, nannten ſich die Diſſidenten von nun an ſelbſt Gueux oder Geuſen, und trugen als Ehrenzeichen am Halſe eine Medaille mit dem Bilde des Königs und der Umſchrift: Getreu bis zum Bettelſacke. Dieſem Gelübde gemäß verfuhren ſie bei allen ferneren Schritten mit der größten Beſcheidenheit, ſo daß es einzig des Königs Schuld war, als er in der Folge durch ſeine hartnäckige Unbiegſamkeit die Herzen ſeiner treuen Niederländer verlor. Die Reformation griff unterdeſſen ſo mächtig um ſich, daß von Seiten der Obrigkeit kein Haltens mehr war. Die fremden Prediger verſammelten ſich auf den Plätzen, in den Straßen, ja vor den Thoren auf freiem Felde ein Auditorium, und lehrten mit Eifer und Begeiſterung die Gleichheit der Menſchen vor Gott und die Schriftwidrigkeit der päpſtlichen Geſetze. Jede ſolcher Feldpredigten erwarb der neuen Lehre neue Anhänger, und

wie das aufgeregte Volk keine Mäßigung kennt, ſo ſchritt es auch hier ſogleich zu den ausſchweifendſten Handlungen. Mit Prügeln, Beilen und Aexten bewaffnet, zogen ſie aus, dem katholiſchen Gottesdienſt ein Ende zu machen. Zuerſt fielen ſie über die Kreuze und Bilder an der Landſtraße her, dann kamen ſie in die Dörfer und zuletzt in die Städte. Kapellen, Klöſter und Kirchen wurden mit Gewalt geöffnet, Bildſäulen, Gemälde, Bücher, Altäre und Kirchengeräthe wüthend zertrümmert, ja ſelbſt Grabmäler wurden erbrochen und die Todten herausgeſchleppt. In drey Tagen zählte man 400 verwüſtete Kirchen.

Die Calviniſten in Antwerpen glaubten den König bei ſeiner ſchwachen Seite zu faſſen, wenn ſie ſeine Habſucht vergnügten. Sie boten ihm daher 30 Tonnen Goldes für die Religionsfreiheit an. Aber dies Anerbieten wie jene Verwegenheit reizten gleich heftig ſeinen Zorn, und die Statthalterinn erhielt den Auftrag, Truppen zu werben. Mit dieſen wurden einige rebelliſche Städte ſchnell überfallen und zum Gehorſam gebracht, und die Geuſen, die, wie in Deutſchland die ſchmalkaldiſchen Fürſten, aus angeerbter Ehrfurcht vor der Majeſtät nicht Gewalt zu brauchen wagten, ſo lange noch ein friedliches Mittel übrig ſchien, zerſtreuten ſich vor der Hand; der Prinz von Oranien und ſein Bruder gingen auf ihre Güter, und Heinrich von Brederode entfloh nach Deutſchland. Willig ließen ſich die größeren Städte mit drückenden Beſatzungen belegen, und niemand regte ſich, als den Bilder-

ſtürmern auf barbariſche Weiſe der Prozeß gemacht ward.

Um noch nachdrücklicher zu verfahren, erhielt der durch ſeine Grauſamkeit und ſeinen Ketzerhaß bekannte Herzog von Alba, der ein eben ſo muthiger Feldherr als ſchlauer Unterhändler war, den Auftrag, ein friſches Kriegsheer von Spaniern und Italienern in die Niederlande zu führen. Auf das bloße Gerücht von dieſer Verfügung verließen ſchon viele Kaufleute und Handwerker das Land, und wandten ihre Betriebſamkeit und ihr Vermögen andern Ländern zu. Im Auguſt 1567 erſchien der furchtbare Rächer. Er hatte nicht blos den Auftrag, künftigen Unruhen vorzubauen, ſondern auch die vorigen zu unterſuchen und zu beſtrafen, nebſt vielen geheimen Befehlen, die ihm eine ſolche Autorität gaben, daß die Statthalterinn, die ſich durch ihn ganz verdunkelt ſah, ihre Entlaſſung begehrte, nach deren Empfang Alba völlig in ihre Stelle rückte.

Von nun an hörte und ſah man nichts als Gewaltſamkeiten. Die beiden Grafen Egmont und Hoorne, welche von dem Herzoge von Alba berufen unter dem Scheine, den großen Rath mit ihnen zu halten, gekommen waren, wurden ohne Umſtände gefangen geſetzt. In allen großen Städten wurden baſtillenartige Schlöſſer auf der Bürger eigene Koſten gebaut, um dieſe Städte beſſer zu zwingen, und endlich ward ein Blutrath eingerichtet, an deſſen Spitze Alba ſelber ſtand, und deſſen Beiſitzer ihm möglichſt ähnlich waren. Einer derſelben, Johann de Vargas, des Herzogs Liebling, that den Ausſpruch, daß die Niederländer alle den Galgen

verdient hätten. Die Vorladungen nahmen nun ihren Anfang. Wer nicht erſchien, verlor ſeine Güter. Alle Tage ſah man Menſchen verbrennen, hängen, viertheilen, köpfen. Am erſten Jun. 1568 wurden 22 Edelleute enthauptet. Die abweſenden Häupter der Geuſen, auch der Prinz von Oranien, wurden für Majeſtätsverbrecher erklärt, und die Grafen von Egmont und Hoorne, die bis dahin in der Citadelle von Gent gefangen geſeſſen hatten, öffentlich auf dem Markte zu Brüſſel enthauptet. (6. Jun. 1568). Dieſe Abſcheulichkeiten machten, daß mehr als 100,000 trefliche Arbeiter und Kaufleute auswanderten, und daß die Zurückbleibenden dem Prinzen von Oranien, der nach Deutſchland geflüchtet war, allen Vorſchub thaten. Er kam auch wirklich mit einem Heere nach Brabant, konnte ſich aber gegen Alba's geübte Truppen nicht halten, und mußte gegen den Winter nach Strasburg fliehen. Die Niederländer ſeufzten, aber Alba erhielt als der Vertheidiger der römiſchen Kirche vom Papſte Pius V. einen geweihten Hut und Degen, und ließ ſich als den Ueberwinder des Adels und des Volks in Erz abbilden, auf zwey Menſchen mit den Füßen tretend, und mit andern Sinnbildern ihm zur Verherrlichung, den Niederländern zur Schmach, wie denn das Erz aus den umgeſchmolzenen Kanonen beſtand, welche Alba in der Schlacht bei Jemgam dem Ludwig von Naſſau abgenommen hatte *).

Während Alba durch ein ſtrenges Cenſuredikt die

*) Thuanus erzählt, daß der Stolz Alba's, den er hierdurch an den Tag legte, ſelbſt Philipp beleidigt ha-

Geiſter zu beherrſchen ſuchte, machte er zugleich grö- ßere Forderungen an das Vermögen. Das ſpaniſche Abgabenſyſtem ward eingeführt, und da es für Holland noch unpaſſender ſeyn mußte, vermehrte es nur die Noth. Jeder, der etwas verkaufte, ſollte nämlich den zehnten Pfennig des Gelöſten abgeben. In Brüſſel ſchloſſen die Krämer, Fiſcher, Bäcker und Brauer ihre Läden. Alba drohete, die Widerſpenſtigen vor ihren Häuſern aufzuhängen, und machte ſchon alle Anſtalten dazu, aber die Nachrichten von den Bewegungen der äußern Feinde zwangen ihn zur Milderung. Es hatten nämlich die vielen ausgewanderten Holländer in engliſchen Häfen 40 Schiffe zuſammengebracht, womit ſie den Spaniern vielen Schaden thaten. Auf die nachdrücklichſten Vorſtellungen Alba's hatte ihnen Eliſabeth endlich ihre Häfen verboten, und ſie, durch die Noth gedrungen, bemächtigten ſich nun der Inſel Briel, auf welcher ſie ſich feſtſetzten. Der Verſuch ſie davon zu vertreiben, mißglückte den Spaniern, jenen aber unterwarf ſich auch Vließingen, und bei der Ermächtigung des vortreflichen Hafens Enkhuyſen fiel den Vereinigten ſogar eine Flotte in die Hände. Eine Menge von andern Städten folgten freiwillig oder gezwungen der Parthey der Mißvergnügten, und der Prinz von Oranien hatte indeſſen, von Frankreich aus mit Gelde unterſtützt, ein anſehnliches Heer in Deutſchland geworben, mit welchem er ſich den Niederlanden näherte.

---

be, und ein Grund geweſen, ihm bald einen Nachfolger zu ſetzen. Requeſens ließ dieſes Denkmahl auch wegnehmen.

Alba ward daher von allen Seiten bedrängt, ohne indeſſen irgend den gewohnten Muth zu verlieren, daher auch der Herzog von Medinaceli, welchen Philipp eigentlich dem Herzog Alba zum Nachfolger beſtimmt hatte, lieber dieſem Letztern die Statthalterwürde ließ, einem ſo allſeitig beunruhigten und in Bewegung geſetzten Lande vorzuſtehen ſich nicht getrauend. Denn des Prinzen Wilhelm von Oranien Bruder, Graf Ludwig von Naſſau beſchäftigte zugleich die Spanier in Hennegau, und da Alba die Behauptung dieſer Provinz und ihrer Feſtungen für das wichtigſte hielt, um gegen Frankreich geſichert zu ſeyn, ſo hatte der Prinz Wilhelm von Oranien um ſo freiern Spielraum in Nordholland, woraus er auch die Spanier ganz vertrieb. Seeland, Geldern und Oberyßel führten daher im Jul. 1572 den reformirten Gottesdienſt ein, und der Adel und die Städte die es mit dem Prinzen hielten, kamen nun am 15. Sept. in Dortrecht zuſammen, und hier ward der erſte Grund zu dem Staate der vereinigten Niederlande gelegt. Der Prinz ward für den rechtmäßigen königlichen Statthalter in Holland, Seeland und Utrecht erkannt. Er bemächtigte ſich von hier aus noch der Städte Rotterdam, Schiedam, Delfshaven, Woerden, Schoonhofen und Roermonde. Delft trat von ſelbſt über. Nun drang er in Brabant ein, wo er nicht minder glücklich war. Manche von den weggenommenen Städten nahm Alba wieder ein, aber dieſer benutzte dieſe glückliche Zeit, bat um ſeine Entlaſſung, um noch mit Ruhm von dem Schauplatz abzutreten, da er wußte, daß Philipp ihn ſonſt würde abrufen, der

endlich ſelbſt eingeſehen, daß die Härte Alba's und ſein ſtrenger Sinn die Niederlande nur noch mehr der ſpaniſchen Regierung entfremdet habe. 1573 verließ Alba die Niederlande, wo er während der ſechs Jahre ſeiner Statthalterſchaft wenigſtens 18000 Ketzer und Aufrührer durch des Henkers Hand aus der Welt geſchafft hatte.

Sein Nachfolger war der bisherige mailändiſche Statthalter, Don Louis de Requeſens y Zuniga, der den Ruhm eines gleich geſchickten Feldherrn und Staatsmanns hatte. Er, der immer laut die Verfahrungsart des Herzogs Alba getadelt, verſuchte ſogleich durch gütliche Unterhandlungen zu ſeinem Zweck zu kommen, aber ohne Erfolg. Allein dieſe Geſinnungen und Mangel an Geld machten ihn daher weniger kühn, die Gegner aber wurden es immer mehr. Die nun ſchon ganz revolutionirten nördlichen Provinzen verbanden ſich immer feſter, und unterſtützten ihren Feldherrn Wilhelm von Oranien treflich. Vergebens verſuchten die Spanier die verlohrnen Städte wieder zu gewinnen; die Geuſen vertheidigten ſich eben ſo ſinnreich als tapfer. Da ſie kein Mittel ſahen, die von Requeſens belagerte Stadt Leiden zu entſetzen, ſo ſchlug der Prinz vor, die Schleuſen zu öfnen, die Dämme zu durchſtechen, und ſo die Spanier wegzuſchwemmen. Es geſchah. Die ſeeländiſchen Schiffer, meiſtens zerſchoſſene Krüppel, beſtiegen ihre Kähne und ruderten über die überſchwemmten Felder hin, indeß die Spanier Hals über Kopf davon liefen, um nicht zu ertrinken. Die brave Stadt hatte ſelbſt durch den Hungertod von 6000 armen Bürgern nicht zur Ue-

hergabe bewegt werden können. Aus Dankbarkeit bewilligten ihr die vereinigten Niederlande die Zollfreiheit auf einige Jahre, oder eine Univerſität. Die Bürger wählten das letztere, und ſeitdem beſteht dort dieſe durch trefliche Gelehrte hochberühmte Anſtalt (1575). Noch immer hatten die Staaten ſoviel Ehrfurcht für den König, daß ſie den Stiftungsbrief in ſeinem Namen ausfertigten. Um eben die Zeit ernannten ſie den Prinzen von Oranien zum Gouverneur aller verbündeten Staaten während des Krieges, und entwarfen einen eigenen Regierungsplan für Holland und Seeland.

Erſt im Herbſte dieſes Jahres, da Philipp immer neue Truppen aus Spanien ſchickte, und die Verbündeten in größere Bedrängniß geriethen, that der Prinz den Vorſchlag, ſich der ſpaniſchen Herrſchaft ganz zu entziehen, und bei einer andern Macht Schutz zu ſuchen. Seitdem überſchwemmten deutſche, engliſche und franzöſiſche Völker die Niederlande, die dadurch allerdings nicht wenig unterſtützt, aber auch nicht wenig ausgeſogen wurden.

Im März 1576 ſtarb der Statthalter Requeſens. Hatte er auch nicht wie Alba durch das Schwerdt ſo viele hingerichtet, ſo hatte er doch nicht minder durch Verbannungen das Land einer faſt eben ſo großen Anzahl arbeitſamer Leute beraubt. Wie mußte der Wohlſtand ſinken, wenn nun auch die losgelaſſenen ſpaniſchen Soldaten wütheten, um ſich für das lange Ausbleiben des Soldes ſchadlos zu halten. Reiche Städte, wie Maſtricht und Antwerpen, überfielen ſie, und unter den ſchrecklichſten Mißhandlungen der Einwohner plünderten ſie ſie

rein aus. Einen Theil der letztern Stadt legten ſie ganz in Aſche, und die Summe der daraus geraubten Güter rechnete man auf vier Millionen. Vorfälle dieſer Art dienten nur dazu, noch immer mehrere Städte zum Beitritt zu dem Freiheitsbunde zu bewegen.

Jetzt wankte die ſpaniſche Herrſchaft in den Niederlanden mehr als je. Mit böſen Ahnungen zog am 4. Nov. 1576 der neue Statthalter Don Jouan d'Auſtria, des Königs natürlicher Bruder, in Luxemburg ein. Beſchränkt durch das Mißtrauen ſeines Bruders und durch unaufhörlichen Geldmangel, mußte er ſchon Unterhandlungen mit den Diſſidenten ſchließen und ſchimpfliche Bedingungen eingehen. Selbſt die mit einem zehnjährigen Raube beladenen ſpaniſchen Soldaten mußte er nach Hauſe ſchicken, ehe er als Statthalter ſeinen Einzug in Brüſſel halten konnte. Und dennoch ward er von den Staaten von Holland und Seeland nicht anerkannt. Bald wurden die Ausſichten wieder kriegeriſch, und die Staaten ſahen ſich aufs neue nach fremdem Beiſtande um. Einige, die dem Prinzen von Oranien die allzuhohe Macht mißgönnten, ſandten heimlich nach Wien, und baten ſich den öſtreichiſchen Erzherzog Matthias zum Statthalter aus. Seine Ankunft erregte bei den übrigen, die von dem Handel nichts wußten, großes Mißvergnügen, da man ihn indeſſen, als des Kaiſers Bruder, nicht wieder zurückzuſchicken wagte, ſo ſchlug Oranien vor, ihn zum allgemeinen Statthalter zu ernennen, und Don Juan abzuſetzen, übrigens aber ſich nicht an ihn zu kehren. Im Auguſt 1578 kam auch der Herzog

Franz Herkules von Anjou, Katharinens von Medici jüngſter Sohn, mit einem franzöſiſchen Heere den Staaten zu Hülfe. Auch Eliſabeth ſandte noch immer kleine Truppencontingente herüber. Die Unruhen gährten immer brauſender durch die Provinzen, als Don Juan d'Auſtria ſtarb. (1. Okt. 1578).

Auf ſeinen Vorſchlag ward der Prinz und nachherige Herzog Alexander von Parma ſein Nachfolger, ein kluger und thätiger Regent, und beſonders als treflicher Feldherr berühmt. Nur ein ſolcher Mann konnte den völligen Abfall der Niederlande verhindern. Er bediente ſich dabei ſehr liſtig der innern Zwiſtigkeiten, die unter den Bundesgenoſſen ſelbſt ausgebrochen waren. Theils neideten ſich die verſchiedenen fremden und einheimiſchen Befehlshaber einander um ihr Anſehen, theils diente die Religion zum Zankapfel. Ein Edict der Stände, das beiden Religionspartheyen gleiche Rechte zuſicherte, wurde von den reformirten Predigern mit dem größten Eifer angefochten, und zu einer Zeit, wo alle für einen hätten ſtehen ſollen, zankten ſie ſich um Glaubenslehren, und verabſcheuten ſich unter einander mehr als die Spanier. Noch jetzt wäre es dem Könige von Spanien leicht geweſen, ſie wieder zum Gehorſam zu bringen, hätte er ſeinem Statthalter mehr Nachdruck geben können, und alle Religionsrückſichten beſeitigen wollen. Wirklich traten einige Große von der Diſſidentenparthey, des langen Haders müde, freiwillig wieder zum Könige über. Der Erzherzog Matthias kehrte ſchon 1581 nach Wien, und der Herzog von Anjou 1583 nach

Frankreich zurück. Doch war während aller dieſer Uneinigkeiten die eigentliche Verbindung der nachher ſo genannten vereinigten Niederlande zu Utrecht 1579 geſchloſſen worden. Sie beſtand aus den Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern (nebſt Zütphen), Oberyſſel, Gröningen und Friesland.

Der Prinz von Parma führte indeſſen den Krieg mit dem größten Nachdruck fort. Um die Diſſidenten ihres treflichen Hauptes, des Prinzen von Oranien, zu berauben, erklärte er denſelben für einen Rebellen und Majeſtätsverbrecher, und ſetzte einen Preis von 25,000 Kronen und den Adel darauf, wenn ihn jemand lebendig oder todt liefern würde. Der erſte, der ſich dieſen Preis zu verdienen eilte, war ein Biscayer, Johann Janregui, deſſen Finanzen durch Unglück im Handel zerrüttet worden waren. Er offenbarte ſein Vorhaben einem Dominicaner in der Beichte, und empfing die Losſprechung und das Abendmahl von ihm. Hierdurch geſtärkt, ging er am 18 März 1582 nach dem Schloſſe, wo der Prinz wohnte, überreichte ihm in Gegenwart mehrerer Edelleute eine Bittſchrift, und drückte, während er ſie las, eine Piſtole auf ihn ab. Der Schuß ſtreifte den Hals, und der Prinz fiel in Ohnmacht. Der Mörder war in der erſten Hitze von den Umſtehenden getödtet worden, und noch nachher wurde ſein Leichnam von Pferden zerriſſen.

Verſchiedene andere Verſuche, den Prinzen zu ermorden, mißlangen gleichfalls. Endlich übernahm es ein Franzoſe, der ſich Franz Guion nannte, mit beſſerem Erfolge. Er empfahl ſich dem Herzog

durch ſeine verſtellte Ergebenheit und durch ſeinen Eifer für die reformirte Religion, und ward von ihm zu verſchiedenen geheimen Geſchäften gebraucht. Für das Geld, das ihm der Prinz geſchenkt hatte, kaufte er ſich ein Paar Piſtolen, die er, jede mit drey Kugeln geladen, zu ſich ſteckte. (10. Jul. 1584). Er ſtellte ſich vor die Thür des fürſtlichen Speiſeſaals (es war zu Delft), während der Prinz zu Tiſche ſaß, und ſchoß ihn, eben da er nach der Mahlzeit heraustrat, ſo geſchickt mitten durch den Leib, daß er auf der Stelle todt niederfiel. *) Der Mörder ward auf der Flucht ergriffen, und geſtand im peinlichen Verhör, daß er aus der Grafſchaft Burgund gebürtig ſey, und eigentlich Balthaſard Gerhard heiße, daß er den Mordanſchlag gegen den Prinzen ſchon lange gehegt, und blos deswegen nach Holland gekommen ſey. Auch er hatte nicht nur von einem Franziskaner zu Tournay die Abſolution für ſeine That im Voraus erhalten, ſondern er war ſogar von einem Jeſuiten recht eigentlich zuerſt dazu beredet worden, der ihm die Verſicherung gegeben hatte, daß er ſich durch die Ermordung dieſes Rebellen und Ketzerhaupts die Märtyrerkrone und hohe Ehre im Himmelreich verdienen werde. Ja er hatte dem Prinzen von Parma ſelbſt ſein Vorhaben eröfnet, und nicht blos deſſen Beifall, ſondern auch das Verſprechen der auf die That geſetzten Belohnung erhalten. Aber beides half ihm jetzt nichts, da er noch im Gebiete der vereinigten Staaten ergriffen worden war. Seine Strafe war,

*) Im 52ſten Jahre ſeines Alters.

dem Geiſte der Zeit gemäß, entſetzlich. Außer ihm waren noch vier andere Kerle in Delft mit demſelben Anſchlage gegen den Prinzen umgegangen.

Der Verluſt dieſes treflichen Staatsmanns war gleichwohl nicht unerſetzlich. Außer einem in ſpaniſcher Gefangenſchaft ſchmachtenden Sohne hinterließ er noch 2 andere, die ſeines Namens vollkommen würdig waren. Der älteſte von dieſen, Graf Moritz von Oranien, der ſich bisher auf der Univerſität zu Leiden mit den Wiſſenſchaften beſchäftigt hatte, zeigte, obgleich kaum 17 Jahr alt, einen ſo reifen und zu Geſchäften tüchtigen Verſtand, daß ihm die Staaten unbedenklich den ehrenvollen Poſten ſeines Vaters übertrugen. Indeſſen dauerte das Kriegsglück des Prinzen von Parma fort, und 1585 fiel auch Antwerpen nach langer Belagerung in ſeine Hände. Die Belagerten hatten ſich muthig vertheidigt, bis der Herzog von Parma durch eine mit vielem Mechanismus angelegte Schiffbrücke ihnen die Zufuhr ſperrte. Ein italiäniſcher Baumeiſter, Gianibelli, ließ zwar zwey Brander mit beſonderer Kunſt verfertigt, dagegen losziehen, von denen der eine auch einen Theil der Brücke zerſtörte und durch ſeine gewaltſame Exploſion 800 Spanier tödtete, aber die Ausgeſchickten, ſelbſt über dieſe ungeheure Erſchütterung erſchreckt, waren entflohen und hatten alſo von den Wirkungen nur unvollſtändige Kunde in die Stadt gebracht, ſo daß man nun hier nicht ſolche ſchnelle Vorkehrungen traf, als nöthig geweſen wäre, die Brücke vollends zu zerſtören. Die Stadt ergab ſich alſo endlich, und weil die Niederländer nun immer mehr in Sorge geriethen, ſo bo-

ten ſie endlich ihr Land dem Könige Heinrich III. von Frankreich an. Aber dieſer fürchtete zu ſehr die Gewalt der Ligue am Ende, wenn Spanien die Unterſtützung, die es ihr bis jetzt heimlich gab, nun öffentlich konnte zufließen laſſen, und in dem Könige lebte wohl nicht ſoviel Kühnheit, um einem zwar glänzenden, aber ſo ſchwierigen Unternehmen ſich zu unterziehen. Man wandte ſich hierauf an Eliſabeth von England, und dieſe, obgleich ihre erſte Antwort verneinend ausfiel, war doch gar nicht ſo abgeneigt, den Vorſchlag anzunehmen. Sie wollte es aus Furcht vor Spanien nur nicht ſo offenbar, und dann auch unter beſſern Bedingungen thun, als ihr die Staaten anboten. Dies wurde man bald an dem Betragen ihres Generals, des Herzogs von Leiceſter, gewahr, der eine Menge geheimer Inſtructionen hatte, und es ganz darauf anlegte, erſt die Spanier zu vertreiben, und dann beiläufig das Land für ſich zu erobern. Dies machte, daß man den Grafen Moritz zum ordentlichen Statthalter der 7 vereinigten Provinzen beſtellte, und ihm eine Macht gab, mit der er dem Engländer die Wage halten konnte.

Dieſe Maaßregel kam aus dem Kopfe eines der feinſten Staatsmänner, des ſogenannten Penſionärs von Rotterdam, Johann von Oldenbarneveld, nachherigen Advokaten (d. h. Landſyndicus) von Holland. Er und Moritz führten die Sache bis ans Ende glücklich durch, trotz den Uneinigkeiten und Einflüſſen der engliſchen Leiceſterſchen Parthey und trotz den großen Talenten des Herzogs von Parma, deſſen Siege um ſo gefährlicher waren, mit je grö-

ßerer Schonung und Mäßigkeit er verfuhr. Nach ſeinem Tode 1592 erleichterte den Niederländern ihre Unternehmungen die Uneinigkeit in dem ſpaniſchen Regierungsrathe, daher auch der neue abgeſchickte Statthalter Erzherzog von Oeſtreich ſchon 1594 Friedensvorſchläge thun ließ, die aber nicht angenommen wurden. Der Prinz Moritz benutzte vielmehr die unter den ſpaniſchen Truppen ausgebrochene Eiferſucht zwiſchen den Spaniern und Italienern, deren Grund zuletzt aber in dem ſpaniſchen Geldmangel lag, zu ſeinem Vortheile. Auch die Verwickelung Philipps in die franzöſiſchen Händel und der Krieg, den er mit Heinrich IV. führte, kam ihm ſehr zu Statten.

Philipp verſuchte ein neues Mittel, die verlornen Provinzen wieder an ſich zu ziehen. Er vermählte ſeine Infantin Iſabelle mit dem Erzherzog Albrecht, und beſtimmte ihr die Grafſchaft Burgund und die Niederlande zum Brautſchatze. Auf dieſe Weiſe, wo die Niederländer dem Scheine nach keine Provinz, ſondern einen ſelbſtſtändigen Staat ausmachten, hoffte Philipp, würden die Staaten zum Vergleich geneigter ſeyn, zugleich unterhandelte er mit England und Frankreich um Frieden. Mit dem letztern Reiche kam er zu Stande, aber England blieb verbunden mit den Niederlanden durch einen neuen Vertrag, und die Staaten ſetzten den Krieg unverdroſſen fort. Denn die Bedingungen, unter welchen die Niederlande abgetreten wurden, ließen ein ſehr nahes Verhältniß zwiſchen Spanien und dieſem Lande ſtehen, und ſetzten eine große Möglichkeit des Rückfalls an das erſt gedachte Land.

Da auch nun nach Philipps II. Tode ein Gebot von Philipp III. ausging, welches allen Handel zwiſchen Spanien und den vereinigten Niederlanden, der bis jetzt trotz des Krieges erlaubt geweſen war, verbot, ſo fing der Krieg nun auch zur See an. Eine ſtarke Flotte ward ausgerüſtet, und die Staaten verboten allen neutralen Völkern auch den Handel nach Spanien, wenn ſie nicht als Feinde behandelt ſeyn wollten. Die niederländiſche Flotte landete auf den canariſchen Inſeln, und man fing nun an, ſelbſt nach Oſtindien zu handeln, welches auch bald, zu ihren Vortheil und den Spaniern zum großen Schaden, gelang. Nicht weniger eifrig ward die Seekaperei von beiden Seiten ausgeübt. Um nun die Flanderer daran zu verhindern, ging das Landheer unter dem Prinzen Moritz in dieſe Provinz. Nachdem er bei Nievport die Spanier geſchlagen hatte, die Spaniſchen Truppen wie gewöhnlich aus Mangel an Sold rebellirten, während Moritz die Seinigen durch eine ordentliche Vertheilung auf die Staaten immer richtig beſolden konnte, wuchs die Hofnung, Oſtende, welches von dem Erzherzog ſeiner Wichtigkeit wegen belagert ward, zu entſetzen. Aber dieſes mißlang, und Oſtende ergab ſich endlich nach einer Belagerung, merkwürdig durch ihre Dauer und die dabei vorgenommenen Anſtrengungen von beiden Seiten. Die Garniſon hatte ſich ſo tapfer vertheidigt, daß, als endlich Spinola, nachdem er mit großer Mühe und Arbeit in dem Hafen einen Damm erbaut hatte, der alle Ein- und Ausfuhr verhinderte, und ein Entſatz vom Lande nicht

thunlich war, ſeinen Einzug mit dem Erzherzog hielt, man nichts als einen leeren Platz voll unförmlicher Hügel und Graben fand. Die Einwohner ſelbſt begaben ſich nach Sluis, um nicht länger einen Schutthaufen zu bewohnen, wo während einer jährigen Belagerung 100,000 Menſchen ihr Grab gefunden hatten. Auch machte der neue König von England, Jakob, Frieden, welches nun auch die Folge hatte, daß die Spanier ſuchten, jetzt ihre Truppen über die See von Spanien nach den Niederlanden, als auf einem kürzern Wege, zu führen. Aber glücklicherweiſe vernichteten die Holländer gleich den erſten Transport und verleideten den Spaniern dieſen von Spinola gemachten Vorſchlag. Auch erhielt ihre Flotte einen Sieg unter dem tapfern Admiral Heemskerk, über die Spaniſche bei Gibraltar.

Dieſes Glück zur See half den Holländern, die zu Lande gegen Spinola nicht viel ausrichteten, am meiſten, ſie machten nemlich den Geldmangel der Spanier immer drückender. Die amerikaniſchen Flotten waren immer in Gefahr aufgefangen zu werden, und konnten alſo nicht ankommen, die portugieſiſche Handlung ward immer mehr zerſtöhrt, ein neuer Krieg drohete in Italien. Das Uebel, wenn die vereinigten Staaten zuletzt in der Noth ſich Frankreich ergäben, ſchien größer, als ihnen Selbſtſtändigkeit zuzugeſtehen, und Spinola unterſtützte dieſe Vorſtellungen des ſpaniſchen Hofes durch ſein Zureden. Der Erzherzog und Iſabella gingen die Bedingung ein, mit den Niederländern als freien Völkern zu handeln. Spanien und der Erzherzog ließen es ſich gefallen, den Titel und das Wappen der ver-

einigten Niederlande abzulegen, und ſchloſſen einen Waffenſtillſtand auf 12 Jahr. Holland hatte die mitten in ſeinen Kriegen erworbene Handelſchaft nach Oſtindien gegen Philipp behauptet, und ſah ſich unter die Reihe ſelbſtſtändiger Staaten geſetzt, deren Freundſchaft von den andern längſt ſchon beſtehenden Mächten Europens geſucht ward.

3.

Die Remonſtranten.

(Seit 1608.)

Der Waffenſtillſtand war eigentlich ganz gegen Moritzens Willen von Oldenbarneveld durchgeſetzt, denn der Prinz wünſchte den Krieg fortgeführt, indem er ein größeres Uebergewicht in der Regierung ſich allmälig aneignen zu können hoffte. Es entſtand daher zwiſchen beiden eine Eiferſucht, die um ſo ſtärker war, jemehr jeder von ihnen gleiche Anſprüche auf Dankbarkeit der Nation machte. Das Feuer der Eiferſucht glühte ſo lange in der Aſche, bis eine ganz fremdartige Materie daran ſtieß, und es zum hellen Ausbruch brachte. Dies war ein Religionsſtreit.

Zu Leiden wohnten zwey Doctoren der Theologie, Jakob Arminius und Franz Gomarus, welche über die Lehre von den göttlichen Rathſchlüſſen ganz verſchiedener Meinung waren. Der eine lehrte, es ſey Gott lieb, wenn alle Menſchen gut würden, er zwinge aber niemanden dazu; wo ſich indeſſen jemand bekehre, und ſein Vertrauen auf

Chriſtum ſetze, dem vergebe er ſeine Miſſethat, und ſchenke ihm das ewige Leben. Gomarus behauptete dagegen mit Calvin, es ſey durch einen ewigen göttlichen Rathſchluß beſtimmt, welche Menſchen ſelig, und welche verdammt werden ſollten; Gott ziehe daher ſeine Auserwählten durch die wunderbarſten Mittel zur Beſſerung, und laſſe andere gefliſſentlich in ihren Sünden. — Beide Lehren verbreiteten ſich bald durch die Schüler jener Männer im ganzen Lande, doch fand die letztere bei weitem die meiſten Anhänger. Auf allen Kanzeln hörte man jetzt vom Rathſchluſſe Gottes predigen, und in allen Bierhäuſern darüber diſputiren. Aus den Diſpüten wurden Schlägereien und aus den theologiſchen Streiten bürgerliche Factionen. Sogleich knüpfte ſich nun der alte Haß an die neue Gelegenheit an, und Oldenbarneveld hatte ſich nicht ſobald für die Arminianer erklärt, als Moritz öffentlich die Parthey der Gomariſten nahm. Jene übergaben, als der ſchwächere Theil, den Staaten von Holland eine Vorſtellung (Remonstrantie) und baten, daß man ſie in einer rechtmäßigen Synode hören, und wenn kein Verein möglich wäre, ihren Gegnern wenigſtens Stillſchweigen auflegen möchte. Dagegen überreichten die Gomariſten eine Contraremonſtrantie, worin ſie jene Mamelucken und Teufel nannten, und ſie mit den Cananitern verglichen, die Gott zu vertilgen befohlen, und mit den Baalspfaffen, die Elias geſchlachtet habe. Seitdem nannte man die beiden Partheyen Remonſtranten und Contraremonſtranten. Der Streit erhielt eine ſolche Wichtigkeit, daß der König Jacob I. von England, den ſolche Sachen

ſehr intereſſirten, ſich darein miſchte, und den Nachfolger des Arminius (er ſelbſt war ſchon geſtorben) in einem Schreiben an die Staaten des Feuers würdig erklärte.

Die Stadt Rotterdam hatte damals einen jungen, ſehr gelehrten und klugen Penſionär (Agenten) Namens Hugo de Groot, gewöhnlich Hugo Grotius genannt. Auf den Rath dieſes Mannes erließen die Staaten von Holland im Jan. 1614 ein Edict, worin ſie den Predigern befahlen, den Streit über die Vorherbeſtimmung auf keine Weiſe mehr unter das Volk zu bringen, und ſich mit einander in Liebe und Einigkeit auszugleichen. Die Remonſtranten unterwarfen ſich dieſer billigen Verordnung ſogleich, nicht aber die Contraremonſtranten. Dieſe ſchrieen vielmehr laut, dadurch ſey das Predigen der Wahrheit verboten.

Weil die Remonſtranten jetzt ihres Lebens nicht mehr ſicher waren, ſo drangen ſie nicht nur mit wiederholtem Ernſt auf eine allgemeine Synode, ſondern nahmen auch zu ihrem Schutze eine eigene Stadtwache an, Waardgelders genannt, die ſie gegen alle bürgerliche Beeinträchtigungen ſchützen ſollte. Beides betrachtete der Statthalter als einen Eingriff in ſeine Rechte und als eine Beſchränkung ſeines Anſehens. Da er erfuhr, daß Oldenbarneveld zwey Geſandte, die Penſionäre von Leiden und Rotterdam, Hogerbeets und Hugo de Groot, nach Utrecht ſchicken wolle, um daſelbſt die Aufhebung der Stadtſoldaten, die er befohlen hatte, zu hindern, ſo ließ er beide aufgreifen und gefangen nach dem Haag bringen. Auch Oldenbarneveld ſel-

her ward eingezogen, desgleichen der Staatsſecretär Ledenberg, der die Errichtung der Waardgelders zuerſt in Vorſchlag gebracht hatte. Moritzens Maaßregeln waren ſo entſchloſſen genommen und durchgeführt, daß das Volk, ungeachtet es laut über die Ungerechtigkeit ſchrie, doch nichts zur Rettung dieſer treflichen Männer wagte. Er ging darauf noch weiter. Alle remonſtrantiſch geſinnte Obrigkeiten wurden abgeſetzt. Dann ward jenen vier Gefangenen als Revolutionären der Proceß gemacht. Ledenberg brachte ſich ſelbſt ums Leben, da man ihm mit der Folter gedroht hatte. Oldenbarneveld mußte vor vier und zwanzig Richtern erſcheinen, zu denen man eine ärgſten Feinde ausgeſucht hatte. Es verſteht ſich, daß ſie ihn aus tauſend Gründen, von denen kein einziger erwieſen war, zum Tode verurtheilten. So endigte der 72jährige Greis ſein rühmliches Leben, von dem er die Hälfte dem treuſten Dienſte ſeines Vaterlandes geopfert hatte, auf dem Blutgerüſte (13. May 1619). Hogerbeets und de Groot wurden zum ewigen Gefängniſſe verurtheilt, aus welchem der letztere durch ſeine treue und verſchmitzte Gattin gerettet ward, die ihn in einer Bücherkiſte vor den Augen ſeiner Wächter, die den Betrug nicht ahnten, heraustragen ließ *).

*) Er ging darauf nach Frankreich, wo ihm der König von Frankreich ein Jahrgehalt gab, welches ihm aber Richelieu, deſſen Ungnade er ſich zugezogen, nachher nahm. Oxenſtiern machte ihn darauf zum ſchwediſchen Geſandten in Paris, in welcher Würde er zehn Jahr blieb, immer mit mannichfaltigen gelehrten Arbeiten zugleich beſchäftigt. Zurückgerufen nach Schwe-

Seitdem der Prinz von Oranien ſeinen politiſchen Zweck mit ſeinen Nebenbuhlern erreicht hatte, ſchließen allmälig auch die religiöſen Kämpfe mit den Leidenſchaften ein, denen ſie gedient hatten.

---

den von der Königin Chriſtina, wollte ihm der Hof und das Clima nicht gefallen. Auf ſeiner Rückreiſe ſtarb er zu Roſtok 1645. Die alte Litteratur, die Theologie, die Geſchichte (Annales belgic) die Philoſophie, (ſein Werk über das Recht des Krieges und des Friedens) hat er mit Ruhm und Geiſt bearbeitet.

VIII.

Italien.

Italien hat in dem Zeitraum, mit dem das 6. und 7. Buch begonnen, eine ganz neue Geſtalt gewonnen. Jenes regſame Leben, aus dem Streben der Alleinherrſchaft entſtanden und durch die Mannichfaltigkeit der Staatsgeſtalten modificirt, iſt verloren gegangen, und ſpaniſcher und franzöſiſcher Einfluß kämpfen um dieſes und in dieſem Lande. Die Päpſte wurden immer mehr Landesherrn, und ernſtlicher ward der Zweck, einen Kirchenſtaat zu bilden. Ihre geiſtliche Gewalt und nothwendig ihr Reichthum hatte durch die Reformation verloren, und mit den Jeſuiten an der Seite ſtrebten ſie durch ihre Miſſionen ihr Machtgebiet zu vergrößern, und durch gleiche Waffen der Gelehrſamkeit, aber vergebens, den neuen Geiſt, der auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft entſtanden war, zu zerſtören. Die Büchercenſur ward ein neues Geſchäft, das für ſie entſtand. In Italien ſelbſt hatten ſie, ſeitdem Spanien im Beſitz Neapels war, um ſo mehr verloren, jemehr trotz des Zuſammenhangs zwiſchen Katholicismus und ſpaniſcher Regierungsform von dieſen die landesherrliche Rechte behauptet wurden. Obgleich nun in den vorigen Erzählungen der Kriege in Italien die Hauptveränderungen angegeben ſind, ſo ſoll

hier doch noch einzelnes nachgeholt werden, was einer beſondern Auszeichnung bedarf.

I.

Der Kirchenſtaat.

(1492 — 1605.)

Unter diejenigen, welche am meiſten zur Gründung deſſelben beigetragen haben, gehört unſtreitig Alexander VI. Er war eigentlich ein Spanier, aus dem Geſchlecht der Borgia und von Calixtus III. (ſiehe oben Theil V.) nach Italien gezogen und zu geiſtlichen Würden erhoben, ſo daß er zuletzt im Jahr 1492 auch Papſt ward. Die Kühnheit und der Ehrgeitz, welcher ſeinen Verwandten und Gönner, den Papſt Calixtus III. ausgezeichnet hatte, war auch in ihm, und äußerte ſich vorzüglich in der Idee, welche er hatte, im Grunde auf Koſten des Kirchenſtaats einen eigenen Staat zu errichten, für ſeinen mit außerordentlicher Liebe von ihm umfangenen Sohn Cåſar Borgia. So wenig unerhört es war bei den Päpſten, Familie zu haben, ſo fiel es bei Alexander VI. auf, daß er das, was andere mit anſtändigern Namen von Vettern und Neffen bedekten, unbefangen enthüllte, und kein Geheimniß daraus machte, daß die beiden von ihm zu Kardinälen erhobenen Kinder der Roſa Vanozza, Johann und Cåſar Borgia ſeine Söhne ſeyen, und unter dieſen Cåſar ſein Liebling, der die Kraft des Spaniers mit dem wilden Feuer der Italiener bewunderungswürdig verband, und ſchon früh alle ſeine Geſpielen übertroffen hatte in der Führung der Waf-

ſen, in der Kunſt wilde Pferde zu tummeln, und mit einem Hiebe den Kopf eines Stiers herunter zu hauen. Ein ſolcher kühner und kräftiger Menſch ſchien würdig, der Stifter einer neuen Dynaſtie in Italien zu werden. Die Unruhen in Italien, die der Papſt Alexander VI. ſelbſt veranlaßte, ſollten ihm Gelegenheit geben, um im Trüben zu fiſchen, ſein Netz auswerfend, nicht aus dem Schiffe Petri, ſondern Borgias, wie ein Geſchichtſchreiber (Baco) ſagt. Anfangs war es auf Neapel angeſehen, wobei denen, welchen der V. Theil noch erinnerlich iſt, die Möglichkeit leicht begreiflich ſeyn wird. Aber der ſchlechte Ausgang und der unvortheilhafte Kampf mit Karl VIII. von Frankreich iſt ſchon oben erzählt. Um aber theils auf einem andern Wege den mißlungenen Plan auszuführen, theils um zugleich gegen franzöſiſche und andere fremde Eingriffe künftig einen feſten Haltungspunkt zu haben, richtete er nun ſeine Aufmerkſamkeit auf den Kirchenſtaat, aus dem aber, wenn er zu einem kräftigen Punkte ſollte gemacht werden, die aus den vorigen Theilen bekannten Vicarien oder kleinen Tyrannen, welche dieſen Staat ganz zerſtückelt hatten, vertrieben werden mußten. Johann Borgia, Herzog von Gandia, der älteſte Sohn des Papſtes, ward nun an die Spitze der päpſtlichen Soldaten geſtellt, um dies auszuführen, und um ihn furchtbarer zu machen und mehr Kräfte zu geben, ward Benevent zu einem Herzogthum erhoben, und Johann Borgia damit beſchenkt. Aber die baldige Ermordung dieſes Johanns, als er eines Abends von einem Familienſchmauſe auf der Villa ſeiner Mutter Vanozza, zu-

rückkehrte, zerſtörte dieſen Plan, oder vielmehr gab ſeine Ausführung in die Hände des andern Sohnes Cäſar Borgia, den man ſogar als Urheber dieſes Mordes nennt, und dieſes Verbrechen noch ſchrecklicher macht durch die Vermuthung, daß es aus Eiferſucht gegen ſeinen Bruder über ihre Schweſter Lucretia Borgia geſchehen ſey. Indeſſen liegt die Vermuthung faſt noch näher, daß es durch irgend einen von jenen bedrängten Vikarien konnte geſchehen ſeyn, der die Wichtigkeit und Gefährlichkeit eines ſolchen Menſchen kannte.

Alexander VI. empfand dieſen Verluſt für ſeine Liebe und ſeine Zwecke ſo tief, daß er vor Traurigkeit über dieſe Nachricht ſich 3 Tage lang allem Umgang entzog, nicht aß und nicht ſchlief. Indeſſen erbte nun Cäſar die Güter und Würden des Ermordeten und zugleich ſeine Plane. Dieſe wurden jetzt von der veränderten Lage der Dinge begünſtigt. Ludwig XII. war ſeit 1498 König von Frankreich geworden, und brauchte wegen der oben erzählten Eheſcheidung des Papſtes Beiſtand, wofür er den ſeinigen dem Papſte anbot. Cäſar reiſete ſelbſt nach Frankreich, erhielt eine franzöſiſche Prinzeſſin zur Frau, den Titel eines Herzogs von Valentinois und 40,000 Livres jährlicher Einkünfte. Die franzöſiſchen Truppen, die um dieſe Zeit Mailand eroberten, unterſtützten nun auch Cäſar Borgia, während ſein Vater, der Papſt, gegen die einzelnen kleinen Tyrannen in Romagna, der Mark Ankona und Umbria die kräftigſten Bannbullen erließ. Beides wirkte ſo mächtig, daß auch in kurzem die Städte P e ſ a r o,

Imola, Rimini, Faenza, Forli, Camerino und Urbino erobert wurden.

Zu allen dieſen Unternehmungen bedurfte es aber des Geldes, das nicht mehr ſo reichlich wie ehemals aus den chriſtlichen Staaten floß. Zur Erſetzung dieſes Mangels hatten die Päpſte ſchon mancherley neue Mittel erfunden, worunter das oft ſchon genannte Jubiläum auch gehört, das auch Alexander VI. brauchte. Aber weder dieſes noch die geiſtlichen Zehnten, die vorwändlich zum Behuf des Türkenkrieges eingefordert wurden, reichten hin. Andere Mittel mußten erwählt werden, die zugleich mit der Idee eines geiſtlichen Monarchen in Widerſpruch ſtanden. Denn geiſtliche Würden wurden an die Meiſtbietenden verkauft, ja man benutzte allerhand Veranlaſſung, reichen Prälaten durch Liſt und Bosheit anzukommen, und ſo ihre Güter zu confiſciren. Das Misvergnügen, welches dadurch bei den Bedroheten oder Bedrückten entſtand, ermangelte nun nicht, den Papſt in ein gehäſſiges Licht zu ſtellen, und die Bachanalien ſeines Hofes, ſo wie die Ausſchweifungen ſeiner Familie, welche die Gluth ſüdlicher Heftigkeit und Sinnlichkeit noch zu übertreiben ſchienen, wurden zu Anklagen, die das Andenken dieſes Papſtes mehr als jedes andern geſchändet haben.

Cäſar und der Papſt aber ließen ſich nicht irre machen, der erſtere ſtreuete auch den Saamen der Uneinigkeit im Florentiniſchen, und wollte nun auch gegen Johann von Bentivogli losgehen, den Tyrannen von Bologna, welche Stadt Cäſar zur Hauptſtadt ſeines neuen Reichs zu machen gedachte. Nun

wurde die Furcht über ſeine Herrſchaft um ſo gröſſer, und zu Perugia hielten mehrere dieſer noch übrigen kleinen Fürſten, Baglioni zu Perugia, Antonio von Venafro, Petrucci von Siena, Oliverotto von Fermo, Vitelli und Orſini eine Zuſammenkunft, auf welcher man übereinkam, den Bentivogli nicht im Stich zu laſſen, und um kräftigeren Beiſtandes willen ſich von Florenz Hülfe zu erbitten. Bei der Nachricht von dieſer Verſammlung wurden nun auch die Städte unruhig, welche ſich ſchon Cäſarn unterworfen hatten. Der Herzog von Valentinois ward beſorgt, da er ohne Truppen war, aber Florenz, aus Haß gegen die Vitelli und Orſini, bot ihm ſeine Dienſte an, und der König von Frankreich ſchickte ihm Soldaten. Indeſſen hielt es Cäſar Borgia doch für dienlicher, nach Lyſanders Ausdruck: die Löwenhaut abzulegen, und den Fuchspelz anzuziehn. Er ſtellte ſich geneigt zu einem Frieden und zu einer Unterhandlung, bei welcher um ſomehr verſprochen wurde, je weniger Cäſar zu halten gedachte. Zu einer gemeinſchaftlichen Unternehmung gegen Sinigaglia lud er jene nun zu ſich, und ordnete alles ſo ſchlau ein, daß ſobald ſie ihm nahe würden gekommen ſeyn, ſeine Begleiter ſie bewachen mußten, worauf ſie denn alle, ſobald ſie in das Zimmer Borgias gekommen waren, gefangen genommen wurden und ſämmtlich heimlich hingerichtet (1502). Der Papſt hatte indeſſen in Rom ſich der beiden andern Mitglieder der Familie Orſini, der angeſehenſten im Kirchenſtaate, bemächtigt. Beide, der eine Kardinal, der andere Erzbiſchof, wurden eben ſo, als ſie nach dem päpſtlichen Pallaſte kamen, ergriffen und ins

Gefängniß geſetzt, wo ſie nach einer harten Behandlung bald ſtarben.

Während nun Cäſar Borgia zugleich auf Spaniens und Venedigs Hülfe rechnend, ſeinem Ziele näher ging, und im Stillen auf Florenz und von neuem auf Bologna ſein Augenmerk wandte, wurden alle ſeine Hofnungen durch den Tod des Papſtes vernichtet, der ganz unvorhergeſehen war, weil er kein natürlicher war. Auf einem Weinberge nemlich ſollte mit einem großen Abendeſſen eine neue Promotion von Kardinälen gefeiert werden, und man ſagt, Alexander habe bei dieſem Feſte alle dieſe Kardinäle vergiften wollen, ſey aber in ſeine eigene Schlinge gefallen. Denn als er zuerſt dort angekommen mit ſeinem Sohn, und wegen der Hitze des Tages durſtig, trinken wollte, habe der Mundſchenk von den Flaſchen, welche der Herzog von Valentinois ihm zu jenem, von dieſem nicht gekannten Behufe eingehändigt hatte, eingeſchenkt. Beide hätten nun, gewiß ſehr unvorſichtig, wenn ſich die Sache genau ſo verhält, ganz unbefangen getrunken. Das iſt aber gewiß, daß der Papſt die Folgen des Giftes, das ihm ſeine Feinde eben ſo gut konnten gegeben haben *), bald empfand, und nicht lange darauf ſtarb (1503). Cäſar Borgias ſtärkere Natur widerſtand der Wirkung des Giftes, und er

*) Denn früher ſchon hatte man einen ertappt, welcher den Papſt vergiften wollte, weil er gewußt, war ſeine Antwort, daß auf dieſe Weiſe allein Imola, Forolivium und andere Städte von der Herrſchaft Cäſars frey ſeyn, und ihren alten Beſitzern zurückfallen würden.

wurde blos krank. Allein dieſe Krankheit verſchlimmerte die Folgen, welche ſeines Vaters Tod für ihn hatte. Denn er ward verhindert, ſchleunige Vorkehrungen zu treffen und einen bedeutenden Einfluß in die ſchnell auf einander folgenden Papſtwahlen auszuüben. Er ſah ſich daher ſehr bald ſeines Staates, da die Nachbaren und vorigen Beſitzer zugriffen, beraubt, bald auch ſeiner Freiheit, als ihn Gonſalvo von Cordova, dem er ſich, ſein Leben und ſeine Hofnungen anvertraut hatte, gewiß vorzüglich der letztern wegen gefangen ſetzte und nach Spanien ſchickte, endlich auch ſeines Lebens, als er aus ſeinem Gefängniß entwiſcht und zu ſeinem Schwager dem Könige von Navarra entflohen, in einem Kriege des Letztern fiel (1506).

So war ſein ganzes Streben vernichtet, aber die Idee deſſelben wurde von dem zweiten Nachfolger ſeines Vaters aufgefaßt und für die Kirche weiter fortgeführt. Dies war Julius II., deſſen kriegeriſcher Sinn und kräftige Kühnheit recht gemacht war, in dem Tumulte, dem Italien unterlag, dem Kirchenſtaate vortheilhafte Dienſte zu leiſten. Wir brauchen nur zu erinnern an das oben ſchon Erzählte, wie geſchickt er die Ligue von Cambray zu benutzen wußte, den Venetianern Faenza, Cervia, Ravenna und andere Städte abzunehmen, und wie er bei den Bedingungen, unter welchen er ihnen ſeine Gunſt wieder ſchenkte, die Vortheile des Papſtes und des weltlichen Regenten wahrzunehmen wußte, indem er von ihnen verlangte, daß ſie über keine geiſtliche Pfründen und Würden verfügen ſollten, den Unterthanen der Kirche freye Schiffarth auf dem

adriatiſchen Meere geben, ihre Schiffe nicht mehr unterſuchen u. ſ. w. Daß er den Herzog von Ferrara, Alphons von Eſte, zwingen wollte, kein Salz mehr in Comachio zu machen, damit die päpſtliche Salzfabrikation in Cervia größern Abſatz haben möchte, war eben ſo ſehr ein Finanzplan, als ein Mittel Frankreich anzuzapfen, welches aus Italien zu vertreiben ſein großer Plan war. Wenn es ihm alsdann auch mit Spanien gelungen, und Neapel mit dem päpſtlichen Stuhle verknüpft worden wäre, dann glaubte Julius als weltliche Macht den Papſt mit größerem Nachdrucke ſpielen zu können. Aber ſein 1513 erfolgter Tod zerſtörte des 70jährigen Greiſes jugendlichen Plan. Ihn auszuführen gelang ſeinen Nachfolgern nicht. Die unter dem folgenden Papſte Leo X., aus dem Hauſe Medicis, ausgebrochene Reformation zerſtörte die geiſtliche Macht, die zur Bildung der weltlichen würde gedient haben, gewaltig. Wagte es doch Karl V., den Papſt Clemens VII. ſieben Monate gefangen zu halten, und obgleich Paulus III. den Jeſuitenorden als ein neues Schild gegen den neuen Feind beſtätigte, ſo mußte doch auch er und ſeine Nachfolger nicht wenig Aufmerkſamkeit, Liſt und Kunſt anwenden, dem tridentiniſchen Concilium (1542 — 1563) eine dem päpſtlichen Anſehn und der herrſchenden Kirche nicht nachtheilige Wendung zu geben. Bücherverbote und Inquiſitionen konnten den geheim wirkenden Geiſt nicht unterdrücken, ein Papſt wie Pius V., voll von den Anſprüchen der geiſtlichen Macht, gab durch ſeine Nachtmalsbulle (in coena Domini 1567), gegen welche ſich alle

katholiſchen Fürſten ſetzten, mehr eine Erinnerung an das, was die Macht einſt geweſen war, als eine Prophezeihung deſſen was ſie ſeyn werde, und ein ſo kräftiger, die Zeitumſtände ohne Vorurtheil benutzender, Papſt wie Sixtus V., hat dennoch deſto und bedeutender als Regent, denn als Papſt gewirkt, wie ſein Leben, das wir hier noch erzählen wollen, zeigen wird.

Sixtus V. war der Sohn eines armen Landmanns ohnfern dem Flecken Montalto, in der Mark Ancona, Namens Peretti, und wie er ſpäterhin ſelbſt zu ſcherzen pflegte, in ſofern aus einem durchlauchtigen (illustri) Hauſe, als ſein väterliches Dach zerlöchert war, und mithin ringsumher durchleuchtet wurde (illustraretur). Weil ſeine Eltern ihn nicht lange ernähren konnten, ſo gaben ſie ihn im neunten Jahre ſeines Alters zu einem Pachter, deſſen Schweine er hüten mußte. Einem vorbeireiſenden Franciskaner, der nach Ascoli gehen wollte, und vom Wege abgekommen war, entdeckte er, indem er ihn auf den rechten Weg zurückbrachte, ſeinen Wunſch, daß ihn ein Mönch in Dienſt nehmen und Gelegenheit zum Lernen geben möchte. Jener, aus ſeinen Antworten merkend, daß dieſer Wunſch aus großer Empfänglichkeit für innere Thätigkeit hervorging, nahm ihn mit in das Kloſter Ascoli, wo er in ſeinem 13 Jahre (1534) völlig als Mönch eingekleidet wurde, und als ahndete er gleichſam das Ziel, das auf dieſem Wege ſeiner wartete, ſeinen Taufnahmen Felix (glücklich) nicht ändern wollte, trotz der hergebrachten Sitte. Hier legte er ſich

auf alte Sprachen, Rhetorick, Philoſophie und Theologie, und zeichnete ſich überall, wohin er kam, durch den eifrigſten Fleiß und durch eine faſt eigenſinnige Pünktlichkeit in der Erfüllung ſeiner Pflichten aus. Er wechſelte aber oft mit den Klöſtern und Städten, denn eben dieſer Eigenſinn, und ein Streben andere tadeln und beherrſchen zu wollen, machten ihn überall verhaßt. Beſonders ärgerte er die Mönche mit ſeiner Diſputirſucht, indem er jeden herausforderte, und vermöge ſeiner großen Geiſtesgewandtheit und Fertigkeit im Diſputiren gewöhnlich immer den Sieg davon trug. Dieſe Anmaßung, verbunden mit ſeiner wirklichen Ueberlegenheit, drückte die trägern und ungeſchickteren Mönche höchſt empfindlich. Bald verklagten ſie ihn bei den Obern, bald rächten ſie ſich ſelbſt an ihm, indem ſie z. B. das Grunzen der Schweine nachahmten, um ihn an ſeine vorige Beſchäftigung zu erinnern.

In ſeinem 25ſten Jahre (1544) ward er Vorleſer des geiſtlichen Rechts zu Rimini, 1546 zu Siena, und 1548 erhielt er im Kloſter zu Fermo die Doctorwürde. Die große Geſchicklichkeit, mit der er theologiſche Sätze wider die Gegner verfocht, und verſchiedene ſchriftſtelleriſche Verſuche machten ihn von nun an immer bekannter, und zogen ihm bald hierhin bald dorthin einen Ruf als Lehrer zu. Endlich kam er nach Rom, und erwarb ſich dort durch ſeine Predigten ſogar die Freundſchaft des berühmten Ignatius von Loyola. In Venedig, in Perugia, in Neapel — überall hielt man ihn für einen klugen und gelehrten Mann, aber auch für einen unerträglichen Streiter, und faſt immer

war der Haß ſeiner Vorgeſetzten die Urſach, warum er jeden Ort ſo bald wieder verließ. Seine bekannte Unnachgiebigkeit verſchaffte ihm endlich 1557 den Poſten eines Inquiſitors oder Ketzerrichters im venetianiſchen Gebiet. Hier kam er mit dem Senat bald ſo hart zuſammen, daß der Zänkereien gar kein Ende war, und er ſich nach zwey Jahren ſchon wieder entfernen mußte. Er kam zu einem tumultuariſchen Auftritt in Rom an. Papſt Paul IV. war eben geſtorben, und der Pöbel, erbittert auf die Inquiſition, öfnete alle Gefängniſſe derſelben, zerſchlug und beſchimpfte die herrliche Bildſäule des Papſtes und hätte ſich gewiß auch an ſeinem Leichnam vergriffen, wenn die Wache nicht ſo ſtark geweſen wäre. „Wäre ich jetzt in Venedig, ſagte der Pater Felix zu ſeinen Freunden, ſo könnte mir dort leicht bei meinem Leben begegnen, was hier dem todten Papſte widerfährt."

Dennoch ſandte der neue Papſt Pius IV. 1569 ihn noch einmal dorthin, und er ließ nichts von ſeinem Eifer nach. Bald forderte er einen zur Verantwortung vor ſich, bald ſprach er gegen einen andern den Bann aus, und als ihm der Senat bedeutete, daß jeder, dem der Inquiſitor den Prozeß mache, doch eigentlich nach den Landesgeſetzen von der weltlichen Obrigkeit beſtraft werden müſſe, ließ er eine heftige Schrift gegen den Senat an die Markuskirche anſchlagen. Aber darauf erfolgte ſchnell ein Befehl, ihn für dieſe Verwegenheit feſtzuſetzen. Eben entwiſchte er noch zu rechter Zeit, und floh nach Rom. Hier entſchädigte ihn der Papſt bald durch andere Poſten und einzelne ehrenvolle Aufträ-

ge. 1565 mußte er als Geſandſchaftstheologe den Cardinal Buoncompagno begleiten, der als Legat nach Spanien ging. Hier verſchaffte er ſich bald ein großes Anſehen, und König Philipp II., vor dem er predigen mußte, wollte ihn durchaus zu ſeinem Hofprediger machen. Er lehnte jedoch dieſe Ehre ab, und kehrte mit großen Geſchenken nach Rom zurück.

Noch in demſelben Jahre war Pius IV. geſtorben, und Peretti's alter Freund, der Cardinal von Alexandrien, unter dem Namen Pius V. zu ſeinem Nachfolger erwählt worden. Pater Felix empfand die Wirkungen der neuen Macht ſeines Freundes ſchon unterweges, er ward nämlich zum Generalvicarius oder Oberhaupt des Franziscanerordens ernannt, erhielt bald darauf ein Bisthum, und endlich 1570 die höchſte Gunſt, welche der Papſt ihm erweiſen konnte, die Cardinalswürde. Da er kein Vermögen beſaß, ſo fügte ſein erhabener Freund noch ein anſehnliches Geſchenk hinzu, und wies ihm ein Jahrgeld von 1200 Scudi an. Er ließ jetzt ſeinen Tauf- und Vaternahmen fahren, und nannte ſich von ſeinem Geburtsorte den Cardinal Montalto.

War er vom Stande des Schweinehirtenjungen ſo hoch geſtiegen, wie hätte er nicht vom Cardinal zum Papſt hinaufzurücken hoffen dürfen? In der That war dies jetzt ſein einziger Gedanke, und das Ziel aller ſeiner Beſtrebungen. Hatte er bisher in ſeinen Aemtern die größte Gewiſſenhaftigkeit, Strenge und Thätigkeit bewieſen, ſo fing er jetzt an, mit Bekämpfung ſeiner innerſten Neigung den Gleichgül-

tigen, Kalten, Nachſichtigen und Schwachen zu ſpielen; ja, da er nicht mehr fern vom funfzigſten Jahre war, ſtellte er ſich von den Vorboten des Alters ſo früh überraſcht, daß man ihn für weit älter hielt, als er wirklich war. Im Jahre 1572 ſtarb endlich ſein Gönner Pius V., nachdem er ihm noch zuletzt das Erzbisthum Fermo im Kirchenſtaate ertheilt hatte. Der Cardinal Montalto ſchlich jetzt mit beſcheidener Mine ins Conclave, ſtellte ſich in den Ränken der vielfachen Partheyen ganz unwiſſend, und verſicherte jedem Cardinal, er wiſſe wahrlich nicht, wem er nach beſtem Gewiſſen ſeine Stimme geben ſollte; er halte ſie alle für würdig, und wünſche nur ſoviel Stimmen zu haben, als Cardinäle wären. Diesmal gelang indeſſen ſeine Liſt noch nicht; man wählte den Cardinal Buoncompagno (denſelben, der als Legat in Spanien geweſen war) und rief ihn unter den Namen Gregor XIII. zum Papſte aus.

Auch unter dieſer Regierung nahm Montalto die äußere Beſcheidenheit und Genügſamkeit äußerlich an. Er fragte andere viel um Rath, drängte ſich nicht zu Geſchäften, und entzog ſich ſogar manchen, zu denen er berufen ward. Er ſagte oft, er habe zu ſeinen drey Gelübden von jeher noch das der Dankbarkeit hinzugefügt, und dadurch machte er allen die Hoffnung, als werde er es denen, die ihn einmal unterſtützen würden, vorzüglich vergelten. Er ſtellte ſich auch von aller Vorliebe für ſeine Verwandten weit entfernt, wodurch die Päpſte ſich gewöhnlich ſo verhaßt machen; ja als ſein Neffe Franz Peretti einmal um ſeiner ſchönen Frau willen auf

Anſtiften eines Herzogs von Orſini auf der Straße ermordet ward, und alle Cardinäle ihm darüber ihr Beileid bezeugten, ſchien er ſehr gefaßt dabei zu ſeyn, und veränderte ſein ruhiges Betragen ſelbſt gegen den Mörder nicht. Bei dem Volke ſuchte er ſo ſehr das Anſehen eines wohlthätigen Menſchenfreundes zu erlangen, daß er ſogar einiges Silbergeſchirr aus ſeiner Hauskapelle verſetzen ließ, um nur recht viel Geld zu Almoſen übrig zu haben. Gegen ſeine Collegen war er äußerſt verbindlich und dienſtfertig, er ehrte und lobte ſie oft, und ließ von ſeiner angeſtammten Sucht zu herrſchen nichts mehr ſehen. Seit ſeinem 60ſten Jahre fing er an zu huſten und an einem Stock zu gehen, und ſprach viel von ſeinem nahen Tode. Er bewohnte ein ſtilles Landhaus vor der Stadt, und beſchäftigte ſich mit gelehrten Arbeiten.

Endlich ſtarb Gregor XIII. am 10. April 1585. Nicht leicht waren in einem Conclave die Partheyen ſo getheilt geweſen als in dieſem, und dies war Montalto's Glück. Als man ſich über die vornehmeren Cardinäle nicht vereinigen konnte, traten einige vielbedeutende Männer zum Beſten dieſes ärmeren und ſchwächern Bruders zuſammen, und ohne die Stimmen ſchriftlich zu ſammeln, rief man ihn in der Capelle auf dem ſogenannten Wege der Adoration laut zum Papſte aus. Als die Wahl geſchehen war, ſah man den gebückten, keichenden Greis ſeine Krücke raſch wegwerfen, und mit der Munterkeit eines kraftvollen Mannes daſtehn. Das Volk erſtaunte über ſeinen majeſtätiſchen Gang, als der feierliche Zug ihn in die Peterskirche führte, und

ein Cardinal konnte ſich nicht enthalten, in ſeiner Gegenwart über ſein verändertes Anſehen eine Bemerkung zu machen. „Monſignor, ſagte Sixtus darauf (denn dieſen Namen wünſchte er zu führen), als wir noch Kardinal waren, gingen wir mit gebeugtem Nacken, weil wir die Schlüſſel des Himmels auf der Erde ſuchten; jetzt, da wir ſie gefunden haben, ſehen wir gen Himmel auf, weil wir auf der Erde nichts weiter nöthig haben." Bei dem Gaſtmahle, das er den vornehmſten Cardinälen bald nach ſeiner Thronbeſteigung gab, und bei welchem ſich viele an ihn drängten in der Hofnung zu ſeinen Vertrauten erwählt zu werden, legte er ihnen den Spruch: „du biſt Petrus, und auf dieſen Felſen will ich bauen meine Gemeine," mit ſolchem Nachdruck aus, daß keiner mehr daran dachte, ſein Mitregent ſeyn zu wollen. Er litt es nicht einmal, daß ſie etwas zu ſeiner Bequemlichkeit in ſeinem Pallaſte anordneten, und gab ſogleich ſelbſt eine Menge Befehle, die von großer Klugheit und Herrſcherkunſt zeugten.

Wie erſtaunten die betrogenen Cardinäle! Wer hätte auch an eine faſt dreißig Jahre lang fortgeführte Verſtellung glauben ſollen? Jetzt zeigte ſich ganz der alte Inquiſitor wieder, und die Neigung zum Herrſchen brach nun ſo lebhaft aus, daß ganz Rom davon erſchrocken war. Und wahrlich, er war zum Herrſcher geboren. Er hatte, ſagt ein Zeitgenoſſe von ihm, eine bewundernswürdige Kraft in ſeinen Ausdrücken, und wenn er gar im Zorne ſprach, und dazu ſeine ſchrecklichen Blicke funkeln ließ, ſo ſchien es, als wenn er donnerte. Selbſt ſeine Mil-

de war mit einem furchtbaren Ernſte vermiſcht. Als jener Orſini, der Mörder ſeines Neffen, ihm ſeinen Glückwunſch abzuſtatten kam, berührte Sixtus jene That ganz leiſe und fügte dann hinzu: „So wie wir Dir alles verzeihen, was du dem Hauſe Peretti Böſes zugefügt haſt, ſo werden wir Dir das doch nie vergeben, was du gegen den Sixtus begehen ſollteſt. Geh ſogleich, und entlaß aus Deinem Gebiete alle Banditen, denen Du bisher Aufnahme und Schutz zugeſtanden haſt. Geh und gehorche!" Der ſtolze und mächtige Herzog gehorchte nicht blos, ſondern verließ ſogar aus Furcht den Kirchenſtaat.

Es war gewöhnlich, daß am Krönungstage eines Papſtes Geld unter das Volk ausgeworfen wurde. Sixtus befahl, um die Mißbräuche dieſer Wohlthat zu verhüten, daß das beſtimmte Geld den Armen und Kranken in die Häuſer und Spitäler gebracht werden ſollte. Auch das am Krönungstage gewöhnliche prächtige Gaſtmahl ſtellte er ein, weil ihm dieſe Verſchwendung bei dem damaligen Mangel an Lebensmitteln übel angebracht ſchien. Noch ernſtlicher eiferte er gegen die Sitte, die von der vorigen Regierung her in den Gefängniſſen ſitzenden Verbrecher loszulaſſen. Dadurch wurden viele ſehr übel getäuſcht. Liederliche Menſchen nämlich, die den Nachſuchungen der Obrigkeit bis dahin noch entgangen waren, pflegten ſich nun von ſelbſt einzulaſſen, um der allgemeinen Verzeihung mit theilhaftig zu werden, und nachher aller Verantwortung quitt zu ſeyn. „Wie? rief Sixtus, als man ihn deshalb fragte, iſt es euch noch nicht genug, daß

die Richter 13 Jahre hindurch geruht haben *)? Nicht Gnade, Gerechtigkeit iſt noth, und damit jedermann ſehe, daß uns Gott deswegen auf St. Peters Stuhl erhoben habe, daß wir die Guten belohnen und die Laſterhaften beſtrafen ſollen, ſo wollen wir ſchlechterdings, daß gleich an unſerm Krönungstage viere der Strafbarſten ihr Urtheil empfangen ſollen.“ Zugleich ward dem Statthalter und ſeinen Unterbedienten angedeutet, daß ſie für jeden Gefangenen, der ſich retten würde, eine anſehnliche Strafe erlegen müßten. Den Cardinälen, die für die Verurtheilten bitten wollten, ſagte Sixtus, er ſey nicht nur feſt entſchloſſen, die Verbrecher ſtrenge zu beſtrafen, ſondern auch die genaueſte Unterſuchung anzuſtellen, von wem ſie bisher beſchützt worden wären, und wer ſie noch beſchützen wolle, um es an dieſen ebenfalls mit Schärfe zu ahnden.

In der That hatten während der ſchwachen Regierung Gregors XIII. die Straßenräuber und Banditen im päpſtlichen Gebiete ordentliche Zünfte ausgemacht, und waren bei den Kämpfen der verſchiedenen Factionen der Adeligen und höhern Geiſtlichen oft compagnieweiſe in Sold genommen worden. Die frechſten Gewaltthätigkeiten wurden ungeſtraft verübt, ganze Palläſte, ja Dörfer und Flecken ausgeplündert, und die abgeſandten Gerichtsdiener zum Fenſter hinausgeworfen. Außerdem ſah man bei dem Mangel an polizeilicher Ordnung die höchſte Ruchloſigkeit der Sitten, und Betrügereien und Aus-

*) So lange hatte nämlich die äußerſt elende Regierung des vorigen Papſtes gedauert.

ſchweifungen aller Art; Obrigkeiten trieben einen Handel mit Bedienungen, Mütter und Ehemänner mit ihren Töchtern und Weibern, und die große Armuth des Volks begünſtigte die Laſterhaftigkeit nur noch mehr.

Gregor XIII. hatte, um dem Banditenunfug zu ſteuern, zahlreiche Kriegsvölker zu Fuß und zu Pferde durch ſeine Staaten zerſtreut, ja noch 800 fremde Soldaten aus Corſika kommen laſſen. Allein dieſe dienten den Banditen nur zur Kurzweil, und verſtanden ſich bald mit ihnen. Kaum war Sixtus Papſt geworden, als er alle dieſe unnützen Waffenknechte abſchaffte, ja ſogar die Zahl der Häſcher um die Hälfte herunter ſetzte. Er wollte zeigen, daß er ſich ſelbſt genug ſey. Nicht viel Geſetze geben, aber die gegebenen auf das ſtrengſte vollziehen, war ſeine weiſe Maxime. Ein junger Menſch war eingezogen worden, weil er ein Frauenzimmer gewaltſam entführt hatte. Der Oheim des Schuldigen glaubte, weil er dem Papſte ehemals Gefälligkeiten erzeigt habe, ſeine Losſprechung leicht erhalten zu können, allein Sixtus antwortete ihm: „Ich erinnere mich Deiner Freundſchaft mit Vergnügen, doch dieſes geht Deinen Neffen nichts an. Willſt Du ſein Fürſprecher ſeyn, ſo ſey es bei Gott für ſeine Seele.“ Wirklich wurde der junge Menſch in kurzem vor dem Hauſe aufgehängt, aus welchem er das Mädchen entführt hatte, und als Sixtus erfuhr, daß die Richter ſich hatten beſtechen laſſen, um der That bei der Unterſuchung eine unſchuldigere Wendung zu geben, ließ er einen derſelben auspeitſchen, und den andern jagte er weg. Allen Gutsbeſitzern

und Gerichtsperſonen ward ſcharf anbefohlen, auf die Banditen ein wachſames Auge zu haben, ſich bei ihrer Erſcheinung gleich zu vereinigen, die Sturmglocken zu läuten, und ſo viele todtzuſchlagen oder zu fangen, als man bekommen könne. Alle Großen, die die Banditen auf irgend eine Art beſchützen würden, ſollten ſammt ihren Familien auf immer aus dem Kirchenſtaate verbannt, ihre Häuſer und Schlöſſer geſchleift, und ihre Güter eingezogen werden. Auch wurden Preiſe auf die Köpfe der Banditen geſetzt, und alle eingeſandte Köpfe wurden über den Stadtthoren und zu beiden Seiten der Brücke bei der Engelsburg aufgeſteckt. Einſt ging der Papſt durch die Stadt, und erblickte den Anführer der Landhäſcher. „Wer biſt du?“ fragte er ihn haſtig. Zitternd ſagte es jener. „Du Lügner! fuhr ihn der Papſt mit fürchterlicher Stimme an, wie kannſt du der Anführer der Landhäſcher ſeyn, da du in der Stadt herumſpazierſt? – Werft ihn in Ketten!“ — Am Abend ließ er ihn zu ſich kommen, und kündigte ihm Verzeihung an, wenn er ihm in 8 Tagen ein halbes Dutzend Banditen einbrächte. Freudig durchſtrich der Häſcherhauptmann mit ſeinen Leuten die umliegende Gegend, und lieferte noch vor Ablauf der beſtimmten Zeit vier lebendige Banditen nebſt den Köpfen von drey umgebrachten, wofür ihn der Papſt mit einer goldenen Kette beſchenkte.

Viele hatten geglaubt, das ſey nur das erſte Feuer des neuen Regenten, welches bald genug verrauchen werde, aber dieſe irrten ſich. Bis zu ſeinem letzten Athemzuge beſeelte ihn dieſer Eifer für

die Ruhe ſeiner Staaten, und wirklich erreichte er auch ſeinen Zweck bewundernswürdig ſchnell. Was niemand möglich geglaubt hatte, ſah man jetzt verwirklicht. Die größte Sicherheit war an die Stelle der ungeheuerſten Verwilderung getreten, und noch war er kein Jahr Papſt, als die Banditen beinahe rein vertilgt waren. Sie überſchwemmten dafür die ſchlecht regierten Staaten der kleinen benachbarten Fürſten ſo ſehr, daß einige der letztern ſich deshalb laut beſchwerten. Als man dies dem Papſte hinterbrachte, ſagte er: „Gut, ſie mögen nur meinem Beiſpiele folgen, oder mir ihre Länder abtreten; ich will die Banditen ſchon herausbringen.“ Es war ſonſt ein Hauptfeſt des Pöbels geweſen, einen Juden auf der Straße zu necken und zu zerzauſen. Sixtus ließ einen Bedienten, der einem Juden nur zum Spaß den Hut ins Waſſer geworfen hatte, öffentlich auspeitſchen, und ſeitdem hatten alle Juden in Rom Frieden. Ein Edelmann aus Neapel trieb in Rom viel Ehebruch und Unzucht, und als er dafür eingezogen wurde, behauptete er, die römiſchen Geſetze ſeyen für ihn, als Ausländer, nicht vorhanden. „Gut, ſagte Sixtus, ſo ſoll er an einen neapolitaniſchen Strick gehängt werden.“ Zaudern war ihm in allen Dingen verhaßt, und wer erſt im Gefängniſſe ſaß, der hing auch gewiß in wenig Tagen am Galgen.

Durch ſolche prompte Juſtiz hatte er ſich ſo furchtbar gemacht, daß man ſogar im Scherze, wenn jemand etwas Verfängliches ſagte, die drohende Erinnerung machte, daß „Sixtus regiere!“ Ja, Mütter brachten mit dem Zurufe: „Sixtus kommt!“

ihre unartigen Kinder zum Schweigen. Dieſe Furcht unterhielt er ſelbſt ſehr ſorgfältig, indem er wirklich oft durch die Straßen ging, und auch wohl ein Heer von Spionen beſoldete, die ihm alles anzeigen mußten. Ließ er doch wohl Verbrechen unterſuchen, die lange vor ſeiner Thronbeſteigung verübt worden waren, welches einem Spaßvogel Anlaß zu einer witzigen Pasquinade gab. Man fand eines Morgens die Statue des Apoſtels Petrus reiſefertig angekleidet, und im Munde des gegenüberſtehenden Paulus einen Zettel mit der Frage, warum er Rom verlaſſen wolle. „Dem Sixtus zu entfliehen, lautete die Antwort, ehe er mir für das Ohr, das ich dem Knechte in Gethſemane abgehauen habe, den Prozeß mache.“

Um indeſſen durch die bloße Strenge nicht zu erbittern, ließ Sixtus in ſeinen übrigen Handlungen den weiſen Verſorger ſeines Volks und den thätigen Beſchützer der Gewerbe und Künſte ſehen. Er theilte zur Zeit der Theurung Getreide aus ſeinen eigenen Magazinen an die Aermſten aus, und wehrte allem Kornwucher, ſo daß die Preiſe nie allzu hoch werden konnten. Er gab den vielen Müßiggängern Arbeit, indem er die ſehr verfallenen Wollenmanufacturen und Seidenwebereien herſtellte, und heruntergekommenen Arbeitern baare Vorſchüſſe gab, und da er hörte, daß das Unglück vieler Kaufleute daher rühre, daß die vornehmen Herren nach Belieben Waaren bei ihnen ausnähmen, und ſie, wenn ſie ihr Geld zu fordern kämen, mit Schlägen ablohnten, ſo befahl er einmal allen Kaufleuten, ihm die Schuldregiſter zu bringen. Wie hurtig liefen da

die Schuldner in die Läden, und bezahlten noch in der Nacht ihre Rechnungen, um nur den Papſt nicht zum Gläubiger zu bekommen. Auch machte er ſich durch das dankbare Andenken an alle diejenigen, die ihm einſt im niedrigen Stande Dienſte erwieſen hatten, ſehr beliebt. Er vergaß keinen, und belohnte ſie auf die edelſte Art.

Endlich erwarb er ſich auch große Verdienſte um die Verſchönerung der Stadt. Er legte in Rom ſechs neue Straßen an, gab weiſe Verordnungen zur Erhaltung der Reinlichkeit, erweiterte den Pallaſt auf dem Monte Cavallo und den vatikaniſchen, und legte eine Waſſerleitung an, die von 4000 Arbeitern in 3 Jahren zu Stande gebracht wurde. Sie führte der Stadt aus einer Entfernung von 3 Meilen in unterirdiſchen Kanälen und über gewölbte Bogen hin das klarſte Waſſer zu. Das Werk koſtete über 300,000 goldene Scudi, und das Geld dazu war aus ſeinen eignen Erſparniſſen genommen. Er war es ferner, der den kühnen Gedanken faßte, von den 40 ägyptiſchen Obelisken, die eine Zierde des alten Roms geweſen waren, jetzt aber in Trümmern lagen, einige wieder aufrichten zu laſſen. Einer hatte ſich noch ganz erhalten, allein er ſtand hinter der Sakriſtey der Peterskirche, und ſteckte faſt zur Hälfte im Schutte. Mehrere Päpſte hatten ihn ſchon wollen ausgraben, und an einen Ort bringen laſſen, wo er beſſer ins Auge fiele, allein die Schwierigkeit und Koſtſpieligkeit des Unternehmens hatte ſie wieder abgeſchreckt, denn der bloße Schaft dieſes ungeheuren Granitkegels wog gegen 992,000 Pfunde. Der berühmte Baumeiſter Fontana vollbrachte dies

Meiſterſtück der Maſchinenkunſt, dieſe entſetzliche Laſt durch die zuſammengeſetzteſten Werkzeuge aus der Erde zu heben, und in 52 abgeſetzten Bewegungen an ihren neuen Ort, den großen Platz vor der Peterskirche, hinzuſchaffen. Achthundert Menſchen und 140 Pferde wurden dazu erfordert. Der ganze Obelisk war in ein beſonderes Gehäuſe eingeſchloſſen, um nicht zu zerbrechen, und oben ſaß der Baumeiſter und gab mit einer Trompete das Zeichen zu den Bewegungen. Jeder Hub verurſachte ein Dröhnen, das dem Erdbeben und dem Krachen des Donners glich, und faſt 2 Monate dauerte die Arbeit (158). In den drey folgenden Jahren ließ Sixtus noch drey kleinere Obelisken ausgraben, zuſammenſetzen, und an ſchicklichen Plätzen aufrichten, wo ſie noch zu ſehen ſind. Er vollendete endlich die berühmte Kuppel der Peterskirche *), dieſes erhabenſte Werk der neuern Baukunſt, und trieb dabei nach ſeiner Weiſe den Baumeiſter ſo ſehr, daß das Ganze durch Hülfe von 600 Menſchen, die zum Theil ſogar des Nachts arbeiteten, in 22 Monaten zu Stande kam. Ein trefliches Hoſpital, eine Brücke, und verſchiedene andere Gebäude, die zum Theil noch eine Zierde jener prächtigen Stadt ſind, übergehe ich, und erwähne nur noch, daß er auch die vatikaniſche Bibliothek angelegt hat, die bis zur Plünderung der Franzoſen eine der erſten in der Welt geweſen iſt, und daß er den Anfang machte, die

*) Den Anfang des Baues dieſer neuen Peterskirche hatte Julius II. gemacht, der ſich des berühmten Baumeiſters Bramante bediente. Leo X., Paulus III., Gregorius XIII. ſetzten dieſen Bau fort.

pontiniſchen Sümpfe austrocknen zu laſſen, woran ſchon die alten Römer vergeblich gearbeitet hatten.

Soviel that ein Mann, der in ſeinem 64ſten Jahre zur Regierung kam, und in ſeinem 69ſten ſchon die Welt verließ! Ein Mann ferner, deſſen ordentliche Einkünfte beim Antritt ſeiner Regierung nicht über 1,200,000 Scudi betrugen! Noch mehr, er legte in den drey erſten Jahren 3 Millionen Scudi (5 Mill. Thaler) in der Engelsburg nieder, als einen bleibenden Schatz für ſeine Nachfolger, den ſie aber nur in außerordentlichen Fällen, die er genau beſtimmte, ſollten angreifen dürfen. Um ihn zu erſparen, vernachläſſigte er ſich ſelbſt ſo ſehr, daß er geflickte Hemden trug; und ein eigener Ausſchuß von Finanzräthen mußte beſtändig mit ihm auf neue Mittel ſinnen, ſeine Einkünfte zu vergrößern.

Außer dieſer ungemeinen Sorgfalt für ſein Land, bemühete er ſich ernſtlich für das Anſehn und die Würde ſeines Stuhls, und nahm daher thätigen Antheil an den damaligen Welthändeln. Eifrig bemüht für den ſo oft vergeblich gemachten Vorſatz, Neapel an den päpſtlichen Stuhl zu bringen, hatte er kein größeres Intereſſe, als das ſpaniſche Haus zu ſchwächen. Er war ſchlau genug, in dem Kampf der proteſtantiſchen Unterthanen mit den weltlichen Mächten und Regenten ein Schwächungsmittel der Letzteren zu ſehen. Er unterſtützte Philipp II. eifrig zu ſeinem Kriege gegen Eliſabeth, um ihn in tiefere Händel zu verwickeln, und wer weiß, was Sixtus nach der Zerſtörung der unüberwindlichen Armade würde gegen Neapel haben ausrichten können, wenn er nicht geſtorben wäre. Er hatte eben deshalb ge-

gen Philipps Wunſch, gleichſam ein politiſches Gleichgewicht ahndend, Heinrichs IV. Thronbeſteigung nicht gemißbilligt, vorzüglich wenn er die katholiſche Religion annehmen würde. Er hielt ihn um ſo mehr für einen bedeutenden Gegner, je mehr er alle Achtung vor ſeinem Geiſte fühlte. Eben ſo, obgleich er die Königinn Eliſabeth in den Bann that, verbot er doch, bei Galeerenſtrafe, Pasquille oder Satiren in Rom auf ſie zu machen, und meinte, daß man für ihre königliche Würde und Würdigkeit alle Achtung haben müſſe.

Ganz Thätigkeit und Leben wie er war, hatte er immer gern der Worte Vespaſians gedacht, ein Kaiſer müſſe ſtehend ſterben. So ließ er ſich denn auch durch die immer näher rückende Krankheit nicht von ſeinen gewöhnlichen Geſchäften abhalten, bis der Tod ſelbſt ihn dabei überraſchte. Der Pöbel, aufgebracht über die neueſten Steueredikte, jubelte laut, und riß die Bildſäule ſeines größten Regenten nieder, in einem Taumel, den man unvernünftig nennen könnte, wenn man nicht glauben wollte, daß das Volk einer Stadt, welche ſchon zweimal die Hauptſtadt einer Welt geweſen war, durch das Verhältniß zu den übrigen in Abſicht ſeines Lebens, Handelns und Empfindens, zu anderen Wünſchen ſich gewöhnt hatte, als durch einen ſolchen Regenten befriedigt wurden. Die Eigenſchaft und Thätigkeit indeſſen, welche Sixtus, ſo wie ſeine Vorgänger und auch ſeine Nachfolger, unter denen Clemens VIII. († 1605) Ferrara noch an den päpſtlichen Stuhl brachte, in der Verſchönerung dieſer

Hauptſtadt durch herrliche Gebäude und andere Werke der Kunſt bewieſen, war gewiß dieſen Wünſchen und Bedürfniſſen angemeſſener. Denn hatte auch allmälig aufgehört die Wahrheit von dieſem Mittelpunkt der Welt auszugehen, ſo ſollte doch die Schönheit darin heimiſch werden, und ſie wurde es auch durch die Künſtler, welche dieſe Zeit und dieſes Land hervorbrachte, deren wir einige noch nennen wollen.

2.

Leonhard von Vinci.

(Geb. 1443, † 1518.)

Ein Mann voll hoher Kraft und Lebensfülle, und früh angeſpornt zu dem edlen Ehrgeiz, das Höchſte zu erreichen, das ſeiner Natur erreichbar ſey. Zugleich aber auch ausgezeichnet durch die Univerſalität ſeines Geiſtes, der Wiſſenſchaft und Kunſt umfaßte.

Bei dem regen Leben, welches Italien durchſtrömt hatte in den mannigfaltigen politiſchen Beſtrebungen, war es wohl natürlich, daß der Geiſt dieſer Nation auch in der Kunſt zu einer Individualität und zu eignen Schöpfungen gelangte. Ihrer Dichter haben wir ſchon im 5ten Theile Erwähnung gethan. Zu gleicher Zeit hatten ſich auch die erſten eignen Anfänge in der Mahlerei gezeigt. Die Väter der italiäniſchen Mahlerei waren Johann Cimabue, († 1300) der ſchon als Knabe ſtundenlang den griechiſchen Malern zugeſehen hatte, und ſein Schüler Giotto († 1336), den er einſt als Hirtenknaben

:erde weggenommen hatte, die der geiſt-
: während des Hütens abzuzeichnen pfleg-
waren Zeitgenoſſen und Freunde des gro-
:s Dante geweſen.

) wie bei dieſen herrlichen Männern und
bei jedem Genie, offenbarte ſich auch bei
n Leonhard (geb. in dem Flecken Vinci
le unweit Florenz) eine außerordentliche
etwas herrliches zu ſchaffen, und damit
andern hervorzuleuchten. Nichts war in
: Trägheit ſchlaffer Kinder, die nur mit
gezwungen an die Arbeit gehen. Be-
..g war ſein Element, und was er Schö-
nes und Nützliches ſah oder hörte, das wollte er
auch vollbringen können. Da er ſich zuerſt auf das
Zeichnen warf, ſo folgte ſein Vater dem Winke der
Natur, und gab ihn einem treflichen Manne in
Florenz, Andreas Verocchio, in die Lehre, der
nicht nur Maler, Bildhauer und Baumeiſter zugleich
war, ſondern auch ein herrliches Talent zur Muſik,
und gute mathematiſche Kenntniſſe hatte. Dieſer
Mann mit ſeinen vielen Künſten kam dem ruhmbe-
gierigen Schüler ſo beneidenswürdig vor, daß er
mit Ernſt beſchloß, ihm eine nach der andern abzu-
lernen. Ein unabläſſiger Fleiß und Nachahmungs-
eifer hielt den lebhaften Jüngling nun mehrere Jah-
re lang an die Werkſtätte gefeſſelt, und endlich
brachte ers dahin, daß der Meiſter ihn beneidete.
Wenn er den ganzen Tag gemeißelt, gezeichnet,
gemahlt und Farben gemiſcht hatte, ſpielte er zur
Erholung des Abends noch ein Paar Stunden auf
der Geige, und dichtete artige Lieder. Er focht auch

dabei troz dem geübteſten Fechter, und tummelte zu ſeinem Vergnügen die wildeſten Pferde. Alles that er mit Auszeichnung, und es ſtand ihm wohl an, denn die Natur hatte ihm ein edles Geſicht und einen kraftvollen Körper gegeben. Er war ſo ſtark, daß er ein eiſernes Hufeiſen wie Blei biegen konnte. Dabei war ſein Geſpräch geiſtreich und anmuthig, und erwarb ihm beim erſten Worte Aufmerkſamkeit und Achtung.

Er raffinirte immer auf neue Schönheiten und Vortheile in den Künſten, die er trieb. Um Menſchen und Thiere ihrem Bau nach gründlicher kennen zu lernen, legte er ſich auf die Anatomie, und ſtudierte an aufgeſchnittenen Leichnamen die Lage der Sehnen, Adern, Muskeln und Knochen, und hat auch mehrere Werke über die Anatomie des menſchlichen Körpers und des Pferdes hinterlaſſen. Um in der Baukunſt etwas rechtes hervorbringen zu können, vertiefte er ſich einmal drey Jahre lang in die Geometrie, Mechanik und Hydraulik, wie er denn auch in der Folge vom Herzog von Mailand dazu gebraucht wurde, Kanäle zu ziehen, Brücken und Dämme zu bauen, Waſſerleitungen anzulegen, und Berge zu durchſtechen. Auch ſind ſeine Werke über das Gleichgewicht und den Schwerpunkt redende Beweiſe ſeiner Kenntniſſe. Mit Aufmerkſamkeit betrachtete er gern und lange altes Gemäuer, ſchauerliche Felswände, und dergl., um intereſſante Bilder für ſeine Phantaſie einzuſammeln. Merkwürdigen Phyſiognomien ging er oft durch ganze Straßen nach, und zeichnete ſie dann zu Hauſe zum künftigen Gebrauch auf. Und wenn er arbeitete, ſo ge-

ſchah es mit ſolchem eigenſinnigen Fleiße, daß auch das Allerkleinſte vollendet ſeyn mußte.

In ſeiner Jugend erfreute ſich ſeine Phantaſie beſonders gern an allerley wunderlichen und bizarren Zuſammenſtellungen. So malte er einmal einem Bauer einen Meduſenkopf auf ſeinen Schild, um durch die gräulichen Glieder aller Arten von ſcheußlichen Inſecten und Gewürmen, die in das Haar des Kopfes geflochten waren, den höchſten Grad des Schrecklichen zu erreichen. Auf einem Bilde, das die erſten Menſchen im Paradieſe vorſtellte, konnte man das wunderbare Gemiſch der allerverſchiedenſten großen und kleinen Pflanzen und Thiere, die alle mit dem größten Fleiße, getreu nach der Natur kopirt waren, nicht genug bewundern.

Von ſeinen Kenntniſſen in der Mechanik gab er einen Beweis bei dem feierlichen Einzuge Franz I. in Mailand, denn er verfertigte bei dieſer Gelegenheit einen hölzernen Löwen, der von ſelbſt einige Schritte entgegen ging, und ſich dann die Bruſt aufriß, in welcher eine Lilie zum Vorſchein kam. Doch ſo etwas gehörte nur zu ſeinen Zeitvertreiben. Er ſchuf auch große Werke im edelſten Style, worunter ein Wandgemälde im Refectorium der Dominikaner zu Mailand, welches ſich nur ſehr beſchädigt erhalten hat, das berühmteſte iſt. Es ſtellt das Abendmahl vor, bei welchem die zwölf Apoſtel in einer Reihe zu Tiſche ſitzen, und jeder mit ſeinem ehrwürdigen Geſichte den Heiland zu fragen ſcheint: Herr, bin ichs? Der Ausdruck in dieſen Köpfen iſt über alle Beſchreibung ſchön. Den Judaskopf ließ er lange unausgeführt, weil er in ſei-

ner Phantaſie kein Bild finden konnte, das der Bosheit deſſelben hinlänglich entſpräche. Der Prior des Kloſters, ein widerwärtiger und unverſtändiger Menſch, konnte dieſen Grund nicht begreifen, und ſchob die Schuld auf des Malers Trägheit. Dieſer beſchwerte ſich zuletzt beim Herzog darüber, und gab endlich mit Bewilligung deſſelben aus Rache dem Judas das leibhaftige Geſicht des Priors, nur mit einiger Carikatur. Er malte auch Porträts, und zwar zur Muſik; ein trefliches Mittel, Leben und Heiterkeit in die Phyſiognomie zu bringen.

So lange Ludwig Moro ſich in Mailand behauptete, genoß Leonhard von Vinci, der ſeit 1482 in ſeinen Dienſten war, einer ehrenvollen Penſion, und ward Vorſteher der herzoglichen Academie der Maler und Muſiker, wie er denn auch in der Kapelle ein ſelbſt erfundenes Inſtrument ſpielte. Kaiſer und Könige ſuchten ſeinen Umgang, und alle Künſtler verehrten ihn als ein würdiges Haupt. Als er einſt in einem Kloſter vor Florenz nur den Entwurf zu einem Altarblatte gezeichnet hatte, wallfahrteten die Florentiner 2 Tage lang wie zu einem Heiligenbilde dorthin, um dieſen bloßen Entwurf zu ſehen.

Im Jahre 1599 ward er mit dem berühmten Michel Agnolo nach Florenz berufen, um die Cartons zu einem herrlichen Saale zu entwerfen, die zu den Meiſterſtücken beider Künſtler gehören. Seit dieſer Zeit entſtand zwiſchen dieſen beiden Eiferſucht und Neid. Er verließ daher auch Rom, wohin er ſich mit dem Herzog Julian von Medicis begeben hatte, weil er hier gegen Michel Agnolo und Raphael nicht aufkommen konnte, nahm ſchon ſehr bejahrt die oft

wiederholte Einladung Franzens I. an, und ging nach Frankreich (1515). Hier beſuchte ihn der groß⸗müthige Monarch oft in Fontainebleau. Als er das letzte Mal in ſein Zimmer trat, fand er den kraft⸗loſen Greis damit beſchäftigt, das Abendmahl zu nehmen. Er trat hinzu, unterſtützte ihm dabei das Haupt, und in dieſem Augenblick, ſagt ſein Bio⸗graph, entfloh des Künſtlers göttlicher Geiſt, im Gefühle, daß er nicht ehrenvoller enden könne, als in eines Königs Armen.

3.

Michelagnolo Buonaroti.

(Geb. 1474, † 1563.)

Auch ſein Name werde mit Ehrfurcht genannt! Er ſtammte von vornehmen Eltern, und war auf einem Landſchloſſe im florentiniſchen Gebiete geboren. Der Mann ſeiner Amme war ein Bildhauer, und in ſeines Vaters Schloſſe ward viel gemalt. Das flößte dem lebhaften Knaben eine innige Sehnſucht ein, beide Beſchäftigungen nachzuahmen, und als der Vater mit ihm einen Anfang in den Wiſſenſchaf⸗ten machen wollte, zeigte ſich der Knabe dabei ſo widerſtrebend, daß jener endlich nachgeben und ihn zu einem Mahler in Florenz ſchicken mußte. Aber er war noch nicht 13 Jahre alt, als er ſeinen Mei⸗ſter ſchon übertraf, und ein Paar von ſeinen Co⸗pien zogen die Bewunderung des Lorenz von Medi⸗ci dergeſtalt auf ſich, daß dieſer ihn in die von ihm geſtiftete Mahleracademie aufnahm, an ſeine Tafel zog, und ihm die beſten Lehrer verſchaffte. Hier

lernte er auch den Polizian kennen, der des Jünglings großen Geiſt ſchnell durchſchaute, und ſeine Entwickelung befördern half.

Michelagnolo meißelte nun auch, und brachte als funfzehnjähriger Jüngling Figuren zu Stande, die für das Werk ſeines Meiſters gelten konnten. Ein unabläſſiger Fleiß, eine heiße Liebe zur Kunſt, und ein raſtloſes Streben nach dem Vollkommenſten, brachte dieſe Wunder hervor. Er war 18 Jahre alt, als ſein Gönner Lorenz ſtarb. Jetzt bereiſete er die berühmteſten Mahlerſchulen in Mailand und Venedig, und kehrte dann, belebt mit neuem Feuer der edelſten Nacheiferung, nach Florenz zurück. Jetzt bildete er einen ſchlafenden Amor von Marmor, ſo ſchön, daß man ihm rieth, ihn heimlich zu Rom vergraben, und dann als Antike aufſuchen zu laſſen. Er thats, und als der Fund entdeckt ward, zahlte wirklich ein Cardinal für die vermeinte Antike, der um mehrerer Täuſchung willen ein Arm fehlte, 200 Scudi.

Voll frohen Stolzes kam nun der Jüngling nach Rom, legitimirte ſich durch Vorzeigung des abgebrochenen Arms zu ſeinem Werke, und erntete allgemeine Bewunderung ein. Von jetzt an war das Leben des herrlichen Künſtlers eine Reihe von Triumphen. In Rom, in Neapel, in Florenz, Venedig, Mailand und Ferrara ſetzte er ſich Denkmäler ſeines Ruhms; er diente ſieben Päpſten und zweien Kaiſern, und ward von ihnen mit Ehre und Geld überſchüttet. Als er bei den Unruhen, die die Verjagung der Mediceer zur Folge hatten, aus Florenz flüchten mußte, nahm er ein Vermögen von

12,000 Thalern mit. Der Papſt reichte ihm immer einen Stuhl, wenn er ihn beſuchte, und Cosmus II. von Medici ſprach nie anders als mit unbedecktem Haupte mit ihm. Bei ſeiner Concurrenz mit Leonhard von Vinci in Florenz malte er an der Wand des großen Rathſaals eine Schlacht, deren bloßer Entwurf auf dem Papier für ein Meiſterſtück von Zeichnung gehalten wurde. Der berühmte Raphael reiſete blos deswegen nach Florenz, um dies Blatt zu ſehen.

Michelagnolo malte nur al Fresco (auf friſchen Kalk) und hielt die Oelmalerey für eine Weiberbeſchäftigung. Seine berühmteſten Stücke ſind die Wandgemälde in der Sixtiniſchen Kapelle zu Rom, die lauter Geſchichten aus dem alten Teſtamente vorſtellen, und ein großes Stück über dem Altar, das jüngſte Gericht vorſtellend, daran er 8 Jahre gearbeitet hat. Es enthält eine ungeheure Menge von Figuren, unter andern eine Heerde Teufel, unter denen der eine das Portrait eines päpſtlichen Ceremonienmeiſters ſeyn ſoll, der immer etwas an des Malers Werken zu tadeln hatte. Als Baumeiſter hat er ſich durch die prächtige marmorne Brücke über den Rialto in Venedig, und zu Rom durch das neue Capitolium und eine Façade der Peterskirche vorzüglich verewigt.

Im Umgange war dieſer Künſtler der freundlichſte, gefälligſte Mann und ein witziger und munterer Geſellſchafter. Als der berühmte Raphael im Pallaſt Farneſe die Geſchichte der Pſyche malte, kam Michelagnolo einmal während ſeiner Abweſenheit hinein. Vor dem Weggehen zeichnete er mit einer Koh-

le einen Faunskopf in einen Winkel des Plafonds, und ſagte nichts. Als Raphael den Kopf erblickte, ſtutzte er vor freudiger Ueberraſchung, und rief aus: „Ha! das kann nur Michelagnolo geweſen ſeyn!“ — Man ſagt, er habe vor ſeinem Tode alle ſeine Zeichnungen verbrannt, um der Nachwelt nicht zu verrathen, mit welcher Mühe er gearbeitet habe.

4.

Raphael Sanzio von Urbino.

(Geb. 1483, *) † 1520.)

Wir nennen unter den Herrlichen nur noch einen, den unſterblichen Raphael. Und er, den ſeine Landsleute ſelbſt den Göttlichen genannt haben, verdient wohl noch dieſe beſondere Erwähnung. Er brachte einen ſo erhabenen, himmliſchen Dichtergeiſt zu ſeinen Gebilden mit, daß man mit Ehrfurcht die Geſtalten ſeines Pinſels anſtaunte, und ſich fragte, woher nahm der Mann dieſe Geſichter, in denen ſich das Menſchliche zum Himmliſchen zu verklären ſcheint, und welch eine reine Götterwelt muß der Phantaſie vorgeſchwebt haben, die ſolche Schöpfungen auf die leere Wand hinzaubern konnte! Noch jetzt, da die Hand längſt vermodert iſt, die ſoviel Herrliches hervorbrachte, leben ſeine Götterbilder in all' ihrer Klarheit; wir glauben ſie ſprechen zu hören, und auf ihren Geſichtern ihre reinen, edlen Gedanken zu leſen. Druckten Leonhard

*) Am Charfreitage, etwa zwey Monate nach Luthers Geburt.

und Michel Agnolo kühne und erhabene Gedanken in ihren Bildern aus, ſo war Raphael der Mahler der Schönheit und Anmuth, wie auch ſein perſönlicher Charakter ſtatt des freien und großen Schwunges jener ſtarken Geiſter das Bild der Güte und Liebe ſelber war.

Sein Vater war ein armer Mahler in Urbino, der keinen innigern Wunſch hatte, als daß ſein Söhnchen einſt in der Kunſt, die er ſo hoch verehrte, in der er ſelbſt es aber durch frühe Verſäumung nicht weit hatte bringen können, deſto heller hervorſtrahlen möchte. Weil er überdies ſonſt keine Kinder hatte, ſo liebte er dieſen Knaben ſo zärtlich, daß er ihn nicht aus ſeinen oder der Mutter Händen ließ, und damit er ſich nicht die Unarten fremder Kinder aneignen ſollte, durfte er gar nicht aus dem Zimmer gehen. Dadurch ward ſeine Aufmerkſamkeit früh auf das Geſchäft ſeines Vaters beſchränkt; und da er nichts anders als Mahlen ſah, ſo äußerte ſich bei ihm der rege Nachahmungstrieb auch zuerſt auf dieſe Art. Der Vater theilte ihm darauf ſeine Kunſt mit, ſobald der Knabe nur die Reißfeder halten konnte, und es kam mit dieſem bald ſo weit, daß er von jenem nichts mehr lernen konnte. Da machte ſich der Vater eines Tages auf den Weg nach Perugia, wo ein berühmter Mahler, Pietro Perugino, wohnte. Mit dieſem ſprach er von ſeinem Sohne, und zeigte ihm etwas von ſeiner Arbeit vor, worauf dieſer mit Vergnügen des Vaters Verlangen erfüllte, ihn in die Lehre zu nehmen. Unter vielen Thränen und Umarmungen entließ die ſanfte Mutter nun den zarten Jüngling, aber ihr

mütterliches Herz ward von Zeit zu Zeit immer mehr beruhigt, da die erfreulichſten Nachrichten von dem ſittſamen Betragen und dem Fleiße des lieben Sohnes einliefen. Um es kurz zu ſagen: nach wenig Jahren konnte man die Copien des Lehrlings nicht mehr von den Originalen des Meiſters unterſcheiden, und der Ruf von den Talenten des Jünglings war ſo groß, daß man ihm ſchon von allen Seiten Gemälde für Kirchen und fürſtliche Kabinette auftrug.

Er malte nun verſchiedentlich in Perugia, Siena und Urbino, und als er von den herrlichen Cartons des Leonhard von Vinci und Michel Agnolo in Florenz hörte, konnte er ſich nicht enthalten, dorthin zu reiſen, um ſie zu ſehen. Er erwarb ſich hier die Freundſchaft eines geſchickten Mahlers, Fra Bartolomeo, und blieb ihm und der Kunſt zu Liebe, ein Jahr lang dort. Außer den ſchönen Werken, die er ununterbrochen hervorbrachte, legte er ſich nun zugleich mit größtem Eifer auf das Studium der Anatomie und der Perſpective, und ließ keine Stunde ungenutzt vorübergehen. Es brannte in ihm ein innerliches lebendiges Verlangen, den großen Männern ähnlich zu werden, die in ſeiner Kunſt das höchſte geleiſtet, und ſich dadurch die Bewunderung der Zeitgenoſſen und den Ruhm der Nachwelt erworben hatten, und die Antiken und Michel Agnolo's Gemälde ließen ihn nicht ſchlummern.

Endlich öfnete ſich ihm eine glänzende Ehrenbahn. Der berühmte Bramante, der Baumeiſter der Peterskirche, und Raphaels Verwandter, rief ihn nach Rom, und empfahl ihn dem Papſt Julius

II. zu den Wandgemälden, womit dieſer mehrere Prunkzimmer im Vatikan ausſchmücken laſſen wollte. So entſtand dann eine Reihe großer hiſtoriſcher Gemälde, von denen jedes eine Wand einnahm, indem die vielen darauf angebrachten Figuren alle Lebensgröße haben. Das erſte war der ſogenannte Streit über die Sacramente, eine Kirchenverſammlung; das zweite die Schule von Athen, eine Verſammlung der berühmteſten griechiſchen Dichter und Philoſophen, das dritte der Berg Parnaſſus, auf dem er ſein eignes Bild hinter den Geſtalten Homers, Virgils und Dante's angebracht hat, u. ſ. w. Der Papſt hatte nicht ſo bald die beiden erſten Stücke geſehen, als er den Maurern befahl, alle die Gemälde anderer Meiſter in den benachbarten Zimmern zu übertünchen, damit alles neu von Raphael gemalt werden könne. Dieſer rettete nur ein Plafondgemälde, welches ſein Lehrer Pietro Perugino in frühern Zeiten gemalt hatte.

Er hatte ſchon einige Zimmer fertig gemalt, als der Papſt den Michel Agnolo nach Rom berief, um die Sixtiniſche Kapelle von ihm malen zu laſſen. Die Eiferſucht dieſes Künſtlers war ſo groß, daß er immer bei verſchloſſenen Thüren malte; da aber Raphaels Neugier noch größer war, ſo wußte er ſich einmal in ſeiner Abweſenheit die Schlüſſel zu verſchaffen, und ſtaunte nun die erhabenen Gedanken ſeines Nebenbuhlers an. Man glaubt, daß er von dieſem Tage an die Manier ſeines Lehrers ganz verließ, und ſich den freiern Phantaſien hingab, die ihn in den Gemälden Michel Agnolo's ſo mächtig ergriffen hatten. Bei immer fortſchreitendem Stu-

dium aber fand er zuletzt ſeinen eignen Gang, und die Gemälde aus dieſer letztern Periode ſeines Lebens ſind die vortreflichſten.

Nach Julius II. Tode ward Leo X. ſein erhabener Beſchützer. Alles ſollte er mahlen, und da er ſich doch immer nur einem Werke widmen konnte, ſo machte er zuletzt nur die Zeichnungen, und überließ die Ausführung ſeinen Schülern. Auf dieſe Art ſind beſonders die Wandgemälde in den drey über einander laufenden Gallerien (Logen) im erſten Hofe des Vatikans entſtanden, die größtentheils von ſeinem Lieblingsſchüler Julius Romanus ausgeführt ſind. Von allen Seiten her erſuchten ihn junge Mahler um Zeichnungen, und ſeine Gefälligkeit in dieſem Punkte ging ſo weit, daß er deshalb oft ſeine eignen Arbeiten zurückſetzte. Mit Vergnügen ertheilte er den Anfängern Rath, und half ihnen, und es war ein Feſt, zu ſehen, wie andächtig rings um ihn her ſeine Schüler arbeiteten. In ſeiner Nähe, ſagt ſein Biograph, kam kein gemeiner oder unedler Gedanke in ihre Seele, und wie er ſie ſelbſt durch ſein liebevolles Betragen bezaubert habe, iſt nicht genug zu bewundern. Wenn er nach Hofe gerufen ward, machten ſie ſich eine Ehre daraus, ihn, wohl 50 an der Zahl, zu begleiten, und gleichſam ſeine Ehrenwache vorzuſtellen. Unſer treflicher Landsmann Albrecht Dürer in Nürnberg, ſchickte ihm ſein Portrait und einige Proben ſeiner Arbeit, und der freundliche Raphael erwiederte die brüderliche Huldigung durch ein gleiches Geſchenk. Cardinäle und Fürſten waren ſeine Freunde, ja man glaubte Leo X., der ſehr tief in ſeiner Schuld war,

und Würden leichter als Geld ertheilen konnte, habe beſchloſſen, ihn ſelbſt, nach Beendigung aller Werke im Vatikan, aus Dankbarkeit zum Cardinal zu erheben. Er ſelber ſchlug in dieſer Hofnung die ihm angebotene Nichte eines Cardinals aus.

Raphael war an Körper und Gemüth einer der ſchönſten Menſchen. Seiner Leutſeligkeit und bezaubernden Freundlichkeit konnte niemand widerſtreben. Die Blödigkeit, die eine Folge ſeiner beſchränkten Erziehung geweſen war, hatte ſich in der Folge in eine edle Beſcheidenheit verwandelt, die großen Künſtlern ſonſt nicht eigen iſt. Er aber ſchien ſeine eigene Größe nicht zu kennen. Seine liebevolle Seele führte ihn zu einem Uebermaaß von Empfindung für die weibliche Schönheit. Er ſtarb in der Blüthe ſeines Lebens, im 37ſten Jahre, an Entkräftung.

Sein Begräbniß war ein Trauerfeſt für ganz Rom. In dem Saale, wo er zuletzt gemalt hatte, ſtand ſein Leichnam im Sarge ausgeſtellt, zu ſeinem Haupte ſein letztes Gemälde und zugleich ſein Meiſterſtück, die Verklärung Chriſti auf dem Berge Tabor, und rings umher ſah man die edelſten Männer Roms, die ihre Thränen nicht ſtillen konnten. Alles was Künſtler hieß, ſchloß ſich an den Leichenzug mit an, und ſeine erhabenen Freunde ſorgten für ein ſeiner würdiges Ehrendenkmal. „O glücklicher und ſeliger Geiſt, ruft hier ſein edler Biograph aus, von dem jeder gefühlvolle Menſch mit Wehmuth ſpricht, ſeine Thaten feiert, und jedes Blatt von ihm bewundert. Nun, da dieſer edle Künſtler ſtarb, konnte auch die Kunſt untergehen, denn da er die Augen ſchloß, blieb ſie gleichſam blind zu-

rück. An uns iſt es nun, die wir hinterblieben, ſein Gutes nachzuahmen, ſeine Tugend im wohlverdienten Gedächtniſſe zu erhalten und ſein Lob auf unſrer Zunge nie erkalten zu laſſen."

5.

Lorenz von Medici.

(Geb. 1448, † 1492.)

Das Entſtehen dieſer Familie haben wir im 5ten Theile ſchon angedeutet, ſo wie auch die Mittel und die Wege, durch welche es gelang, und welche angemeſſen waren dem Geiſte der florentiniſchen Republik, in welcher ſie auftrat. In keiner Individualität hat ſich dieſer Geiſt ſo deutlich und kräftig dargeſtellt, als in dem genannten Lorenz von Medicis, der alſo zur Vervollſtändigung eines Bildes von Italien noch näher dargeſtellt zu werden verdient. Liebenswürdigkeit des Karakters und Vielſeitigkeit der Bildung waren die Haupteigenſchaften ſeiner Perſon, und verdankte er die erſtere einer vortreflichen Mutter, die ihr zartes Gefühl, ihre Sanftmuth und Liebenswürdigkeit früh in ſeine bildſame Seele legte, ſo hatten dagegen die ausgeſuchteſten Lehrer ihn in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache, in der Philoſophie, Rhetorik, Dichtkunſt und andern Wiſſenſchaften unterrichtet, und ihm die Meiſterwerke der Alten erklärt, deren Aufſuchung und Erläuterung damals die allgemeine Leidenſchaft aller italiäniſchen Gelehrten war. Schon früh verfertigte er Gedichte und Reden, die der Alten würdig geweſen wären, und wenn er in der Folge als Staats-

mann öffentlich zu reden hatte, ſo konnten die Zuſchauer den klaren, milden und eindringenden Fluß der ſchönen Worte nicht genug bewundern. Außerdem gewöhnte er früh ſeinen Körper zu den damals noch allbeliebten ritterlichen Uebungen, wie er denn einmal in einem prächtigen Turniere zugleich mit ſeinem treflichen Bruder Julian den Preis gewann. Sein thätiger Geiſt konnte nicht einen Augenblick unbeſchäftigt ſeyn, und verachtete zugleich jede Beſchäftigung, die nur um der Zeitkürzung willen erfunden war, daher wandte er ſelbſt ſeine Erholungsſtunden nützlicher an, als die meiſten unſerer trägen Jünglinge die Stunden der Arbeit. Er erlangte dadurch die vielſeitigſte Bildung, und unter allen Künſten und Uebungen, die er einmal verſuchte, verließ er keine, ohne es darin zu einer anſehnlichen Fertigkeit gebracht zu haben.

Sein Vater, Peter von Medici, ein kränklicher Mann, ſtand, wie wir wiſſen, an der Spitze der florentiniſchen Republik, das heißt, man geſtand ihm, als dem reichſten Mitbürger, die erſte Stimme im Magiſtrate, und bei feierlichen Gelegenheiten die Ehre zu, der Repräſentant der Republik zu ſeyn, fremde Geſandten zu beherbergen, die Honneurs zu machen, und dergleichen Geſchäfte, die allerdings dem Reichſten am beſten zukamen, da ſie mit großem Aufwande verbunden waren, die aber gleichwohl ſehr geſchickt waren, den Neid aller andern aufs heftigſte zu reizen. Die größte Klugheit und Beſcheidenheit war alſo nöthig, um ſich auf einem ſo gefährlichen Platze lange zu erhalten. Die

letztere Tugend lehrte dem jungen Lorenz ſeine Mutter und ſein edler Großvater Cosmo, die erſtere ſollte er ſich im Umgange mit der großen Welt erwerben. Er ward daher ſchon als Knabe an die vornehmſten italiäniſchen Höfe herumgeſchickt, er ſprach den Papſt, den König von Neapel, den Herzog von Mailand, und erwarb ſich durch ſein artiges und prächtiges Betragen die Achtung aller. Sein Aeußeres kam ihm dabei, wie billig, zu Hülfe, obgleich er nicht ſchön war. Ein großer, ſtarker Körper, und ein offener und ernſter, durch Freundlichkeit gemilderter Blick, gaben ſeiner Erſcheinung etwas Impoſantes, und die verſtändige und leicht hinfließende Rede zog ſogleich die Hörer an.

Er war noch nicht zwanzig Jahre alt, als er durch ſeine Klugheit ſchon eine Verſchwörung gegen ſeinen Vater ſtillte, die in der Eiferſucht des mächtigen Hauſes Pitti ihre Quelle gehabt hatte, und die Art, wie er ſich dabei benahm, erwarb ihm das allgemeine Vertrauen ſo ſehr, daß ihm die Florentiner das Syndicat ihrer Republik übertrugen, ja daß ſein Vater ſelbſt alle ſeine Geſchäfte ſeinen Händen anvertraute. 1472 machte er ihm durch ſeinen Tod völlig Platz, und Lorenz trat mit einer ſolchen Behutſamkeit an das Ruder, daß er es kaum zu berühren ſchien.

Er fing damit an, Florenz immer mehr zum Sammelplatz der Gelehrten und Künſtler aller Art zu machen, es durch öffentliche Gebäude und andere Anlagen zu verſchönern, und ihm durch den Ankauf von Antiken, beſonders Gemmen, auch durch Bereicherung der öffentlichen Bibliothek, für Fremde

ein erhöhtes Intereſſe zu geben. Sein Pallaſt und ſein Landſitz waren der treflichſten Köpfe in Florenz, und da mehrere ſeiner Freunde beſondere Verehrer des alten Plato waren, ſo ward dieſem Weiſen zu Ehren eine Akademie und ein jährlich wiederkehrendes *) Gaſtmahl geſtiftet, an welchem man ſich über die Schriften deſſelben unterhielt, oder aus ihnen vorlas. Die Namen Landinus, Bandinus, Ficinus ꝛc. ſind noch jetzt den Philologen ehrwürdige Namen, doch keiner unter dieſen gelehrten Zeitgenoſſen Lorenzens ſtrahlt ſo hell hervor, als Angelus Polizian, deſſen genaue Kenntniß des Griechiſchen und Aechtlateiniſchen, das er nicht blos wie ſeine Mutterſprache redete, ſondern in dem er auch die zierlichſten Verſe ſchrieb, billig die größte Achtung und Bewunderung verdiente. Als 1474 der König Chriſtian I. von Dännemark eine Reiſe nach Rom machte, und durch Florenz kam, wo er in dem Hauſe der Mediceer die prächtigſte Aufnahme fand, ließ er ſich auch die Handſchriften der Bibel in der florentiniſchen Bibliothek zeigen, und überraſcht von der Treflichkeit aller dortigen wiſſenſchaftlichen und Kunſtſammlungen, rief er aus, das ſeyen noch Schätze, wie ſie ſich für einen Regenten zu ſammeln ziemten.

Aber wie unſicher bei allen Verdienſten der Stand eines Oberhaupts in einer Demokratie iſt, lehrt die Geſchichte einer abſcheulichen Verſchwörung, die eben gegen dieſen Lorenz von Medici 1478 unternommen

*) Man feierte es am 7ten Nov., dem angeblichen Geburts- und Sterbetage Plato's.

ward. Sie rührte von keinem geringeren, als vom Papſte ſelber her. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Sixtus IV. ſelbſt, vielleicht zum Beſten ſeiner Söhne, eine Abſicht auf Florenz hatte, und daß das florentiniſche Haus Pazzi, das der Verſchwörung den Namen gab, ihm vielleicht, wer weiß welche Verſprechungen gemacht hat. Genug, die beiden Brüder, Jacob und Franz Pazzi, von denen der letztere ſich beſtändig in Rom aufgehalten hatte, Franz Salviati, Erzbiſchof von Piſa, Jacob Salviati, deſſen Bruder, Jacob Poggio, und mehrere andere, verabredeten einen Plan, nach welchem Lorenz und Julian von Medici den 26. April 1478 an einem Sonntage, in der Kirche der Reparata, die ſie gewöhnlich zu beſuchen pflegten, in dem Augenblick, da der Prieſter die Hoſtie dem Volke zeigen würde, ermordet werden ſollte. Den Mord des Lorenz nahm der Oberſt Monteſecco, den des Julian Franz von Pazzi und ein gewiſſer Bandini auf ſich. Als aber Monteſecco erfuhr, daß die That in einer Kirche geſchehen ſolle, ſchlug ihm das Gewiſſen, und er trat ſie zweyen Prieſtern ab.

Damit Lorenz auch gewiß erſcheinen möchte, beſuchte ihn ausdrücklich des Papſtes Neffe, der Kardinal Riario aus Rom, und äußerte das Verlangen, am nächſten Sonntage dem Gottesdienſt in der beſagten Kirche beizuwohnen. Lorenz, der ihn mit gewöhnlicher Pracht und Gaſtfreiheit aufgenommen hatte, machte ſich eine Ehre daraus, ihn dahin zu begleiten. Kaum hatte er ſeinen Sitz eingenommen, ſo ſtellten ſich die beiden Mörder hinter

ihn. Aber die andern beiden geriethen in deſto größere Verlegenheit, da ſie ſahen, daß Julian nicht mitgekommen war. Als gute Bekannte von ihm eilten ſie nach ſeiner Wohnung zurück, um ihn abzuholen; ſie umarmten ihn, um zu fühlen, ob er etwa unter der Kleidung einen Panzer trage (denn ſein Ausbleiben hatte ſie mißtrauiſch gemacht); und da ſie ihn im Begriff fanden, in die Kirche zu gehen, ſo begleiteten ſie ihn dahin zurück. Endlich erfolgte das gewählte Zeichen: die Glocken wurden geläutet, der Prieſter hob das geweihte Brodt empor, alles Volk fiel nieder, und — Julian auch, aber um nie wieder aufzuſtehen. Pazzi's Wuth war ſo blind, daß er ſich ſelbſt dabei einen tiefen Stich in die Hüfte gab.

Nicht ſo glücklich waren die Prieſter, die Lorenzens Ermordung auf ſich genommen hatten. Der Stoß, der die Kehle zerſchneiden ſollte, glitt am Nacken hinunter, und in dem Augenblick kehrte der Verwundete ſich um, riß mit der Linken ſeinen Mantel ab, hielt ihn ſtatt eines Schildes vor, und hieb mit dem raſch gezogenen Schwerdte ſo kräftig um ſich, daß die Mörder die Flucht ergriffen. Die ganze Kirche brauſete von dem Lärm des Aufruhrs, viele glaubten, das Gebäude ſey eingefallen, als man aber hörte, das Leben der Medici ſey in Gefahr, ſtürzten eine Menge wackerer Männer auf die Sakriſtey zu, in welche Lorenzo's Freunde ihn in der erſten Beſtürzung ſogleich gerettet hatten. Hier fand ſich auch ein junger Menſch, Anton Ridolfo, der in der Ungewißheit, ob nicht das Schwerdt vielleicht möchte vergiftet geweſen ſeyn, ſich aus Liebe

zu ihm erbot, die Wunde auszuſaugen. Glücklicherweiſe war die Beſorgniß ohne Grund. Beim Ausgang aus der Kirche nahmen die Begleiter ſchonend einen Umweg, um nicht dem Leichnam ſeines Bruders zu begegnen.

Während dieſes Vorganges hatte der Erzbiſchof von Piſa mit dreißig Mann den Senat aufheben und ermorden wollen, der um dieſelbe Zeit auf dem Stadthauſe eine Sitzung hielt. Er tritt in den Verſammlungsſaal, und hinter ihm ſchnellt ſich ſogleich vermöge eines ihm unbekannten künſtlichen Mechanismus die Thür von ſelber zu. Schon das bringt ihn aus der Faſſung, noch mehr aber der durchdringende Blick des Präſidenten (Gonfaloniere) Cäſar Petrucci, der ihm mit Würde und Ehrerbietung entgegen geht, und nach der Abſicht ſeines Beſuches fragt. Der ganz vernichtete Erzbiſchof ſtammelt etwas von einem päpſtlichen Auftrage her, wechſelt jeden Augenblick die Farbe, ſieht ſich erwartend nach der Thür um, und erregt durch dies ſeltſame Betragen auf der Stelle gerechten Verdacht. Petrucci öfnet hierauf die Thür, und ruft die Wache. In dem Augenblick entwiſcht der Pfaffe. Der Präſident ſetzt ihm nach, und erblickt einen Haufen Bewaffneter, an deren Spitze Jacob Poggio ſteht, der ihm den Weg vertreten will. Stark wie er war, reißt er ihn bei den Haaren nieder, und läßt ihn wegſchleppen. Die andern Senatoren ergreifen ſtatt der Waffen alles, was ihnen nahe liegt, treiben die Verdächtigen hinaus, und verrammeln die Hausthür. Indeß erblickt man aus den Fenſtern den Jacob von Pazzi, der mit etwa hundert Mann durch

die Straßen läuft, und durch ſein Freiheitsgeſchrey die Bürger zum Aufruhr ermuntern will. Schon ſtürmen ſie die Thüren des Rathhauſes, aber Petrucci vertreibt Schrecken mit Schrecken. Er läßt den Jacob Poggio vor den Augen des ganzen Volks zum Fenſter hinaus henken, und ſtürzt eine Menge der Ergriffenen aus des Erzbiſchofs Gefolge von oben auf die Straße hinab. Das Volk, welches allmälig in Waffen herbeigeeilt war, ſteht der beſſern Parthey bei, die Verräther werden getödtet und zerſtreut, und der Erzbiſchof ſelbſt noch lebendig ergriffen, ins Stadthaus geſchleppt, und im Ornate neben den andern in den Fenſtern des Hauſes aufgehängt, und ſo giftig war jetzt der vorher ſo feige Wicht, daß er noch mit den Zähnen nach dem neben ihm hangenden Franz von Pazzi ſchnappte, um ſich für das verunglückte Unternehmen an deſſen Urheber zu rächen.

Täglich brachte man neue Mitſchuldige ein, die dann ſogleich hingerichtet wurden. Dahin gehörte der ältere Pazzi und Monteſecco. Der Kardinal Riario ſtellte ſich, als ob er von nichts gewußt habe, und Lorenz hatte wirklich die Mäßigung, ihm zu verzeihen. So kam er zwar mit einer kurzen Gefangenſchaft davon, aber ſeine Leute wurden von dem wüthenden Pöbel in Stücke zerhauen. Bandini, der den erſten Streich auf Julian geführt hatte, entkam glücklich nach Konſtantinopel, aber hier hatte der Sultan ſelbſt die Aufmerkſamkeit für das Haus Medici, daß er ihn in Feſſeln nach Florenz ſandte, wo er den verdienten Lohn, faſt ein Jahr hernach, empfing.

Das Volk, welches den Lorenz wie ſeinen Vater liebte, beſtürmte ſein Haus den ganzen folgenden Tag, um ihn zu ſehen. Er zeigte ſich am Fenſter, und bat ſie in einer rührenden Rede, ſich ruhig zu verhalten, und die Beſtrafung der Verbrecher allein der Obrigkeit zu überlaſſen. Vier Tage nachher ward ſeines Bruders Leichenbegängniß gehalten, an welches beinahe die ganze Stadt ſich anſchloß. Man fand nicht weniger als neunzehn Wunden an dem Leichnam. Er hinterließ einen unehlichen Sohn, der in der Folge als Papſt Clemens VII. durch ſeine Händel mit Karl V. bekannt genug geworden iſt.

Sixtus IV., nicht zufrieden mit dieſem Ausgang der Sache, that die Florentiner in den Bann, und ſchloß mit dem König von Neapel und dem Herzog von Ferrara ein Bündniß, um ſie mit den Waffen dafür zu züchtigen, daß ſie ſich an den Geſalbten Gottes vergriffen, einen Kardinal gefangen und einen Erzbiſchof aufgehängt hätten. Eine Armee, von dem Herzog Herkules von Eſte angeführt, näherte ſich verheerend den florentiniſchen Gränzen; die Bürger brachten ſchnell eine Gegenmacht auf, und waren auch ſo glücklich, die päpſtlichen Soldaten am peruginiſchen (ehemals thraſymeniſchen) See zu ſchlagen. Aber verſchiedene andere Unglücksfälle und ſchon die bloße Dauer des Krieges machten zuletzt die Einwohner mißmuthig. Man ſprach laut davon, daß man dieſe Drangſale doch eigentlich nur dem Privathaſſe des Papſtes gegen die Mediceer verdanke, und Lorenz merkte jetzt ſehr deutlich, wie mißlich die Lage eines Volksfreundes ſey, um deſſen

willen das Volk nur das geringſte von ſeiner Bequemlichkeit aufopfern müſſe.

In dieſer Noth faßte er einen eben ſo muthigen als klugen Entſchluß. Er beſtellte ſein Haus, verſah ſich mit Gelde und Koſtbarkeiten, und entwich auf einmal ganz heimlich aus der Stadt. Von San Miniato aus ſchrieb er an den Rath von Florenz einen rührenden Brief, worin er ihnen meldete, er ſey auf dem Wege nach Neapel, entweder um den König zu ſeinem Vortheil zu gewinnen, oder ſich ſeiner Rache Preis zu geben. Er habe es nicht länger ſehen können, daß ein ganzer Staat um ſeinetwillen länger Gefahr und Schaden leiden ſolle, und wolle gern ſein Leben für die Ruhe ſeiner Mitbürger aufopfern.

Außerdem, daß dieſer heroiſche Entſchluß ihm einen herrlichen Namen in ganz Italien machte, war er zugleich der klügſte, den er ergreifen konnte. Er kannte den Wankelmuth des Königs von Neapel, und baute darauf ein Project, dieſen von dem päpſtlichen Intereſſe abzuziehen. Dies gelang ihm durch kluge Vorſtellungen, Beſtechungen und andere Mittel ſo vortreflich, daß Ferdinand (ſo hieß der König), anſtatt ihn feſtzuhalten und dem Papſte auszuliefern, ihn wie einen ehrenwerthen Gaſt behandelte, und mit Freundſchaftsverſicherungen überhäufte. Als Lorenz ſein Wort hatte, daß er nichts weiter gegen Florenz unternehmen wolle, eilte er abzureiſen, eh vielleicht ein päpſtlicher Legat den König wieder umſtimmte. Zum Abſchiede drang dieſer ihm ein ſchönes Pferd zum Geſchenke auf, welches Lorenz mit der ſcherzhaften Aeußerung annahm, ein

Friedensbote müſſe allerdings gut beritten ſeyn. Darauf ſchiffte er ſich nach Piſa ein, und ward mit lautem Jubel von ſeinen Mitbürgern empfangen. Der Papſt ward bald darauf aus andern Gründen genöthigt, ſein Heer zurück zu ziehen, und ſo hatte der Krieg für diesmal glücklich ein Ende.

Die Florentiner liebten ihr wiedererhaltenes Haupt nun noch mehr, da ſie ſahen, wie ſehr ſich der edle Mann beeiferte, ihren Staat blühender und berühmter zu machen. Auf ſeine Einladung kamen der treflichen Künſtler immer mehrere nach Florenz, Dichter verherrlichten ſeinen Namen in ihren Werken, und kein Italiäner, der Anſpruch auf Bildung machen wollte, ließ dieſe Muſenſtadt unbeſucht, in welcher ſelbſt die Damen bei den Erklärern der Griechen und Römer in die Schule gingen, und die Dichtkunſt einen Theil des Unterrichts für die Söhne und Töchter der höhern Stände ausmachte. *)

Von den drey Söhnen dieſes herrlichen Mannes iſt beſonders der mittlere, Johann (geb. 1475), merkwürdig. Es iſt derſelbe, der in der Folge als Papſt Leo X. Luthern nach Rom berief. Zu dieſer hohen Ehrenſtufe ward er früh vorbereitet. Erzogen von dem gelehrten Polizian und außerdem in allen ſchönen Künſten und körperlichen Fertigkeiten von den beſten Meiſtern unterrichtet, verſchafte ihm das große Anſehn ſeines Vaters ſchon im dreizehnten Jahre den Kardinalspurpur. Der Papſt (Innocenz VIII.) fühlte ſelbſt das Unſchickliche die-

*) Selbſt von Lorenz haben wir mehrere ſehr artige Gedichte übrig.

ſer Wohlthat, und machte dem Knaben deshalb die Bedingung, er ſolle die Inſignien ſeiner Würde erſt nach drey Jahren tragen, bis dahin aber mit allem Fleiße den Studien obliegen. Dies that er treulich, und nach Verlauf dieſer Friſt ging er nach Rom, dem Papſte ſeine Hochachtung zu bezeigen. Dorthin ſchrieb ihm ſein weiſer Vater einen vortreflichen Brief, den ich als einen Spiegel ſeines edlen Geiſtes und ſeiner Klugheit ganz hierher ſetzen will.

„Lorenz von Medici an den Kardinal Johann von Medici.“

„Du und wir alle, mein Sohn, die wir uns für deine Wohlfahrt intereſſiren, müſſen es fühlen, wie ſehr die Vorſehung uns begünſtigt hat, indem ſie unſrer Familie in dir den höchſten Glanz ertheilte, den ſie jemals genoß. Das erſte, worauf ich dich alſo aufmerkſam machen muß, beſteht darin, daß du dankbar gegen Gott ſeyſt, und beſtändig daran denkeſt, daß du weder durch dein Verdienſt, noch durch deine Klugheit dieſe Stelle erhalten, ſondern allein durch die göttliche Gnade, der du dich nur durch ein nüchternes, frommes und exemplariſches Leben würdig machen kannſt. Es würde für deine Familie ein großes Unglück ſeyn, wenn du in reifern Jahren deinen Pflichten zuwider handeln, und die Grundſätze vernachläſſigen wollteſt, die dir in deiner Jugend eingeflößt worden ſind. Daher ſuche durch Regelmäßigkeit deines Lebens und durch anhaltenden Fleiß in ſolchen Studien, die dein gegenwärtiges Amt erfordert, die mit deiner Würde verknüpften Pflichten redlich zu erfüllen.“

„Nimm dich beſonders vor denen in Acht, die aus Eiferſucht gegen dich, der du vom Glück ſo ſehr begünſtigt worden, dich auf Abwege zu leiten ſuchen; betrage dich daher ernſthaft, ohne Stolz, gefällig, ohne deiner Würde etwas zu vergeben, und bedenke immer, daß du Gott und deinem Gewiſſen Rechenſchaft von deinen Handlungen geben mußt.“

„Ueberdies mußt du dich jetzt als die Mittelsperſon zwiſchen unſerm Staat und dem apoſtoliſchen Stuhl anſehen, und daher das Intereſſe der Kirche zwar vor allen Dingen befördern, aber doch auch nie den Nutzen deines Vaterlandes aus den Augen ſetzen. Du biſt nicht allein der jüngſte Kardinal im Collegium, ſondern du biſt auch der jüngſte unter allen, die jemals zu dieſer Würde gelangt ſind. Du ſollteſt daher billig auch der wachſamſte und vorſichtigſte ſeyn. Unterhalte ja nicht einen ſo genauen Umgang mit denen von deinen Kollegen, die einen weniger ehrwürdigen Charakter haben. Bei öffentlichen Gelegenheiten ſey dein Anzug und deine Equipage ſo einfach als möglich; nicht einmal Seide und Juwelen ſchicken ſich für Perſonen deines Standes. Weit beſſer kannſt du deinen Geſchmack dadurch zeigen, daß du dir Antiken oder ſchöne Bücher ſammelſt, und zu deiner Dienerſchaft geehrte und wohlerzogene Leute wählſt.“

„Lebe ſo mäßig als möglich, und mach dir hinreichende Bewegung, denn die meiſten Perſonen deines Standes werden bald ſiech, weil ſie ſich nicht gehörig in Acht nehmen. Eine Regel muß ich dir vor allen übrigen empfehlen. Stehe des Morgens ſo früh als möglich auf. Dies wird nicht allein zu

deiner Geſundheit beitragen, ſondern dich auch in den Stand ſetzen, die Geſchäfte des Tages mit mehr Ordnung und Vollſtändigkeit zu verrichten. Eine andere ſehr nothwendige Gewohnheit beſteht darin, daß du jeden Abend überlegſt, was am folgenden Tage zu thun ſey, damit du nie unvorbereitet ein Geſchäft übernehmeſt. Sollſt du im Conſiſtorium eine Meinung äußern, ſo wirſt du ſehr klug handeln, wenn du die Entſcheidung Sr. Heiligkeit überläſſeſt, und deine Jugend und Unerfahrenheit als einen Grund zur Entſchuldigung anführſt. Wahrſcheinlich wird man dich oft um deine Verwendung bei dem Papſte bitten: hüte dich aber ja, ihm nicht zu oft zur Laſt zu fallen, denn er pflegt gerade gegen die am freigebigſten zu ſeyn, die ihn am ſeltenſten behelligen. Lebe wohl."

Eben dieſer junge Kardinal ward nachmals der Retter und Wiederherſteller ſeiner Familie, die durch Lorenzos Sohn, Peter, um all ihr Anſehn gekommen war. Dieſes Schickſal, welches dieſes Haus und zugleich ganz Italien betraf, bald nach Lorenzos Tod, hat noch mehr beigetragen, auch die politiſche Klugheit Lorenzos überaus hoch anzuſchlagen.

Die Geſchichtſchreiber nennen nämlich dieſen Lorenz als den, welcher durch ſeine politiſche Gewandtheit zwiſchen den vielen und durch Regierungsformen ſo von einander abweichenden Staaten ein Gleichgewicht erhaltend, den fremden Einfluß abgewehrt habe, der bald nach ſeinem Tod von Frankreich aus über Italien kam. Glaubt man aber, daß an Italiens Lage doch endlich jede politiſche Klugheit ſcheitern mußte, ſobald ein Nachbar, wie Frankreich,

ſich merklich konſolidirt hatte, und zugleich ſein Verhältniß zu Italien begriff, ſo gehört Lorenzos Sohn, Peter, mit ſeinem Plane durch fremde Kraft die Macht, welche ſeinem Vater aus freier Achtung gezollt war, zu einer nothwendigen zu machen, nur zu den Veranlaſſungen, die dieſes Unglück über Italien brachten. Peter büßte die Unklugheit, mit welcher er ſich dabei benommen hatte, durch den Verluſt ſeines bisherigen Anſehns und ſeiner Macht. Er und ſeine Familie wurden verbannt aus Florenz, und die herrlichen Sammlungen von Handſchriften, Antiken und Kunſtſachen, welche ſeine Ahnherren veranſtaltet hatten, wurden zerſtreut, indem die anrückenden Franzoſen mit den Florentinern vereint, den mediceiſchen Pallaſt plünderten. Die Staatsverfaſſung ward geändert, und die Reizbarkeit der Florentiner, mit welcher ſie einer Familie bisher gehuldigt hatten, die ſich durch weiſe Rathſchläge Achtung, durch wohlthätigen und edlen Gebrauch des Reichthums Anhang, und durch Beſchützung der Kunſt und Künſtler die ſchönſte Popularität zu verſchaffen gewußt hatte, artete in eine fanatiſche Begeiſterung für den Savonarola, einen Predigermönch aus, der mit glühender Beredſamkeit ſich für den Geſandten der Florentiner bei der Gottheit ausgebend, verſicherte, daß hinfort Chriſtus ſelbſt ſich herablaſſen wolle, ſie zu regieren. Indem er nun zugleich erklärte, daß allen Bürgern die geſetzgebende Gewalt gebühre, verſicherte er ſich des Volks, an deſſen Spitze er ſtand. Religiöſer Enthuſiasmus miſchte ſich nun auf wilde Weiſe mit politiſcher Schwärmerey. Man tanzte auf öffentlichen Plätzen

in Kreiſen, welche wechſelsweiſe von Mönchen und Bürgern gebildet wurden, und rief: es lebe Chriſtus! Im Carneval wurden alle Exemplare von Boccacios und Morgantes Werken, die man auftreiben konnte, aller Putz, alle Schachſpiele auf einen Haufen zuſammengeſchleppt und öffentlich verbrannt.

Aber über eine ſolche wilde Raſerei mußte doch zuletzt die Beſonnenheit ſiegen, die ſich in der ariſtocratiſchen Parthey erhalten hatte. An dieſe letztere ſchloſſen ſich an die Franziskaner, welche nicht aufhörten gegen Savonarola zu predigen. Einer ſeiner Anhänger, Dominicus von Peſcia, ſchlug daher endlich die Feuerprobe zur Beſtätigung und Prüfung von Savonarolas Lehre vor. Als nun die Franziskaner ſich wirklich dieſe Probe gefallen ließen, ſo fand Savonarola einen Ausweg in der Bedingung, welche er machte, daß ſein Freund Dominicus die geweihete Hoſtie mit ſich in die Flammen nehmen ſollte. Auf dieſe Art zugleich den Katholicismus der Feuerprobe zu unterwerfen, ſchien doch den Franciskanern ſelbſt bedenklich. Savonarola entging alſo zwar auf dieſe Weiſe der Gefahr, allein ſein Anſehn ſank beim Volke ſo ſehr, daß dieſes ihn gefangen nahm, ihm den Prozes machte, ihn henkte und ſeinen Leichnam verbrannte (1498).

Die Mediceiſche Familie gewann dadurch aber nichts, und Peter hatte ſo wenig Hoffnung, daß er, nachdem ihm ein Verſuch wieder zurückzukehren mislungen war, in franzöſiſche Dienſte ging, bis er zuletzt 1502 in dem Fluß Garigliano ertrank. Nur dem Bruder Peters, dem Kardinal Johann, gelang es endlich durch eine glückliche Benutzung der Um=

ſtände, ſeine Familie wieder einzuführen in Florenz, und da er auch bald darauf 1513 Papſt unter dem Namen Leo X. ward, konnte er mit größerm Nachdruck ſich ſeines Hauſes annehmen. Lorenz von Medici, ein Sohn Peters, verwaltete den Staat, da er aber nur eine Tochter, die in der Geſchichte berühmt gewordene Catharine von Medici, hinterließ, ſo regierte nach ihm in Florenz ein natürlicher Sohn von ihm, oder wie andere meinen, vom Papſte Clemens VII., auch einem Mediceer, erzeugt, mit Namen Alexander, der durch die Unterſtützung Karls V., deſſen natürliche Tochter Margarete von Oeſtreich er geheurathet hatte, den Titel eines Erbdogen und alſo eine Erweiterung ſeiner Macht erhielt. Weil er aber zu raſch und wild ſeine Souveranität vollenden wollte, entſtand ein Aufruhr, in welchem Alexander ſelbſt von einem Mediceer ermordet ward. Philipp Strozzi, der thätigen Antheil an dieſem Aufſtande genommen hatte, und von Erinnerungen an den ehemaligen Zuſtand von Florenz bewegt ward, verſuchte mit den Waffen den vorigen Zuſtand und die alte Freiheit wieder herzuſtellen, allein vergebens. Nur durch einen freiwilligen Tod entzog er ſich dem Anblicke von dem vollendeten Untergange und der Zerſtörung ſelbſt der republikaniſchen Formen, mit deren Beibehaltung noch Cosmus von Medici unter ſpaniſcher Begünſtigung zum Erbdogen erwählt war. Denn dieſer ging geſchickter als Alexander zu Werke, ſo daß der Titel eines Grosherzogs, den ihm der Papſt 1569 gab, und den der Kaiſer ſpäterhin beſtätigte, auch zu der vollendeten Souverainität, die er allmälig erlangt hat-

te, ſtimmte. Die Mittel aber, welche ſeine Vorfahren zur Begründung ihrer Herrſchaft in Florenz gebraucht hatten, Handel und Wechſelgeſchäfte, blieben auch jetzt noch der Geiſt der in ihrer Geſtalt ganz veränderten Regierung, und machten lange Zeit die Fürſten dieſes Hauſes zu den reichſten Kapitaliſten unter ihres Gleichen.

6.

Die Verſchwörung des Fiesco zu Genua.

(1547.)

Es iſt oben in der franzöſiſchen Geſchichte erzählt worden, wie der trefliche genueſiſche Seeheld Andreas Doria ſein Vaterland von dem franzöſiſchen Joche befreit, und zu der alten republicaniſchen Verfaſſung zurückgeführt habe. Auch das war einer der Kraftmänner aus jener Heldenperiode, der es werth war, der Zeitgenoſſe eines Gama, Cortez, Luther und Karl V. zu ſeyn, und nur der Raum verbietet uns, ihn ausführlicher zu ſchildern.

Wohl zwanzig Jahre hatte er das Ruder des Staats mit Würde geführt, als ſeine früheren Verdienſte allmälig in Vergeſſenheit geriethen, und die ehemalige Achtung und Bewunderung ſich in Tadel und Unzufriedenheit verkehrte. Daran war beſonders die blinde Liebe Schuld, welche der ſchwache Greis gegen ſeinen Neffen und einzigen Erben Giannettino Doria hegte, einen übermüthigen, herrſchſüchtigen Jüngling, der ſich in ganz Genua allgemein verhaßt gemacht hatte. Mit Recht fürchtete

man, das hohe Anſehen des Oheims werde ihm nach deſſen Tode eine ſo unbeſchränkte Herrſchaft ſichern, als jener ausgeübt hatte, und dann war von dieſem Brauſekopf keine Mäßigung zu erwarten.

Am wildeſten kochte dieſer Haß gegen Gianettino in dem Herzen eines jungen Patriciers, Johann Ludwig Fiesco, Grafen von Lavagna. Man hat dieſen bewundernswürdigen Jüngling den genueſiſchen Alcibiades genannt, ſo ſehr glich er an Schönheit des Körpers, an Anmuth der Sitten, an Lebendigkeit und Gewandtheit des Geiſtes, und an feurigem Ehrgeiz jenem berühmten Athener. Schon als Knabe erglühte ſeine ſtarke Seele von dem Verlangen nach Freiheit, Größe und unſterblichem Ruhme, und jetzt, da er 22 Jahre zählte, konnte er dies Toben und Pochen ſeiner Bruſt nicht mehr ſtillen. Gianettino war ſein perſönlicher Feind; ihn einſt über ſich und über alle Häupter in Genua herrſchen zu ſehen — ihn, dem er ſelbſt ſich in ſo vieler Hinſicht ſo unendlich überlegen fühlte; dieſer Gedanke ließ ihn nicht ſchlummern. Aber deſto bewundernswürdiger war die Selbſtbeherrſchung, mit der er alle ſeine Empfindungen über dieſen Punkt ſo lange in ſeiner Bruſt verſchloß, bis er zur Ausführung eines beſtimmten Planes alle Mittel aufs genaueſte berechnet und auf das prompteſte herbeigeſchafft hatte. Und dieſer Plan war kein anderer, als Ermordung der beiden Doria, Eroberung des Hafens und der Stadt, und völliger Umſturz der bisherigen Verfaſſung. Welch ein Entwurf für den Kopf eines 22jährigen Jünglings!

Sein großes Vermögen ſetzte ihn allerdings in

[illegible] Stand, Schiffe zu kaufen und Mannſchaft an- zuwerben, aber ganz reichte es doch nicht hin. Er hatte den Muth, den Papſt ſelbſt in das Geheim- niß zu ziehen, und dieſer (es war Paul III.) ſammt ſeinem Sohne, dem Herzog von Parma, welche beide gleich begierig waren, Karls V. Macht in Italien zu ſchwächen, verſprachen ihm kräftigen Bei- ſtand. Auch der franzöſiſche Geſandte, den er in Rom traf, unterſtützte ſein Vorhaben auf das eif- rigſte. Fröhlich kehrte der junge Graf zurück, und während ſeine Bundesgenoſſen für auswärtige Hül- fe ſorgten, war er darauf bedacht, in Genua ſelbſt ſich Freunde zu verſchaffen, und ſeine Feinde durch die ſchlaueſte Verſtellung möglichſt ſicher zu machen. Das letztere gelang ihm in ſo hohem Grade, daß wohl nie eine Verſchwörung von ſo großem Umfan- ge ſo lange geheim geblieben iſt. Seine eigne Ge- mahlin fing nicht eher an, etwas davon zu ahnen, als in der Stunde der Ausführung. Spaniſche Kund- ſchafter aus Rom brachten dem alten Doria ſelbſt beſtimmte Anzeigen, aber in dem Augenblick trat der immer heitere Fiesco zur Thür herein, und ſcherzte ſo unbefangen und kindiſch zutraulich mit dem Grei- ſe, daß dieſer heimlich den Geſandten ins Ohr flü- ſterte: „Urtheilen Sie jetzt ſelbſt, ob Ihre Nach- richt die geringſte Wahrſcheinlichkeit habe."

Der Abgott des Volks war der ſchöne, prächtige und leutſelige Graf längſt geweſen, aber jetzt legte ers recht drauf an, alle Herzen zu erſtürmen. Sein Pallaſt ſtand jedem Armen offen, und für die zahl- reichen Seidenweberfamilien, die damals ſehr herun- tergekommen waren, ſorgte er ſo weiſe und gütig,

wie es ſonſt nur reiche Regierungen vermögen. Er kaufte ihnen Arbeitsgeräth, bezahlte die Miethe für ſie, und ließ ihnen Getreide und Geld an beſtimmten Tagen reichen. Aus denen, die ſich ihm bei dieſer Gelegenheit genauer kenntlich machten, forſchte er nun die ſicherſten aus, und indem er vorgab, daß er von dem Herzog von Parma, an deſſen Beſitzungen ſeine Güter gränzten, nichts Gutes erwarte, erhielt er von mehreren hunderten das Verſprechen, ihm im Nothfalle mit Leib und Leben zu Dienſte zu ſtehen.

Mit drey treuen Freunden, Calcagno, Verrina und Sacco ward nun das nähere überlegt. Fiesco wollte am 4. Jan. (1547) ein großes Gaſtmahl geben, und auf dieſem ſollten die Doria ermordet werden. Aber Andreas lehnte die Einladung ab, weil er die Gicht hatte, und Gianettino, weil er gerade an dem Tage Geſchäfte halber außerhalb der Stadt ſeyn mußte. So ward denn der Plan dahin abgeändert, daß die That ſchon in der Nacht vom zweiten zum dritten Januar geſchehen, und die Doria in ihrem Pallaſte überfallen werden ſollten. Vor allen Dingen wollte man ſich dann des Hafens und der darin liegenden Galeeren Doria's bemächtigen, welches nicht ſchwer war, da ſie alle abgetakelt und faſt gar nicht bemannt waren.

Fiesco hatte unterdeſſen ſelbſt vier Galeeren gekauft, wovon er eine in den Hafen von Genua kommen und bemannen ließ. Damit Niemand Verdacht ſchöpfen ſollte, brachte er ſelber dem Gianettino Doria die erſte Nachricht davon, indem er vorgab, er wolle auch einmal gegen die Türken kreuzen. Er

äußerte zuletzt die Beſorgniß, ob auch der alte Doria das wohl erlauben werde, und als ihn Gianettino darüber zufrieden geſtellt hatte, bat er nur noch, den Lärmen nicht übel zu nehmen, den das Einſchiffen ſo vieler Menſchen in der Nacht verurſachen werde. Er blieb noch eine Weile dort, war ungewöhnlich luſtig, ſpielte mit den Kindern, und überzeugte ſich beim Weggehen völlig, daß von ſeinem Vorhaben noch nicht das Geringſte ruchtbar ſey.

Den ganzen Tag über wanderten nun die fremden Knechte aus dem Parmeſaniſchen ein, und da man ſie in allerley Kleidungen geſteckt hatte, und zu verſchiedenen Thoren einließ, ſo fiel ihre Menge nicht ſo ſehr auf. Die Lage und die Weitläuftigkeit des fieskiſchen Pallaſtes kam den Verſchwornen gleichfalls ſehr zu Statten. Diejenigen Bürger von Genua, auf die man bei der Ausführung gerechnet hatte, wurden gegen Abend zu einem Schmauſe und Schauſpiele in Fiesko's Schloß geladen, wo ſie ſich zu Hunderten einſtellten. Jeder ward herein, niemand hinausgelaſſen. Die ſtarken Wachen verhinderten alles Geräuſch. Als die nöthige Anzahl beiſammen war, trat Fiesko unter ſie, und machte ſie in einer ächt republikaniſchen Rede mit ſeiner Abſicht bekannt, vertheilte dann die Rollen, und erwartete die Mitternacht. Während unter die Verſchwornen Speiſe und Wein ausgetheilt ward, ging er zu ſeiner ſchönen Gemahlin, die erſt jetzt von ſeinem Vorhaben Kunde erhielt, geſellte ihr einen treuen Diener zu, und entriß ſich ihren Thränen mit den Worten: „Liebes Weib, es iſt nicht mehr Zeit. In

einer Stunde bin ich nicht mehr, oder du ſiehſt alles, was in Genua iſt, zu deinen Füßen.“

Es war eine ſchöne, mondhelle Nacht. Alles ſchlief, und Todtenſtille war in den Häuſern, als auf einmal ein Kanonenſchuß auf Fiesko's Galeere das Zeichen zum Aufruhr gab. Jetzt entlud ſich mit ſchrecklichen Gebrauſe der Fieskiſche Pallaſt der ungeheuren Menſchenmenge. Ein Theil beſetzte das Thor, ein anderer überrumpelte den Hafen und Doria's Galeeren, ein dritter die Hauptplätze und Palläſte der Stadt. Gianettino Doria, obgleich noch immer in der Meinung, daß er die wahre Urſach des Lärms wiſſe, hielt doch, da das Getümmel zu allgemein ſchien, ſeine Gegenwart für nothwendig, etwanigen Unordnungen vorzubeugen. In ſeinen Mantel gehüllt und den Degen in der Hand, geführt von einem Pagen, der eine Fackel trug, und von einem Bedienten gefolgt, eilte er durch die wogenden Straßen an das Hafenthor, und befahl es zu öffnen. Man erkannte ihn an der Stimme, und ließ ihn nur hindurch, um ihn mit unzähligen Stichen niederzuſtoßen. Der alte kranke Andreas wollte wie Anchiſes den Streich des Mörders in ſeinem Zimmer erwarten, ließ ſich aber endlich doch bewegen, die Flucht zu verſuchen, und entkam glücklich durch das Thor, weil der Auftrag, ihn zu tödten, in ſchlechte Hände gerathen war. „Fiesko und Freiheit!“ hallte es nun in den Straßen wieder, und die Revolution war ſchon glücklich beendigt, als man gegen Morgen — den Anführer vermißte. Niemand war jetzt, der den rohen Haufen zuſammenhielt, keiner wußte, was er thun ſollte, noch warum er

das, was geſchehen war, gethan habe. Die Verwirrung wuchs mit jedem Augenblick, vergebens wartete man auf Fiesco's Erſcheinung, und als der Tag anbrach, verlief ſich der ganze Menſchentroß, und die vorige Ordnung kehrte von ſelbſt zurück. Einige Tage nachher fand man Fiesco's Leichnam im Hafen. Der Unglückliche hatte über ein Brett nach einer Galeere gehen wollen, das Brett war umgeſchlagen, und die ſchwere Rüſtung und der tiefe Schlamm hatten es ihm unmöglich gemacht, ſich durch Schwimmen zu retten. Auch hatte ihn niemand als angeſchmiedete Galeerenſclaven hinabſtürzen ſehen.

Der zurückgerufene Doria rächte die That mit furchtbarer Strenge an den Hinterbliebenen. Alle Fiesker wurden aus der Stadt verbannt, ihre reichen Güter und prächtigen Schlöſſer eingezogen, die Hauptverſchwornen hingerichtet. Der aus dem Schlamm gezogene Körper des Ertrunkenen ward ſtatt aller Beſtattung ins Meer geworfen. So ſpurlos verſank ein großer Heldengeiſt, und ſo gemein endete eine That, die ohne jenen verhängnißvollen Zufall zu den glänzendſten in der Geſchichte gerechnet werden würde.

7.

Galileo Galilei.

(Geb. 1564, † 1642.)

An die Künſtler und Helden, die wir vorher aufgeführt, reihen ſich auch ausgezeichnete wiſſenſchaftliche Genies. Wir könnten hier beſonders unter den

Philologen manchen herrlichen Mann nennen, auch wäre von dem treflichen Staatsmanne und Geſchichtsſchreiber Nicolo Machiavelli viel zu erzählen, aber wir beſchränken uns jetzt nur auf einen einzigen, den oben genannten Mann, der ſich durch ſeine vielen treflichen Entdeckungen im Fache der Naturlehre den Namen des Vaters der neuern Phyſik erworben hat.

Gallilei war der Sohn eines Edelmanns in Piſa, der ein Freund wiſſenſchaftlicher Beſchäftigungen war, und, vermuthlich ſich ſelbſt unbewußt, ſeinen Sohn durch ſein Beiſpiel zu einem ähnlichen Hange verleitete. Denn ungeachtet er ihn ſelbſt zum Tuchhandel, einem in Florenz ehrenvollen Gewerbe, beſtimmte, mußte er doch zuletzt der Neigung des Knaben zum Studiren nachgeben; er ließ ihn daher, nachdem er ſich in der Schule in den alten Sprachen, im Zeichnen und in der Muſik geübt hatte, die Univerſität zu Piſa beſuchen, wo er ſich auf die Arzneywiſſenſchaft und die ariſtoteliſche Philoſophie legen ſollte. Aber die trocknen Spitzfindigkeiten der letztern wurden bald ſeinem freien Geiſte zuwider, der ſich nur immer auf das Reelle, Lebendige und Haltbare richtete. Er hatte von Kindheit an einen Hang zu mechaniſchen Künſten gehabt, und ein Verlangen, ſich über ihm unbekannte mechaniſche Geſetze zu unterrichten. So führte ihn ſchon in ſeinem 10ten Jahre das Hin- und Herſchweben einer im Dom zu Piſa vom Gewölbe herabhangenden Lampe auf die Geſetze des Pendels, deren Entdeckung und erſte Benutzung zur Abmeſſung der Zeit man ihm zu verdanken hat. Jetzt glaubte er in der Mathematik die

zahlreichſte aller Wiſſenſchaften gefunden zu haben, und warf ſich mit einem ſolchen Eifer auf dies Studium, daß er in kurzer Zeit den ganzen Euklides und Archimedes erſchöpft hatte. Da er aber das, was er in den Büchern vorfand, nicht blos trocken mit dem Gedächtniſſe auffaßte, ſondern vermöge ſeiner immer regen Selbſtthätigkeit von allen Seiten umwandte und mit eigenen Ideen verknüpfte, ſo gerieth er bald auf eigene Erweiterungen und Entdeckungen in ſeiner Wiſſenſchaft. 1586 erfand er die hydroſtatiſche Wage. Von nun an beſchloß er, ſich der Mathematik und Phyſik ausſchließend zu widmen. Der Ruf ſeiner Kenntniſſe verſchaffte ihm ſchon in ſeinem 25ſten Jahre (1589) eine Profeſſur der Mathematik zu Piſa. Er machte jetzt auf dem hohen Thurme der Domkirche ſehr intereſſante Experimente, aus denen er die Geſetze der Geſchwindigkeit fallender Körper fand. Bei immer weitern Unterſuchungen zeigte ſich ihm die Unhaltbarkeit der ariſtoteliſchen Meinungen in Hinſicht auf Naturerſcheinungen, aber dieſer Philoſoph hatte damals in Italien ſoviel Verehrer, daß ihn anzugreifen für den größten Frevel galt. Die Wuth der Gegner war ſo groß, daß der junge Profeſſor ſchon nach zwey Jahren ſeine Stelle niederlegen, und Piſa verlaſſen mußte. Dafür ward er aber 1592 von dem venediſchen Senate zum Lehrer der Mathematik nach Padua berufen, und hier fanden ſeine Vorleſungen ſo außerordentlichen Beifall, daß ſie Zuhörer aus den entfernteſten Gegenden herbeilockten. Indem er nun unabläſſig die mathematiſchen Wahrheiten auf phyſiſche Erſcheinungen anwandte, fiel er von einer neuen

Wahrnehmung auf die andere. Das Thermometer, deſſen erſte Erfindung man einem Holländer Cornelius Drebbel zuſchreibt, vervollkommnete er bedeutend. Seit 1604 machte er über den Magneten intereſſante Beobachtungen, und 1609 verfiel er, indem er eine zufällige Bemerkung eines holländiſchen Brillenmachers weiter verfolgte, auf die Entdeckung der aſtronomiſchen Fernröhre und des Mikroſcops. Kaum hatte er dieſe unſchätzbare Erfindung gemacht, ſo wandte er ſogleich ſeine Blicke zum Himmel, und machte eine Reihe neuer aſtronomiſcher Entdeckungen. Er fand die Beſchaffenheit der Mondsoberfläche, lehrte die Höhe der Berge im Monde aus ihrem Schatten meſſen, und zählte im Siebengeſtirn, wo das bloße Auge nur 7 Sterne unterſcheidet, 36. Jetzt ahnte er auch, was wir nun wiſſen, daß ſich mit Hülfe beſſerer Fernröhre vielleicht die Milchſtraße in ein ganzes Heer von Sternen auflöſen möchte. Am 7. Januar 1610 fand er die Jupiterstrabanten. Auch bemerkte er ſchon den Ring des Saturn und die Flecken in der Sonne, und ſchloß aus ihrer gemeinſchaftlichen Fortrückung von Oſten gegen Weſten ſchon ganz richtig auf die Umdrehungszeit des Sonnenkörpers. Doch es würde mich zu weit führen, alle Entdeckungen dieſes unermüdeten Forſchers herzuzählen, und ich begnüge mich nur zu ſagen, daß er dieſelben von 1610 an in Florenz fortſetzte, wohin ihn Cosmus II. von Medici als großherzoglichen Mathematiker und Philoſophen unter den ehrenvollſten Bedingungen berufen hatte.

Aber dieſe Auszeichnung war eine Kleinigkeit gegen die Laſt des Neides, die den großen Mann,

eben um ſeiner Größe willen, drückte. Seit 1632, da er einen Dialog über die copernicaniſche und ptolemäiſche Weltordnung herausgegeben hatte, brach eine offene Verfolgung gegen ihn aus. Er hatte in dieſem Buche einen gewiſſen Salviati die erſtere, und einen Simplicio die zweite vertheidigen laſſen, doch ſo, daß die Gründe des erſtern das Uebergewicht hatten. Nun war das ptolemäiſche Syſtem, welches die Erde in den Mittelpunkt des Weltalls ſetzt, und die Sonne ſammt allen übrigen Sternen ſich um dieſelbe bewegen läßt, damals gleichſam das Hof- und Kirchenſyſtem, ja das copernicaniſche, nach welchem die Sonne im Mittelpunkte unſerer Planetenwelt ſtill ſteht, galt für Ketzerey, da es mit einer Stelle in der Bibel (Joſua 10, 12 — 13) ſtreite. Die Mönche predigten nun öffentlich gegen Galilei, wobei manche gar witziglich den Spruch (Ap. Geſch. 1. 11) „viri Galilei, quid statis adspicientes in coelum?“ zum Text nahmen; ja die Jeſuiten, die alle mathematiſche Gelehrſamkeit gepachtet zu haben glaubten, ſtellten dem Papſt Urban III. vor, unter dem Simplicio ſey er gemeint, und Galilei habe ihn dadurch verſpotten wollen, daß er die Erlaubniß zum Druck eines ſolchen Buches habe geben können. So ward denn die Sache wirklich proceßfähig gemacht, und eine Congregation von Cardinälen, Mönchen und Mathematikern, ſämmtlich Galilei's Feinden, eingeſetzt, um ſein Werk zu unterſuchen. Sie erklärten es für höchſt gefährlich, und forderten ihn vor das furchtbare Inquiſitionsgericht nach Rom. Unglücklicherweiſe lebte ſein Gönner Cosmus nicht mehr. Ungeachtet ſeines

Alters, ſeiner ſchwächlichen Geſundheit und der rauhen Jahrszeit mußte er nun im Winter 1633 nach Rom reiſen, und nachdem er hier einige Monate in banger Erwartung, und zum Theil im Gefängniſſe geſchmachtet hatte, wurde er zur ewigen Schande des römiſchen Hofes von der Inquiſition verdammt, die großen Wahrheiten, die er behauptet hatte, auf den Knien liegend, und die Hand aufs Evangelium geſtützt, vor unwiſſenden Mönchen abzuſchwören (23. Jun. 1633). Die Formel lautete: Corde ſincero et fide non ficta abjuro, maledico et deteſtor ſupradictos errores et haereſes. Im Aufſtehen ſtampfte er mit dem Fuße, und brummte in den Bart: „und doch bewegt ſie ſich!“ Hierauf wurde ihm ſeine von ſieben Kardinälen unterzeichnete Sentenz vorgeleſen, durch welche er auf eine unbeſtimmte Zeit zum Kerker der Inquiſition, und 3 Jahre hindurch wöchentlich einmal die ſieben Bußpſalmen Davids zu beten verurtheilt, ſein Buch verboten, und ſein Syſtem, als der Bibel zuwider, verdammt wurde. Es iſt wahrſcheinlich, daß man den unglücklichen Greis auch gefoltert habe.

In den letzten Jahren ſeines Lebens ward er faſt blind, taub und contract, aber dennoch hörte er nicht auf, ſich mit neuen Forſchungen zu beſchäftigen. „In meiner Finſterniß, ſchreibt er 1637 an einen Freund, grübele ich bald dieſem, bald jenem Gegenſtande der Natur nach, und kann meinen raſtlos arbeitenden Kopf nicht zur Ruhe bringen, ſo gern ichs auch möchte. Dieſe immerwährende Geſchäftigkeit meines Geiſtes raubt mir faſt allen Schlaf.“ Endlich ſtarb er im 75ſten Jahre ſeines Alters in

den Armen ſeines Schülers Vincenzo Viviani, der in der Folge keinen höhern Stolz kannte, als ſich mit dem Beiſatz: letzter Schüler des Galilei zu unterzeichnen. Außer ihm hatte er eine Menge treflicher Zöglinge gebildet. Sein Körper wurde in der Kirche zum heiligen Kreuz in Florenz neben dem Grabmal des Michelagnolo beigeſetzt.

Er war klein von Geſtalt, aber von geſundem und feſtem Körper, und einer einnehmenden Lebhaftigkeit. Nur mit ſeinen vertrauteſten Freunden ſprach er von Mathematik und Philoſophie. Seine Zeitvertreibe waren der Gartenbau, die Muſik, das Zeichnen und die Dichtkunſt. Den Arioſt *) konnte er faſt auswendig. Seine eigene Schreibart iſt klar und angenehm.

---

*) Arioſto und Taſſo ſind die beiden berühmteſten italiäniſchen Dichter dieſes Zeitraums. Jener (geb. 1474, † 1533) hat ſich beſonders durch ſein Heldengedicht, der raſende Roland, dieſer (geb. 1544, † 1594) durch ſein befreites Jeruſalem unſterblich gemacht.

IX.

Die Schweizer.

I.

Fortgeſetzter Kampf gegen Oeſtreich.

Im fünften Theile dieſes Werks ließen wir dieſes Volk am Ende eines gefährlichen Krieges, der aus innerer Entzweiung entſtanden, beinahe das durch einen mehr als hundertjährigen mühevollen Kampf errichtete Gebäude zerſtöhrt, und ſeinen Feinden die Hoffnung gegeben hatte, durch Benutzung der Uneinigkeit der Verbündeten, den Erfolg zu erwarten, welchen ſie aus den Ankämpfen gegen ihre Einigkeit nie hatten erreichen können. Aber die geſunde Natur dieſes Bundes ſiegte, und die Schweizer, ſo wurden die Eidgenoſſen vorzüglich ſeit dem letzten Kriege genannt, durch neue Freunde verſtärkt und durch Eroberungen erweitert, rundeten ſich immer mehr innerhalb ihrer Grenzen ab. Aber nun mußte auch um ſo ſtärker, gleichſam als Inſtinkt des Bundes, die Begierde ſich regen, alle noch übrigen Reſte öſtreichiſcher Herrſchaft als ungeſunde Stoffe aus dem Körper abzuſcheiden. Ja dieſe Reſte ſelbſt, iſolirt von dem Ganzen, dem ſie angehörten, fühlten bei dieſer Trennung mehr Nachtheil wie Vortheil, und es regte ſich daher bei ihnen ſelbſt die Luſt, dem

Bunde anzugehören, der immer gerüſtet und bereit war, Ehre und Vortheil gegen Fürſten und Adel zu behaupten. Der Plappartkrieg, veranlaßt, weil zu Coſtanz ein Patricier beim Schützenſpiel einen berner Plappart (eine Münze) nicht hatte nehmen wollen, ihn einen Kuhplappart nennend, und ſagend, der Bär darauf ſey eine Kuh, bewies die Reizbarkeit der Eidgenoſſen für ihre Nationalehre, ſo wie das Vorhandenſeyn der alten gehäſſigen Idee von den Schweizern, bei andern, welche durch ſo viele ritterliche Thaten jene noch nicht hatten vernichten können, aber auch diesmal die Uebermacht ſchweizeriſcher Raſchheit und Tapferkeit. Daher war es nun auch nicht zu verwundern, daß Rappersſchwyl, dieſe ſeit ſo langer Zeit, öſtreichiſche Stadt, die von ihrem Zuge heimkehrenden Schweizer in ihre Mauern gern aufnahm, und hinfort dem Bunde angehören wollte, zu keiner geringen Freude der Eidgenoſſen, die von dieſer Stadt aus ſo oft beunruhigt worden waren durch Oeſtreich. Bald zeigte ſich eine noch ſchönere Gelegenheit zur Vollendung ihres Bundes. Das öſtreichiſche Haus, in mehrere Prinzen getheilt, von denen Siegesmund jetzt Tyrol, Schwaben nebſt dem Elſaß beſaß, war über die Erbſchaft des Ladislaus Poſthumus unter einander ſelbſt zerfallen, Siegesmund zugleich aber auch mit dem Papſt Pius II. über einen Streit, der zwiſchen dem Herzoge und des Papſtes Freunde, dem gelehrten Biſchof von Brixen, entſtanden war. Der Papſt hatte über ihn den Bann ausgeſprochen, und indem er alle benachbarten Fürſten aufforderte, Siegesmunden mit Heeresmacht zu überziehn, benachrichtigte er auch

die Schweizer von der Aufhebung aller friedlichen Verhältniſſe mit dem ehrloſen Majeſtätsverbrecher Siegesmund, weiland Herzog. Alles geſchah mit Beiſtimmung des Kaiſers ſelbſt. Die Schweizer, gegen welche kurz vorher Siegesmund wegen einiger eigenmächtiger Eingriffe, wie er glaubte, von Seiten ihrer, einen Bannbrief ausgewirkt hatte in Rom, ergriffen gern dieſe Gelegenheit. Zürch, Uri, Schwyz, Lucern, Unterwalden und Glarus ließen Truppen anrücken, durch welche bald der ganze Thurgau erobert wurde 1460, und um Dieſſenhofen zu belagern, ſchickten auch Bern, Freiburg und Solothurn Hülfsvölker. Nach dem Verhältniſſe des Antheils am Kriege, richtete ſich nun auch der Antheil an den Vortheilen, welche der Friede verſchafte, den Oeſtreich auf 15 Jahr einging, und vermöge deſſen alles Eroberte den Schweizern verblieb. Winterthur allein war zwar belagert worden, hatte aber nicht erobert werden können, welches indeſſen nur zu größerem Vortheil für die Zürcher ausſchlug. Denn da der Erzherzog den Zürchern dieſe für ſie ſo wichtige Stadt um Geld überließ, ſo brauchten ſie auch nun nicht die Herrſchaft über dieſelbe zu theilen mit den übrigen Kantonen.

Die Schwäche Oeſtreichs reizte die Kühnheit der Gegner, der Schweizer, immer mehr, verminderte aber nicht die Hoffnungen der noch immer auf die Schweizer eiferſüchtigen und nach Rache verlangenden Herren. Daraus entſtand ein großer Krieg abermals zwiſchen Oeſtreich und dem Adel auf der einen, und zwiſchen den Schweizern auf der andern Seite, veranlaßt durch einen geringfügigen Umſtand, daß

nämlich ein Müller mit ſeinem Knecht über den Handlohn zerfiel in der Stadt Mühlhauſen. Der Knecht war zum Bürgermeiſter gelaufen, der mit größern Dingen beſchäftigt, die Schlichtung des Haders verſchob. Sofort verließ der Knecht die Stadt, und verkaufte als rechtlos nach einem ſonderbaren und ruheſtörenden Gebrauch ſeine Anſprache an einen Junker von Regisheim, der dieſe Anforderung zu einem gewaltſamen Angriff auf die Stadt benutzte. Dieſe rief Bern, Solothurn und Freiburg zu Hülfe, welche Städte einen 15jährigen Bund mit ihr machten. Der Krieg, worein Oeſtreich mit verwickelt ward, brannte bald auf, abermals zum Ruhm der eidgenoſſiſchen Waffen, denn im Waldshuter Frieden mußte Oeſtreich den Kantonen 10,000 Gulden Erſatz, und wo dieſes nicht zur beſtimmten Zeit einträfe, Waldshut und den Schwarzwald verſprechen. So nachtheilige Frieden hintereinander brachten dem Herzoge ſeine Schwäche zum Bewußtſeyn, und ihn ſelbſt zu dem Entſchluſſe, fremden Beiſtand zu Hülfe zu rufen, da er nicht im Stande war, die Summe zu bezahlen, und doch die Unterpfänder nicht gern den Schweizern laſſeu wollte. Er wendete ſich alſo, nachdem er beim Reiche und Frankreich vergebens Hülfe geſucht hatte, an den großherzigen, mächtigen und reichen Herzog von Burgund, von dem er das benöthigte Geld erhielt, und dem er Pfirt, den Schwarzwald, die 4 Waldſtädte und alle ſeine Herrſchaften im Sundgau, Elſaß und Breisgau verſetzte. Im Vertrauen auf dieſe Macht war es mehr der immer noch feindſelig

geſinnte Adel, als der Beſitzer dieſer Macht, Herzog Karl von Burgund, welcher durch Gewaltthat die Eidgenoſſen zum Ausbruch reizen wollte. In dem Maaße aber, wie Burgund den Schweizern zu nahe trat, näherte ſich der auf Burgund eiferſüchtige Ludwig der XI. den letztern, und auch Oeſtreich ſchloß ſich bald den Schweizern wieder an. Denn Kaiſer und König waren von der Nothwendigkeit überzeugt, daß man der Ausdehnung der burgundiſchen Macht Schranken ſetzen müſſe, und daß die Schweizer dazu am geſchickteſten ſeyen. 1474 ſchwur daher endlich Siegesmund und alle Eidgenoſſen, unter Gewährleiſtung Ludwigs XI. die ewige Richtung, durch welche hinfort aller Krieg und aller Groll zwiſchen dieſen beiden abgethan, und Freundſchaft und Verein ſeyn ſollte. Die Städte unterſchrieben den Vorſchuß des burgundiſchen Pfandgeldes.

Hagenbach, der burgundiſche Vogt, einen Angriff vorherſehend, bemächtigte ſich Breiſachs als eines feſten Platzes, wurde aber hier gefangen genommen. Sigismund kündigte indeſſen ſogleich durch Einnahme ſeiner vorigen Länder den Pfand auf, und Hagenbach ward nach Urtheil und Recht enthauptet vor einem öſtreichiſchen Gericht, wobei auch eidgenoſſiſche Geſandten zugegen waren. Dieſe That vollendete des burgundiſchen Karls Zorn, und er beſchloß den Krieg. Schweiz ſchloß nun den engern Bund mit Frankreich und kündigte 1474 dem Herzoge von Burgund den Krieg an. Schweizer und Oeſtreicher nun Freunde, und durch weiße Kreuze gemeinſchaftlich bezeichnet, rückten über den Jura

und nahmen mehrere feſte Plätze ein. Nachdem der Herzog in den obern Gegenden ſeines Landes Frieden gemacht, rückte er gegen die Schweizer an. Einige feſte Plätze, wie z. B. Joigny, welche die Berner zu beſetzen unterlaſſen hatten, wurden genommen, aus einigen andern wurden die ſchweizeriſchen Beſatzungen vertrieben. Karl ſchwur bei St. Görgen, nach ſeiner Gewohnheit, er wolle die deutſchen Hunde alle aufreiben, und ihr Vermögen den Soldaten Preis geben. Bei Granſon wurde die ſchweizeriſche Beſatzung auf ſeinen Geheiß an den Bäumen aufgehängt. Nicht fern von dieſem Orte trafen beide Heere unvermuthet auf einander. Die Eidgenoſſen, als ſie des Feindes anſichtig geworden, fielen nach ihrer Gewohnheit aufs Knie und beteten. Karl aber, des Sieges gewiß, rief, als er die Schweizer in dieſen Stellungen für um Gnade Bittende hielt, für ſie ſey keine Gnade zu hoffen, ſie müßten alle ſterben. Aber die Bittenden, wie er meinte, verwandelten ſich bald in Drohende, vor deren Angriffe die Burgundier flohen. Selbſt Karl, der mit bloßem Degen in der Hand, die Fliehenden niederſtoßend, Furcht durch Furcht vertreiben wollte, mußte endlich ſelbſt die Flucht ergreifen, mit Hinterlaſſung ſeiner reichen Schätze, welche von den Schweizern erbeutet, indem ſie dieſe letztern bereicherten, der gefährlichſte Schade waren, den die Sieger von den Beſiegten litten, wie der Anblick ihrer aufgehängten Mitbürger, als ſie nach der Schlacht Granſon näher kamen, der einzige Schmerz, der die Siegesfreude ſtörte. Denn der Weg, den Karl nun einſchlug in demſelben Jahre (1486), nach geſche-

hener mächtiger Rüſtung, durch einen neuen Angriff die Schweizer und die Ehre ihres Sieges zu zerſtören, ward bei Murten ein neuer Triumph, an demſelben Tage, wo vor 137 Jahren bei Laupen das gemeine Weſen gerettet war. Hans von Hallwyll, der die Truppen anführte, benutzte dieſen Umſtand, die Seinen anzufeuern. Während ſie beteten, öfnete ſich das Gewölk, und die Sonne ließ ſich ſehen, denn ein anhaltender Regen hatte die Schweizer auf dem Wege hieher ganz durchnäßt. Aber das dennoch nicht gelöſchte Feuer ihres Muths entzündete ſich an dieſem Sonnenſtrahl zur verzehrenden Gluth des Angriffs, dem 20,000 erſchlagene Burgunder geopfert wurden. Ihre Gebeine, nachwärts geſammelt in ein Gewölbe, mit der Umſchrift: „des mächtigen Herzogs von Burgund Kriegsheer hat dieſes hinterlaſſen,“ waren ein ſchauerliches Denkmal *) ſchweizeriſcher Tapferkeit, die endlich, als ſie den Herzog von Lothringen unterſtützte, (ſ. oben S. 39.) den dritten Sieg erfechten half, wo der Tod dem kühnen Herzog die Ruhe gab, welche jede Niederlage ihm von neuem genommen hatte **).

In dieſem gefährlichen Kriege, ſagt ein Schweizeriſcher Geſchichtſchreiber, haben die Eidgenoſſen den

*) Dieſes ſogenannte Beinhaus zu Murten ward zu unſerer Zeit in den gräuelvollen Tagen der franzöſiſchen Revolution von den Franzoſen zerſtört.

**) Karl antwortete einem ſeiner Diener, der erſtaunt war über die großen Rüſtungen nach der erſten Niederlage bei Granſon: „dich läßt eine ſolche Niederlage ſchlafen, mich nicht.“

Ruhm ihrer Waffen, zum Nachtheil des guten Rufs ihrer Mäßigkeit, ausgebreitet. Die große Beute an edlen Steinen, an Gold und Silber, die in dem burgundiſchen Kriege gemacht war, und die vielen franzöſiſchen Subſidiengelder, machten einzelne Häuſer übermüthig, oder wurden von dem gemeinen Mann in kurzer Zeit unter Schwelgen und Ausſchweifungen aufgezehrt. Jene erneuerte und geſchärfte Sittenmandate beweiſen am beſten, welche Früchte zum Vorſchein gekommen waren. Das Reislaufen oder Uebergehen in fremde Kriegsdienſte nahm nun überhand, und gab zu mancherlei Händeln Anlas. Die Reisläufer nahmen nicht ſelten von zweyen Herren Geld, die Hauptleute oder Aufwiegler verkürzten den gemeinen Burſchen den Lohn u. ſ. w.

Nach dem burgundiſchen Kriege ruheten die Schweizer, in keinen auswärtigen Kampf verwickelt, aber da jetzt der Kampf zwiſchen der ſpaniſchöſtreichiſchen und der franzöſiſchen Macht anhub, ſo wurden die Eidgenoſſen als zwiſchen beiden liegend, von beiden Partheyen geſucht, die durch ſchweizeriſche Truppen ihre Kämpfe am beſten ausfechten zu können hofften. Ludwig XI. hatte ſeit jener berühmten Schlacht bei St. Jacob an der Birs, ihre Tapferkeit kennen lernend, die Verbindung mit ihnen ſorgfältig geſucht und erhalten. Die Eidgenoſſen, von Kriegsluſt und Beutgier erhitzt, und, Bern ausgenommen, das bei mehrern Gelegenheiten ſeine Einſicht in die Welthändel wohl bewährte, weniger das Verhältniß des Bundes als eines Ganzen gegen andere Ganzen im Auge habend, hatten ſogar dem Könige von Frankreich

zur Beſitznahme des Theils der burgundiſchen Län- der geholfen, der nicht abgeneigt geweſen war, ſich mit den Eidgenoſſen zu verbinden. Ludwig der XI., dem man nachrechnet, daß er ſeit der Schlacht bei Granſon, eine Million Rheiniſche Gulden bezahlt ha- be an die Schweizer, bemühete ſich auch noch kurz vor ſeinem Ende, die Verhältniſſe der Nation mit ſeiner Krone, auf ſeine Nachfolger zu erſtrecken. Karl VIII. wußte auch durch richtiges Ausbezahlen aus den Schätzen, die ihm ſein Vater hinterlaſſen hatte, das Uebergewicht in der Schweiz zu erhalten vor der öſtreichiſchen Bewerbung, die von dem im- mer geldbedürftigen Maximilian ausging, an wel- chen Siegesmund ſeine Länder abgetreten hatte. Wenn aber manchmal den Häuptern die Penſionen nicht richtig bezahlt wurden, ſo wankte dann wieder das franzöſiſche Intereſſe, und zu einer ſolchen Zeit kam denn auch einmal wirklich 1487 eine neue Vereini- gung mit Oeſtreich zu Stande, vorzüglich durch Zürch, und den daſigen durch ſeine Schickſale be- rühmten Burgermeiſter Waldmann.

Auf eine ſolche Weiſe verſuchten beide Mächte Beſtechung und andre Künſte, ihr gegenſeitiges In- tereſſe zu erhalten in den Kantonen, die bei dieſem ganzen Verhältniſſe nicht eben in dem günſtigſten Lich- te erſcheinen. Beſtändig werden die Reisläufer (ſo hießen die, welche in fremde Dienſte gingen), aus den Heeren des einen oder des andern Königs, nach Hauſe gemahnt, kommen und laufen wieder, und ihre Obern erniedern ſich noch, für ſie ausſtehende Solde bei den Fürſten einzutreiben. Aus dieſem Grunde kamen nicht ſelten nach einem geendigten

Feldzuge fremde Dienſtknechte mit den Schweizern zurück, und blieben Eidsgenoſſen, bis der König bezahlte. Im Jahre 1488 allein zogen an 8000 Schweizer in auswärtige Dienſte. Ein einziger ſolcher Flug war eine ordentliche Entvölkerung für das Land. Meiſt ging die Auswanderung in den Demokratien an, und die Angehörigen der Städte folgten dann. Um die Verbote der Eidgenoſſenſchaft bekümmerte man ſich wenig, und alle Geſetze wurden dagegen bald unkräftig, da ſich die Verträge zwiſchen Oeſtreich und Frankreich oft einander widerſprachen. Denn man verfuhr nicht nach einer wohlbedachten Politik, um durch Theilnahme an den Kriegen dieſer Staaten, ein Gleichgewicht zu vermitteln, ſondern wo man auch neutral bleiben wollte, zeigte ſich doch meiſtens eine Partheylichkeit dadurch, daß man das Reislaufen zu dem einen Fürſten ſcharf verbot, das dem andern durch die Finger geſehen wurde, und welche meiſten Theils mehr durch Eigennutz und Vorurtheil bewegt wurde. Das letztere war immer gegen Oeſtreich, und erhielt in Rückſicht auf dieſes Haus eine Lauigkeit in der Geſinnung, und den erſtern wußte Frankreich immer am beſten zu befriedigen, daher haben wir auch oben ſchon geſehen, wie vielen Antheil ſchweizeriſche Waffen, an den Zügen Karls VIII. nach Italien, nahmen.

Dagegen die Eiferſucht der Schweizerſoldaten gegen die Landsknechte, welche ihre Nebenbuhler im Kriegshandwerk waren, der Eidgenoſſen gegen den ſchwäbiſchen Bund, und der Schweiz gegen Oeſterreich, brach in einen kurzen aber blutigen Krieg aus.

Graubündten mit Tyrol in öfterm Zwiſt, hatte ſich 1497 mit den Eidgenoſſen verbunden, Tyrol mit Schwaben. Der Haß zwiſchen Schwaben und den Schweizern, der immer mehr wuchs, und ſich durch allerhand Spottlieder Luft machte, machte den Kampf um ſo leidenſchaftlicher. Frankreich, jetzt von Ludwig XII. beherrſcht, benutzte die Stimmung der Kantone, verſprach jedem 20,000 Franken Bundesgeld, eine Anzahl Kanonen, freien Handel 10 Tage vor und nach der Meſſe, für zwey Studirende aus jedem Orte freye Koſt zu Paris, und brachte dafür ein allgemeines Bündniß mit den Eidgenoſſen zu Stande. Dieſe letztern bewährten indeſſen das Zutrauen, welches Frankreich in ſchweizeriſche Tapferkeit ſetzte, in dem nun ſchon ausgebrochenen Kriege, in welchem ſie durch ihre Beharrlichkeit, Einheit und Kriegszucht *) die beſiegten, welche ihnen an Macht gewiß überlegen waren. Da nämlich der Krieg, der im Vertrauen auf die Macht des unter Friedrich III. ſchon entſtandenen ſchwäbiſchen Bundes, und der öſtreichiſchen Kräfte,

*) Es ſchwuren die Schweizer außer andern löblichen Dingen bei Lebensſtrafe, auf feindlichem Boden niemals weder bei Nacht noch bei Tage jemals die Waffen abzulegen, während des Kampfes keinen Gefangenen zu machen. Ein merkwürdiges Beiſpiel ihrer Beharrlichkeit erzählt Pirkheimer: die Schweizer waren in geſchloſſenen Gliedern durch den Rhein gegangen, aber indem die vorderſten das jenſeitige Ufer berühren, geht das Gerücht, daß der Feind da ſey. Man macht Halt, und jeder bleibt auf dem Platze ſtehen, wo er eben ſtand, alſo auch die, welche bis ans Kinn im Rheine ſtanden, und die mit ihren

aus wahrem Uebermuthe abermals von dem Adel angefangen, mit gleichem Uebermuthe geführt wurd, ſo mußte wohl die Frucht ſolcher Vorurtheile eine Niederlage ſeyn. Von Baſel bis an das Münſterthal brannte das Kriegsfeuer. Während ein Kriegshaufe der Schweizer bei Bregenz, faſt nur durch ſeine Erſcheinung, den Feind in die Flucht ſchlägt, ſiegt ein anderer Haufe bei Baſel, durch den Schein der Flucht. Denn da ihr Anführer den Feind an Zahl überlegen findet, befiehlt er den Seinen nach einem nahgelegenen Hügel zu fliehen, aber mit ineinander geſchlungenen Händen, damit die Reihen nicht durchbrochen werden. Die Oeſtreicher, getäuſcht dadurch, verfolgen, des Sieges ſchon gewiß, ohne alle Ordnung die Schweizer, welche nun umkehren, und den Feind, der ſich nicht wieder vereinigen, und von ſeiner Menge nun keinen Nutzen ziehen kann, beſiegen.

Die Schweizer, trotz den Siegen, wollten Frieden, aber ihre Gegner verwarfen ihn, und hofften auch nach zwey neuen Niederlagen auf Maximilian, der den Krieg in Geldern, worein ihn die Franzöſiſche Intrigue verwickelt hatte, endigte, und mit neuen Truppen heranrückte. Ein mit ungeheuren Schwierigkeiten verknüpfter Einfall Maximilians in das

---

Lanzen die Eisſchollen zwiſchen ſich durchtreiben mußten. Nach zwey Stunden erſt, da die Unterſuchenden alles ſicher fanden, ſetzte man den Zug fort. Denn, ſetzt Pirkheimer hinzu, man hielt es für ſchändlich, zurückzuweichen, ohne einen Feind geſehen zu haben, und für verwegen, ohne Recognoscirung weiter zu gehen.

Engadin, um die Einwohner deſſelben für die vielen Verheerungen Tyrols zu züchtigen, brachte ihn ſelbſt in die größte Noth, und um ſeine beſten Truppen. Doch antwortete Maximilian nichts auf neue Friedensanträge. Nur der Herzog von Mailand bemühete ſich, den verſchmäheten Frieden zu vermitteln, da er wußte, daß Ludwig der XII., König von Frankreich, feſt entſchloſſen war, ſeine Anſprüche auf Mailand geltend zu machen, und indem er mit Freuden den Kaiſer Maximilian hier beſchäftigt ſah, ſich enger mit der Schweiz zu dieſem Behufe verknüpfte. Dieſe Verbindung mit Frankreich zu vernichten, und die Schweizer für ſich zu gewinnen, bot er ihnen nun ſeine Vermittelung an, da er wußte, daß die Eidgenoſſen einen Krieg zu endigen wünſchten, der auf die Länge doch läſtig geworden ſeyn würde, da ihnen von Deutſchland aus Salz und Korn vorenthalten wurde, oder gefährlich, wenn der Gegner von ſeinen Kräften Gebrauch machen lernte. Ludwig verſprach zwar daſſelbe, aber Maximilian wollte ihn nicht als Vermittler annehmen, und ſo kam, unter Mailändiſcher Bemühung, zu Baſel der Friede zu Stande (1499), wobei Sforza große Geldſummen aufgewendet hatte, um die Streitenden auszugleichen. Zwanzigtauſend Goldgulden ſollten die Schweizer haben und erhielten, weil das Geld nicht baar konnte ausgezahlt werden, pfandweiſe das Landgericht über den Thurgau, welches der Stadt Koſtanz gehörte, von dieſer letztern, und behielten es auch, weil nachmals die Summe nicht gezahlt ward, da der Herzog von Mailand bald nachher aus ſeinen Staaten herausgeworfen wurde.

An den mailändiſchen Händeln, die darauf erfolgten, nahm die Schweiz, wie ſchon erzählt, Antheil, und dieſe Zeit iſt der glänzendſte Punkt in der Geſchichte der Schweizer, in wie fern ſie nämlich einen beſtimmenden Einfluß in die Welthändel hatten, aber blos als Soldaten, deren man nicht entbehren konnte. Als ſie mit Frankreich über Bellenz, welches ihnen Ludwig, als Beſitzer von Mailand, verweigerte, zerfallen waren, eroberten ſie bekanntlich 1512 Mailand wieder für den jungen Herzog Sforza, wobei ſie auch ſich mit den italiäniſchen Vogteien bereicherten. Der Landammann von Zug, Schwarzmauer, war es, der dem neuen Herzog unter dem Thore von Mailand die Schlüſſel gab, da ſich die Eidgenoſſiſchen Geſandten überhaupt geweigert hatten, dem Herzog entgegen zu gehen. Ja als darauf Venedig und Frankreich ſich vereinigten, ließen ſie dem Vice-König von Neapel ſagen: Er dürfe nur für ſich ſorgen, ſie getrauten ſich ſchon, das Herzogthum Mailand gegen alle Welt zu ſchützen. Nach dieſen Grundſätzen erlaubten ſie ſich auch, dem jungen Herzog von Mailand, Maximilian, Abgeſandte zu ſchicken, die ihm rathen, und auf ſeine Aufführung wachen ſollten. Man meint, es habe der junge Herzog bei dieſer republikaniſchen Bevogtung den Verluſt ſeines Herzogthums mit leichterm Herzen angeſehen, als die Schweizer den Verluſt ihres Rufs einer unbeſiegbaren Tapferkeit, durch die Niederlage bei Marignand. Der ſchlimme Ausgang dieſes Krieges brachte durch die Vermittlung des Herzogs von Savoyen, die Vereinigung Frankreichs wieder zu Stande, an der aber noch nicht

alle wieder Theil nahmen. Nur für 8 einſtimmende Kantone erſt, ward unter dem Schalle der Trompeten das erſte Jahrgehalt wieder eingebracht. Doch ein ſolcher Anblick, wie der Baſtard von Savoyen verſchafte, der die franzöſiſchen Sonnenkronen auf das Pflaſter ſchütten ließ und ausrief: hat das nicht das Anſehn eines mächtigen Königs? gewann auch bald die übrigen. In dem Frieden von Freiburg verſöhnten ſie ſich alle mit dem Könige Franz I., ſie behielten Bellenz, das Valtlin, Cleven, Lauis und das Meinthal, Erſatz aller bei der Belagerung von Dijon und im italiäniſchen Kriege gehabten Koſten, und für jeden Kanton *) 2000 Franken Jahrgehalt. Doch nahmen noch nicht alle Kantone Theil, man fürchtete mit Recht das Zugrundegehen des Feldbaus. Ja überhaupt, was waren die Folgen dieſer Maximen, fragt ein Schweizer ſelbſt? Ein ſchändlicher Gewinn für Wenige, durch das Verderben vieler, plötzliche Bereicherungen und augenblickliche Verſchwendungen, ohne die Annehmlichkeit des Reichthums, oder die Vergnügungen der Pracht. Durch Beſtechungen verdorbene Obrigkeiten durften ihr Anſehn mit keinem Nachdruck gebrauchen, um einen unbändigen, durch die Ausgelaſſenheit des Soldatenlebens verwöhnten, Pöbel in Schranken zu erhalten. — Gegen das Verderben, welches ſich hieraus entwickelte, kämpften auch zuerſt, und vorzüglich mit ihren Predigten und neuen Lehren die Reformatoren. Denn auch in der Schweiz erſchallte die Stim=

*) Freiburg, Solothurn, Baſel, Schafhauſen und zuletzt Appenzel (1513) vermehrten durch ihren Zutritt die Zahl der Kantone.

me dieſer Propheten, und indem der Geiſt der Reformation auch die Eidgenoſſen ergriff, brachte er — nicht ohne Blutvergießen — in die einzelnen kleinen Spaltungen eine einzige, große, entſcheidende Trennung, und modificirte auf neue Weiſe die Verhältniſſe mit Frankreich.

2.

Ulrich Zwingli.

(Geb. 1481, † 1531.)

Zu den beherzten Männern, welche die Herolde der neuen Lehre wurden, gehörte vorzüglich der Genannte. Er war der Sohn eines Ammanns zu Wildhauſens in der Grafſchaft Toggenburg. Seine erſte Bildung empfing er von einem Oheim, der ein Landpfarrer war. Dann kam er nach Baſel, und von da nach Bern in die Schule. Au beiden Orten legte er ſich mit dem größten Fleiße auf die Wiſſenſchaften und Muſik. Schon war er nahe daran ein Mönch zu werden, aber ein glücklicher Umſtand, man weiß nicht mehr von welcher Art, verhinderte ihn daran, und Zwingli ging dafür nach Wien auf die Univerſität, wo er mit großem Fleiße dem Studium der Philoſophie ſich ergab. Nach ſeiner Rückkunft aus Wien ward er Schullehrer in Baſel, und hier war es, wo er bei genauem Studium jene Zweifel entdeckte, die zwar ſchon vor ihm vielen andern aufgefallen waren, die er aber zuerſt laut und deutlich auszuſprechen wagte.

Ein redlicher Theologe zu Baſel, Thomas Wittenbach, und ein Univerſitätsfreund, Leo Jud, der

1506 Pfarrer zu Paris wurde, ſtießen mit ihren Unterſuchungen mit ihm zuſammen, und ihr Eifer in der Schriftforſchung beförderte nicht wenig die Entdeckung der neuen Wahrheiten. Vermöge des Intereſſes, welches ein lebhafter und denkender Kopf in ähnlichen Köpfen erregt, zog er auch einen Kreis von redlichen Freunden an ſich, und nachdem ſie darin übereingekommen waren, daß das gegenwärtige kirchliche Syſtem von den Lehren des Stifters himmelweit verſchieden ſey, beſchloſſen ſie, jeder in ſeinem Kreiſe von der Kanzel herab das wahre Evangelium unter das Volk zu verbreiten. Keinem gelang dies mehr als Zwingli'n ſelbſt, denn ſeine Predigten waren voll Herzlichkeit, und ſeine gefälligen Sitten, ſeine Liebe zur Geſelligkeit und ſein muſikaliſches Talent machten ihn überall, auch in der Geſellſchaft beliebt. Die vier Pfarrer, mit denen er ſich erſt näher verbunden, waren: Konrad Rechberg, Abt im Kloſter Einſiedeln, Leo Jud, Franz Zingy und Michael Sander. Ein guter Erfolg ihres Eiferns war ſchon der, daß den Kloſterfrauen das Mettenſingen und die Erlaubniß zu heyrathen gegeben wurde. Um noch mehr auszurichten, wendeten ſie ſich an den Biſchof Hugo von Konſtanz, und an den Kardinal und Biſchof zu Sitten, Matthias Schinner, und baten um einige Reinigung der Kirche, aber beide fürchteten ſich vor dem Papſte und ließen ſich auf nichts ein.

Ein ſchönerer Wirkungskreis eröfnete ſich für Zwingli 1518, als er zum Pfarrer nach Zürch berufen ward. Hier fand er ein freiheitsliebendes, neuerungsſüchtiges Völkchen, und einen Magiſtrat,

der ihm auf halben Wegen entgegen kam. Er führte eine neue Art zu predigen ein, indem er in zuſammenhängenden Homilien ſeinen Zuhörern das ganze neue Teſtament bekannt machte und erklärte. Dann deckte er bei Gelegenheit auch wohl die Verderbniß der Geiſtlichkeit und die Anmaßungen der Päpſte auf, und als 1509 ein Barfüßermönch, Bernhard Samſon, mit Ablaßbriefen in der Schweiz umherzog, eiferte er, wie Luther, gegen dieſen Unfug. Um aber andern immer nützlicher zu werden, bildete er ſich ſelber durch fortgeſetztes Studium der Bibel und der Klaſſiker, ja er lernte von dem bekannten Andreas Karlſtad in ſeinem 30. Jahre noch Hebräiſch, um das alte Teſtament in der Urſprache leſen zu können. Seine Tagesſtunden waren auf das regelmäßigſte eingetheilt, und er entzog dem Schlafe manche Stunde, um ſie für das Studieren zu gewinnen.

Da er in ſeinen Predigten und Schriften allmälig immer mehr Mißbräuche der herrſchenden Kirche angriff, ſo blieben die Verketzerungen nicht aus. Der Papſt Hadrian beſchloß endlich, ein Religionsgeſpräch zur Ausgleichung der neuen Ketzereien halten zu laſſen. In dieſer Abſicht erſchienen am 29. Juni 1523 gegen 200 vornehme Perſonen auf dem Rathhauſe zu Zürch, und hier war es, wo Zwingly zuerſt ſeine verbeſſerte Lehre in 67 Artikeln öffentlich vorlegte und vertheidigte. Daß dieſe Entzweiung zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus, die ſo tief in die ganzen Weltverhältniſſe eingriff, nicht auf dieſem Wege konnte aufgehoben werden, war wohl einzuſehen. Konnte doch nicht einmahl

zwiſchen denen, welche auf gleichem Standpunkte ſtanden, eine Einigkeit zu Stande gebracht werden. Zwingly, der über die Lehre von der Gegenwart Chriſti im Abendmahl von Luthern abwich, und dieſer letztere, ſtritten anfangs durch Schriften. Aber die „Unterrichtung vom Nachtmahl Chriſti,“ welche Zwingly herausgab, hatte ihn Luthern nicht genähert, der vielmehr dagegen ein Buch herausgab unter dem Titel: „daß die Worte Chriſti: das iſt mein Leib, noch feſt ſtehen. Wider die Schwärmgeiſter.“ Und das im VI. Theil ſchon erwähnte Geſpräch in Marburg (1519) entzweiete vielmehr, anſtatt zu einigen. Indem ein jeder den andern beſiegt zu haben glaubte, beharrte er nun um ſo feſter. Einen ähnlichen Ausgang hatte ein Religionsgeſpräch, das zu Baden gehalten worden war (1526), wo der bekannte Dr. Johann Eck die Ehre des Katholicismus glaubte gerettet zu haben, zu deren Behauptung dies Geſpräch beſonders angeſtellt worden war auf den Wunſch der katholiſchen Kantone Lucern, Uri, Schwyz und Unterwalden.

Denn bei einem Staate, wie die Schweiz, der aus mannigfaltigen Theilen zuſammengeſetzt, durch Einheit der Regierung, eine Idee nicht durchführen konnte, bildete ſich unangefochten und frey die Reformation ihre Anhänger. Aber bei dem Gemeinſinn, der den Einzelnen nicht iſolirte, und bei der gegenſeitigen Eiferſucht, welche zwiſchen den Theilen herrſchte, mußten daraus wohl politiſche Bewegungen entſtehen, je heftiger *) vorzüglich die fünf vor-

*) Ein Beweis davon iſt, daß zu Zug ein Prieſter

hergenannten Orte, für die Beibehaltung der alten Religion ſtritten, und, indem ſie zu gleicher Zeit die Regierungen bei ihrem (der Regierungen) Landvolke verklagen wollten, ein Vorhaben an den Tag legten, zu demokratiſchen Freiheiten die Ariſtokratiſchen zu verführen. Denn die beiden mächtigſten ariſtokratiſchen Staaten, Zürch und Bern hatten die Reformation angenommen, und deshalb ein chriſtliches Burgrecht mit einander geſchloſſen, in welches auch Biel, Mühlhauſen, Baſel und St. Gallen aufgenommen ward. Denn da, wo die Biſchöfe die weltliche Oberherrſchaft hatten, waren die Leute am geneigteſten zur Reformation. Daher wurden auch die Bewegungen vorzüglich heftig in Genf, wo die Biſchöfe meiſtens aus dem Hauſe Savoyen waren, und wo man alſo mit ſeiner Gewiſſensfreiheit ſeine politiſche Freiheit rettete. Bern kam den innern Bewegungen, welche die demokratiſchen Kantone gegen die ariſtokratiſchen bezweckten, dadurch zuvor, daß man die Landleute ſtimmen ließ. — Von einem Ende der Schweiz bis zu dem andern geſchah eine allgemeine Wanderung und Verpflanzung vieler Familien, die ihren Geburtsort, wo ihre beliebtere Religion unterlag, gegen eine andere Vaterſtadt vertauſchten, wo dieſe herrſchte durch die Autorität der Obrigkeit. Doch konnte dieſe nicht geltend gemacht werden in den gemeinen Vogteien, wo daher die Religionsſpaltungen den heftigſten Anſtoß erregten. Schon 1529 kam es zwiſchen den

hart geſtraft wurde, weil er mit Zwingly zu Zürch bei einem Freunde zu Mittag geſpeiſt hatte.

Kantonen zu Rüſtungen. Die 5 katholiſchen Orte nach dem Beiſpiel der andern, welche das oben erwähnte chriſtliche Burgrecht errichtet hatten, ſchloſſen 1528 auch einen Bund zur Beſchützung ihres Glaubens, und verbanden ſich auch mit dem Kaiſer Ferdinand. Diesmal brachte noch Johann Aebli, Landammann zu Glarus, durch Flehen und Vermahnen bei Katholiſchen und Reformirten einen Waffenſtillſtand (1529) zu Wege, vermöge deſſen in den gemeinſchaftlichen Vogteien der Zuſtand der Religion blieb, wie er war. Aber bald gab die Abtei zu St. Gallen den Vorwand zu dem neu ausbrechenden Kriege. Zürch und Glarus nahmen ſich der Evangeliſchen an. Man verkaufte die Kloſtergebäude, erließ den Untergebenen Frohndienſte und verwandelte die Schätze des Kloſters in Almoſen. Die beiden Kantone machten einſeitig unter bloßem Vorbehalt der Rechte der zwei andern Kantone, das Landesgeſetz, daß ein jeweiliger Landeshauptmann aus den vier Orten der oberſte Befehlshaber ſeyn, und ſich durch einen Eid verbinden ſolle, die Untergebenen in der Ausübung der evangeliſchen Religion nicht zu ſtören. Als nun die Landeshauptmannsſtelle von einem Lucerner bekleidet werden ſollte, forderten die Untergebenen dieſen Eid. Der ausbediente Zürcheſche aber blieb in ſeinem Amte. Uri, Unterwalden und Zug vereinbarten ſich mit Lucern und Schwyz, um ſolche Verletzungen mit den Waffen zu rächen. Da die Erbitterung auf das Höchſte geſtiegen war, ſo konnten Vermittlungen nichts helfen. Indeſſen auf Seiten der Zürcher ſtimmten die Anſtalten nicht zu ihrer vorherigen Ungeduld zum Schla-

gen überein. Die fünf Orte benutzten die Langſamkeit der Feinde und den Mangel an Einheit unter ihnen. Man hatte blos einige Kriegshaufen vertheilt, das feindliche Kriegsheer rückte nach Kappel, wo einer dieſer Haufen ſtand, mit welchem auch Zwingli ausgezogen war, es für unedel haltend, eine Gefahr nicht zu theilen, die ſeinem Vaterlande zuletzt durch ſeinetwegen gekommen war. Aber in dem zürchiſchen Heere war weder Gehorſam noch Befehl, das Gefecht war mehr ein Tumult, Anführer und Gemeine flohen. Zwingli blieb bewafnet unter der Zahl der Wenigen, die einigen Stand hielten. Unter dem Bitten an die Fliehenden verwundet, fiel er aus Entkräftung nieder. Ein unterwaldiſcher Hauptmann, Namens Juckingen ereilte ihn, und gab ihm den Todesſtoß in den Hals, da er mit gefalteten Händen, und nach dem Himmel gerichteten Augen, durch das Winken des Hauptes ſich weigerte, die heilige Jungfrau anzurufen. Denn der Pöbel der Sieger war geſchäftig, die Verwundeten mit dem Degen auf der Brüſt, zum katholiſchen Glauben zu bekehren, und die hartnäckigen Ketzer abzuſchlachten. Von gleicher Leidenſchaft geleitet, ließen die Feinde Zwinglis Leichnam vom Henker viertheilen und verbrennen, und miſchten die Aſche von Schweinen unter ſeine Aſche, damit nicht ein Verehrer des Verſtorbenen ſie ſammeln möchte (11. Okt. 1531).

Die fünf Orte machten ſich indeſſen dieſen erſten Vortheil nicht ſonderlich zu Nutze. Schon den folgenden Tag war der Albis wieder mit Truppen beſetzt. Schafhauſen, St. Gallen, Toggenburg, Thur-

gau eilten den Zürchern zu Hülfe. Bern, Solothurn, Baſel führten Truppen nach Bremgarten. Zehn Tage nach der Schlacht vereinigte ſich dieſer Haufe mit den Zürchern, man trieb die Katholiken bis auf den Zugerberg, wo ſie eine feſte Stellung einnahmen. Sie daraus zu vertreiben, misglückte abermals, die Zürcher wurden beſiegt. Dieſer Schlag war nachtheiliger als der erſte. Die Evangeliſchen fingen an ſich jetzt im Felde zu trennen. Zürch machte Frieden, den auch Bern annahm (1531). Dieſem Frieden gemäß, blieb in den gemeinen Herrſchaften eine gleiche Freiheit beider Religionen, in der Abtei St. Gallen ward die katholiſche Religion wieder eingeführt. Auch in den evangeliſchen Kantonen entſtanden Bewegungen ſeit dem unglücklichen Ausgange des Krieges, und an einigen Orten wurden die Katholiken rege, und ſtellten die Meſſe wieder her. Bei einem andern Ausgange würden die Evangeliſchen die Katholiken ganz ausgerottet, und das Fürſtenthum St. Gallen gänzlich vernichtet haben, jetzt entſtand nun wahrhaft eine doppelte Eidgenoſſenſchaft, und die Religion ward ein neues Element zu gegenſeitiger Eiferſucht.

Während hier der Religionskrieg wüthete, hatte der heftige Farel, unter dem Schutze Berns, mit Widerſpruch von Freiburg, mit großer Hitze die Reformation im franzöſiſchen Antheil der Schweiz gepredigt. Er beſtieg zu Genf die Kanzel alle Tage, ohne ſich durch den Lärm der muthwilligen Kinder, oder durch die Thätlichkeiten der Weiber und Männer irre machen zu laſſen, die ihm oft als einem Verführer das Angeſicht zerkratzten oder den

Bart rupften. Zu Granſon lief er Lebensgefahr, indem die Prieſter und ihre Freunde mit Dolchen und Aexten den Zugang ihrer Kirchen ihm verwehrten. Bern, Genf beſchützend, benutzte dieſe Gelegenheit, da zugleich der Herzog von Savoyen, wegen der Kriege zwiſchen Franz I. und Karl V., ſich in einer ſchlimmen Lage befand, den ganzen Landesſtrich zwiſchen Murten und Genf zu erobern (1533). Sie ließen, um ihren Gewinn zu mäßigen, Freiburg an dieſem Gewinne Theil nehmen, behaupteten aber doch gegen Freiburg Vevay, um den Paß zwiſchen Aelen und Lauſanne zu behalten, und ſuchten durch Ausbreitung der Reformation im ganzen Waatlande (ſo hieß der eroberte Landſtrich), dieſe Erwerbung feſter an ſich zu knüpfen. Dieſe Beſitzungen wurden erweitert, als endlich auch das gräfliche Haus Gryerz daſſelbe Schickſal hatte, welches alle große Häuſer in der Schweiz betraf. Schlechte Wirthſchaft und eine große Schuldenlaſt ſpielte die reichen Beſitzungeu dieſes Grafen in die Hände Berns. So war nun auch gegen Weſten die Abrundung der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft vollendet. In die europäiſchen Angelegenheiten miſchte ſie ſich als ſelbſtſtändige Macht, in den folgenden Zeiten wenig.

X.

Der Norden
oder
Dännemark, Norwegen und Schweden.

I.

Johann I. und Christian II.
(1481 — 1523.)

Die calmariſche Union, der wir im fünften Theil Erwähnung gethan, hatte ihres Zweckes verfehlt, und nur eine raſtloſe Bewegung zwiſchen rechtlichen Anſprüchen und nationalen Widerſprüchen hervorgebracht. In dieſem Kampfe verließen wir den Norden nach dem Tode Chriſtians I. 1481 *) deſſen Nachfolger und Sohn Johann I. ſich ſogleich bemühete, dieſe Vereinigung zu bewerkſtelligen. Unter harten Bedingungen, welche der König einging, kam abermals die kalmariſche Union zu Stande, durch die Geiſtlichkeit vorzüglich, der Johann I. ſehr ergeben war, und die auch eher, vermöge ihres Weſens, zuſammenſchmolz. Die Bedingungen vernichteten aber den Zweck. So verſprach Johann, Norwegen den Bahnſerzoll, den Schweden beſaß, wieder zu verſchaffen, in jedem der drey Reiche eine

*) Im fünften Theile ſteht unrichtig 1480.

beſtändige Schatzkammer anzulegen, unter Aufſicht eines geiſtlichen und eines weltlichen Reichsraths. In den Reichsrath aber ſollte er keinen andern einführen, als der von Adel ſey, und der den übrigen Reichsräthen nicht misfiele. Ja nach ſolchen Bedingungen konnte er doch Schwedens am wenigſten ſicher ſeyn, denn Sten Sture, der Statthalter dieſes Reichs, herrſchte darin faſt unumſchränkt durch Schlauheit und Gewandtheit, trotz der Eiferſucht des Adels, als gegen einen Gleichen, meiſtens durch die Liebe des Volks. Obgleich daher bei Gelegenheit eines ausgebrochenen Krieges zwiſchen Sten Sture und einem andern ſchwediſchen Großen, Svante Sture, gelang, den Krieg anzukündigen, und den Sten Sture zu beſiegen, ſo ließ er dieſem dennoch das Reichshofmeiſteramt. Und als der König (1500) von den Ditmarſen, mit ſeinem Heere, eine große Niederlage erlitt, ſo empörte ſich Sten Sture ſogleich mit Hülfe des Volks, deſſen Leidenſchaften er zu erregen wußte, und trachtete ſogar noch, Norwegen dazu zu erobern, indem er auf den Beiſtand der Hanſeeſtädte rechnete, welche dem Könige nicht günſtig dachten, ſeitdem er durch ſein Handelsbündniß mit England, deſſen Kaufleuten er unter mancherley Vortheilen nach Dännemark und Norwegen zu handeln erlaubte, den Hanſeeſtädten, die vorher die engliſchen Waaren brachten, und willkührliche Preiſe ſetzten, dieſe Vortheile genommen hatte. Sten Sture aber ſtarb 1503, und die Hanſeeſtädte, durch die Störung ihres Handels bewegt, denn Johann hatte ſchottiſche Seekaper ausgerüſtet, machten Frieden (1506), nach welchem der König

ihnen ihre alten Handelsfreiheiten in ſeinem Lande zurückgab. Dies bewog aber nun zugleich Schweden zur Ruhe. Doch blieb unter der Hand zwiſchen Schweden und den Hanſeeſtädten ein Schleichhandel, deſſen Entdeckung den König in einen neuen Krieg verwickelte mit Schweden und Lübeck, dem Haupt der Hanſee. Holländiſche Schiffe unterſtützten den König, und obgleich die Macht der Hanſee, welche durch die Obrigkeit repräſentirt wurde, dem Feinde gewachſen war, ſo litt doch der Zweck derſelben, nämlich Handelsvortheile, den die einzelnen Bürger wollten, und die letztern bewogen daher die erſtere, den Frieden einzugehen. Das Verhältniß mit Schweden war noch nicht beſtimmt, als Johann ſtarb (1513).

Jetzt kam Chriſtian II., der den letzten Verſuch machte, die kalmariſche Union zu behaupten, auf eine Weiſe aber, die, wenn ſie nicht gelang, die Trennung um deſto entſcheidender machen mußte. Muth und Entſchloſſenheit bis zur größeſten Härte beſaß er dazu, und Einſicht, die ſehr wohl begriff, wo die Schwierigkeiten lagen. An einer gewiſſen Sigbritte, der Mutter ſeiner Geliebten, und einer klugen und verſchmitzten Frau, die durch den Aufenthalt in den Niederlanden die herrliche Wirkung des eignen Handels kennen gelernt hatte, und einem gewiſſen Weſtphälinger und Verwandten jener, Slagheck, die beide aus dem niedrigen Stande waren, hatte er Rathgeber, deren Stand und Einſicht für ſeine Zwecke paßten. Er nämlich, der ſelbſt eine äußerſt bindende und beſchränkende Wahlkapitulation hatte unterſchreiben müſſen, ſah nur in einer völligen Sou=

veranität das Mittel, mit bedeutender Kraft wirken zu können, und ehe es nicht gelungen war, die drey Kräfte des Reichs in ſich, als in einer Einheit zu verknüpfen, hoſte er nicht drey getrennte Reiche vereinigen zu können. Mittel endlich zu allen dieſen Zwecken war der Beſitz von Gelde, das, wenn die Souveranität nur erſt vorhanden war, leicht in ſeinen Schatz aus den Händen des Volks gebracht werden konnte, wenn man dann auch den Nationalreichthum des Landes vermehrte. Dieſem letztern ſtand am meiſten im Wege die Hanſee mit ihrem den Norden übervortheilenden Handel. Dieſen zu zerſtören, ergriff er nicht unſchickliche Mittel. Auf ausländiſche Waaren wurden Zölle gelegt, aus den Niederlanden kamen Koloniſten an, den Garten- und Ackerbau zu vollenden, in Nowogrod trat, mit Genehmigung des Zaars, an die Stelle des Deutſchen Komptoirs ein Däniſches, in Dännemark ward allen Deutſchen Kaufleuten zu fiſchen, im Lande mit Waaren herumzuziehen und Ochſen aufzukaufen verboten. Dieſe Schritte mußten die Hanſee beleidigen, und die reichen Güterbeſitzer zugleich mit, die ſich in dieſe Handelsvortheile theilten. Aber dieſe und der höhere Adel, mußten noch von einer andern Seite angegriffen werden, da der König in ihnen ſo wie in der biſchöflichen Macht, die Haupthinderniſſe der königlichen Souveranität ſah. Gegen die letztere hatte der Zeitgeiſt in der Reformation ein Mittel geboren, das ohne ſeine politiſche Zweckmäßigkeit, um ſeiner ſelbſt willen auch als ſittlicher Zweck hätte geſucht werden müſſen. Gegen die erſtern aber, den hohen Adel,

ſchien nur eine gänzliche Vernichtung das einzige Mittel, das aber umgekehrt wegen ſeiner Beſchaffenheit, auch durch den politiſchen Zweck nicht leicht vor der ſittlichen Geſinnung der Welt gerechtfertigt werden konnte. Das letztere Mittel ſollte zuerſt in Schweden verſucht werden, welches Reich Chriſtian auf ſeinem zweiten kriegeriſchen Einfalle, nach Sten Stures II. Tode, der ſeit 1512 Reichsverweſer war, erobert hatte. Nachdem auch Stockholm, das noch zuletzt von der hinterlaſſenen Wittwe Sten Stures und ſeinen Anhängern vertheidigt wurde, in ſeine Hände gefallen war, ward am 4. November 1520 eine feierliche Krönung in der zuletztgenannten Hauptſtadt gehalten. Ein drey Tage lang dauernder, feſtlicher Schmaus und eine gegebene Amneſtie verdeckten das ſchauerliche Opfer, welches dem kalmariſchen Bunde und der Souveränität gebracht werden ſollte. Am 8. November wurde von dem Erzbiſchof Guſtav Trolle, durch deſſen Haus die Eroberung Schwedens dem Könige erleichtert, und der ſelbſt lange Zeit von dem vorigen Reichsverweſer im Gefängniß gehalten worden war, dem Könige Chriſtian eine Klage gegen alle ſeine vorigen Feinde, die zugleich die Feinde des ſchwediſchen Königs geweſen waren, übergeben mit der Bitte: den päpſtlichen Bann, den Chriſtian ſchon früher gegen ſie ausgewirkt hatte, an ihnen zu vollziehen. Die Wittwe Sten Stures ward zuerſt hingerichtet, und nachdem ein däniſcher Reichsrath dem Volke verſichert hatte, daß der König hier nur als ein vom Papſt verordneter Richter handele, wurden zwei Biſchöfe, und nach ihnen viele weltliche Reichsräthe, Ritter, Raths-

glieder und Bürger Stockholms hingerichtet, und ihre, ſo wie des Sten Sture ausgegrabene Leichen hernach verbrannt, um mit dieſer Ketzerſtrafe vollends die Ausübung einer blos geiſtlichen Züchtigung zu bekräftigen. Zu dieſen 94 Perſonen wurden die Tage nachher mehrere verdächtige hinzugefügt, und ein ähnliches Blutbad in Finnland ausgeübt. Die Rückreiſe des Königs nach Dännemark bezeigte eine ähnliche blutige Spur.

Hatte er hier ein päpſtliches Gericht nur geübt, ſo ſollte nun der päpſtliche Zorn, den zwey Biſchöfe, die unter den Hingerichteten waren, hätten erregen können, durch die Einführung der lutheriſchen Religion, oder durch die Drohung damit, unkräftig gemacht werden. Während er den Churfürſten von Sachſen bat, ihm Luthern ſelbſt nach Dännemark zu ſchicken, hatte er doch noch nicht ganz mit dem Papſte gebrochen, ſondern ſchickte ihm noch eine Geſandtſchaft in Reichsangelegenheiten, gab aber bald darauf das bekannte geiſtliche Geſetz, in welchem der Geiſtlichkeit der Ankauf unbeweglicher Güter unterſagt wurde, außer in dem Fall, daß ſie ſich verehlichen würden, eine Bedingung ganz gegen das Weſen der Hierarchie. Ward nun die Geiſtlichkeit durch dieſe Geſetze nicht wenig beleidigt, ſo wurde es auch der Adel durch die neuen Handlungs-, Policei- und Strandverordnungen, deren Vortreflichkeit und Zweckmäßigkeit für das Ganze des Staats am Beſten zeigte, wie der Zorn des Adels, der ſeine Rechte vorſchüzte, eine Ungerechtigkeit gegen das Ganze war. Das letzte Geſetz, die Strandverordnung, durch welche befohlen ward, die Waaren ei-

nes geſtrandeten Schiffes ein Jahr lang zum Beſten der Eigenthümer zu verwahren, beleidigte am meiſten die jütländiſchen Güterbeſitzer.

Eine Reiſe zu ſeinem Schwager, dem Kaiſer Karl V., von dem er ſich die Vollmacht der kaiſerlichen Belehnung über Holſtein, die der Biſchof von Lübeck bisher ausübte, verſchaffte, um dieſes wichtige Land, das noch abgeſondert war für einen Zweig des däniſchen Hauſes, in eine nähere Abhängigkeit zu bringen, ſollte ihm zugleich die Stadt Lübeck in eine däniſche Landſtadt verwandeln, wenn nämlich Karl ihm zu Gefallen die Reichsſtandſchaft ihr würde genommen haben, welches aber Kölln zu hintertreiben wußte. Auf eben dieſer Reiſe hatte er zu Brügge täglich den berühmten Erasmus von Rotterdam zu ſeiner Tafel gezogen, und ſich mit ihm über die Verbeſſerung der Kirchen und die Schwächung der geiſtlichen Macht unterhalten, ohne doch aber in ſeinen Ländern noch bedeutendere Schritte zur Einführung der Reformation zu thun, da er, ſie nur nicht ſtörend, die päpſtliche Autorität noch immer gebrauchte in dem Streite gegen ſeine Reichsſtände.

Soweit hatte ſein kühner Geiſt alle Fäden, durch welche das Volk und die Länder feſter an die ſouveraine Einheit angeknüpft werden ſollten, angelegt, jetzt ſollte ſichs zeigen, wer nun ſiegen würde, denn es erhob ſich der Kampf von der Seite derer, welche angegriffen waren. Zuerſt brach unter dem kühnen und unerſchrockenen Guſtav Waſa eine beſonders zu erzählende Bewegung aus, zu deren glücklichen Ausgange die Lübecker beitrugen. Der Her-

zog von Holſtein, der auch Theil daran nahm, trat zwar zurück, nachdem der König die Ausübung der kaiſerlichen Verwaltung aufhob, aber Lübeck wollte ſich nicht ausſöhnen, ſondern landete ſogar öfter an den Küſten Dännemarks. Als nun der König die jütländiſchen Reichsräthe berief, um zu ſeinem Zuge gegen Schweden Geld durch eine von ihnen zu bewilligende Kopfſteuer zu erlangen, und im Fall der Weigerung, ſie zu zwingen Anſtalten getroffen hatte, die das Gerücht oder die Wahrheit mit denen zu Stockholm verglich, ſo brach auch hier die lang verhaltene Empörung aus, und man rief des Königs Oheim, den Herzog Friedrich von Holſtein-Schleswig zum jütiſchen König aus. Ein förmlicher Abſagebrief kündigte dem Könige den Gehorſam auf. Dieſer ſah ſich ohne Geld, ohne Truppen, denn die Reuterei des Reichs beſtand faſt ganz aus dem Adel, ſeine Gegner aber mit allem verſehen. Denn ſie hatten auch die jütländiſche junge Mannſchaft aufgeboten, Lübeck unterſtützte ſie mit Geld, Geſchütz und Menſchen, und der Herzog von Holſtein beſetzte mit ſeinen Truppen ſchon die feſten Plätze. Da ſeine Handlungsweiſe ihm alles Zutrauen genommen hatte, konnte die Gewalt der Waffen allein entſcheiden. Aber auf dieſe wollte oder konnte es der König noch nicht ankommen laſſen, ſondern mit ſeiner Gemahlin, ſeinen Kindern, der Seybritte und ſeinen Schätzen verließ er das Reich und ging nach den Niederlanden, um durch kaiſerliche und engliſche Hülfe das Reich zu behaupten (1523). Aber vielleicht wäre es beſſer geweſen, hätte er zu der Unterſtützung ſeine Zuflucht genom-

men, die, da Seeland, Fünen, Schonen und Gothland ihm noch anhingen, innerhalb ſeiner Staaten ſich darbot. Sein ferner Kampf war vergeblich, und indem die, welche an ſeine Stelle in Dännemark und Schweden getreten waren, beide der gemeinſchaftlichen Beſchützung bedürftig waren, löſte ſich die calmariſche Union auch im Wollen auf, da ſie in der That und wirklich bisher nicht exiſtirt hatte.

2.

Guſtav Waſa.

(1524 — 1560.)

Guſtav Erichſon, mit dem Beinamen Waſa, geboren den 12. Mai 1490 im Kirchſpiel Ockeſtad, 3 Meilen von Stockholm, war der Sohn eines Reichsſenators, der ſein Geſchlecht von den alten Königen von Schweden ableitete. Von ſeiner Erziehung iſt nicht viel zu ſagen; ſein armes, kaltes, unkultivirtes, und mit auswärtigen Ländern in gar keiner Verbindung ſtehendes Vaterland bot einem Jünglinge damals noch keine erheblichen Anſtalten dar, die ſeinen Geiſt hätten bilden können. Das meiſte lernte er am Hofe des Reichsvorſtehers Swante Sture und in dem Umgange mit einigen Lehrern der Univerſität zu Upſala, die ſich, wie alle höhere Geiſtliche in Schweden, in Rom gebildet hatten.

Dafür hatte ihm aber die Natur einen Empfehlungsbrief gegeben, den auch der roheſte Wilde anerkennt, einen wohlgebauten und ſtarken Körper,

einen ſchönen, freundlichen Blick und eine ſeltene Ueberredungsgabe. Patriotismus flößten ihm die achtungswerthen Edelleute ein, mit denen er umging, und Klugheit lehrten ihm die verwickelten Umſtände, in denen ſein Vaterland während Chriſtians II. Regierung ſich befand. Ehe dieſer däniſche Unionskönig zur Krönung in Schweden gelangte, mußte er lange Liſt und Waffen gegen den Reichsvorſteher verſuchen, und hier war es ſchon, wo Guſtav Erichſon als ein junger Officier ſein Vaterland gegen die Eingriffe des allverhaßten Fremden vertheidigte. Außer daß er ſelbſt mehrere Siege über die von Zeit zu Zeit landenden Dänen gewann, waren auch in den Reichsverſammlungen ſeine Rathſchläge immer ſo durchdacht und zweckmäßig, daß ſelbſt die Aelteren die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes willig anerkannten. Auch die Dänen fürchteten ihn am meiſten, und als daher Chriſtian 1518, um einen Frieden zu vermitteln, ſich erbot, ſelbſt nach Stockholm zu kommen, verlangte er unter mehrern andern Geiſeln auch den jungen Erichſon ausgeliefert. Hinter dieſem Vorſchlage lag aber, wie gewöhnlich, eine höchſt treuloſe Politik verborgen. Der König ließ nämlich, anſtatt ſelbſt nach Stockholm hinüber zu ſegeln, die früher angekommenen ſchwediſchen Geiſeln als Verbrecher verhaften und nach Dännemark bringen, mit der Drohung, ſie alle enthaupten zu laſſen, wenn die Schweden nicht die kalmariſche Union anerkennen, und ſeinen Freund, den verjagten Erzbiſchof Trolle von Upſala, wieder einſetzen würden.

In Dännemark nahm ſich ein angeſehener Edel-

mann, Namens Banner, des jungen Erichſon an, der ihm noch verwandt war. Er ſtellte 6000 Thaler zur Bürgſchaft für ihn, und erhielt ihn dafür mit der Bedingung ausgeliefert, daß er ihn ſorgfältig hüten, und ſich für ſeine Flucht verantwortlich machen wolle. So verlebte der Gefangene eine Reihe von traurigen Monaten auf Banners Schloſſe, und dachte an nichts als an ſein Vaterland, das ſeiner ſo ſehr bedurfte. Mehrmals war er ſchon auf dem Wege, zu entfliehen, aber ſein Gefühl von Rechtlichkeit hielt ihn noch zurück. Als er jedoch vernahm, wie der Reichsvorſteher geſtorben, und Chriſtian im Begriff ſey, die Schweden wirklich unter ſeine ſtrenge Herrſchaft zu beugen, da hielt er ſich nicht länger, ſondern beſchloß Untreue mit Untreue zu vergelten. In Bauernkleidern entwiſchte er des Nachts, und entging 2 Tage lang auf abgelegenen Wegen den Forſchungen ſeiner Verfolger. In Flensburg ſchloß er ſich an eine kleine Geſellſchaft deutſcher Viehhändler an, die aus Jütland Ochſen geholt hatten, und ihn auf ſein Anerbieten als Viehhüter in ihre Dienſte nahmen. Mit ihnen kam er nach Lübeck (im Sept. 1519), und hier begab er ſich ſofort auf das Stadthaus, nannte ſeinen Namen, und bat um Schutz für ſich und um Beiſtand für ſein Vaterland.

Lübeck, die mächtigſte unter den deutſchen Hanſeeſtädten, und von Chriſtian vielfach beleidigt, bedurfte kaum der nachdrücklichen Vorſtellungen von Seiten Waſas, um überzeugt zu werden, wie nützlich für ſie die Trennung Schwedens von Dännemark ſey. Er erwarb ſich ſo ſehr das Zutrauen der

Rathsherren, daß ſie ihn ſogar gegen Banners Anſprüche in Schutz nahmen, der ihm nachgeeilt war, und ihn von den Lübeckern zurück verlangte. Nach ſieben Monaten täglich angeſtrengter Bemühung erhielt er nicht nur die Erlaubniß, abzureiſen, ſondern auch das Verſprechen, daß man ihn künftig mit Geld und Soldaten unterſtützen wolle, wenn die Umſtände einen ſolchen Beiſtand nöthig machen ſollten. Ein Kauffartheiſchiff ſetzte ihn im Mai 1520 glücklich in Schweden ans Land.

Er zeigte ſich hier zuerſt dem ſchwediſchen Commandanten von Calmar, allein dieſer, welcher däniſch geſinnt war, empfing ihn ſo kalt, daß Guſtav, um nur ſein Leben zu retten, ſchnell in Bauerntracht weiter eilte. Nach Stockholm wagte er gar nicht zu gehen, er wanderte vielmehr unter unzähligen Beſchwerden und Gefahren nach Südermannland. Die Nächte brachte er bald im Korne, bald in den Wäldern zu. In Südermannland beſuchte er ſeine Schweſter, die mit einem Reichsrath Brahe vermählt war, und machte hier ſeinen Vorſatz kund, das Volk zur Vertheidigung aufzurufen, und ſich an deſſen Spitze mit Gewalt den Weg nach Stockholm zu bahnen. Aber die furchtſamen Verwandten erſchracken über ſolch ein Wageſtück, und wollten mit dem verwegenen Jüngling nichts zu thun haben. Seine Schweſter bat ihn mit Thränen, doch nicht ſich und ſie alle ins Verderben zu ſtürzen. So ging er denn weiter, und verbarg ſich auf einem Rittergute ſeines Vaters, Namens Räfnäs,

indeß ſein Schwager nach Stockholm reiſete, dem däniſchen Könige zu huldigen.

Indem Guſtav zu Råfnås zwiſchen allerley kühnen Entwürfen ſchwankte, ging zu Stockholm das fürchterliche Blutbad vor, deſſen wir oben erwähnt. Das Gerücht drang auch zu ihm in ſeine Einſamkeit; er hörte, daß ſein Vater und ſeine Vettern mit gefallen waren, und der Durſt nach Rache verſtärkte in ihm die längſt gefaßten Entſchlüſſe. Aber woher ſollte er die Macht nehmen, oder wohin ſollte er fliehen, um nur ſeinen Verfolgern zu entrinnen? Denn Chriſtian hatte ſeinen Aufenthalt in Südermannland erfahren, und ſchickte ihm überall Soldaten nach, ihn aufzuſuchen. Auf ſeinen Kopf war ein Preis geſetzt, und wer ihn verbergen würde, ward mit dem Tode bedroht. Wohin er kam, verſchloß man die Thüren vor ihm, ſelbſt das Karthäuſerkloſter zu Gripsholm, das ſeine Vorfahren geſtiftet hatten, verweigerte ihm eine Freiſtatt. Da floh er an die äußerſte Gränze Schwedens, in die bekannten Thäler an den norwegiſchen Gebirgen, die von den Dalekarlen bewohnt werden, einem noch ziemlich wilden Völkerſtamme, der nach der Weiſe der freyen Nordamerikaner lebte, und noch jetzt ſeine einfachen Sitten, ſeine Freiheitsliebe, ſeine Ehrlichkeit und Gaſtfreiheit bewahrt, und in dem Könige mehr ſeinen Schutzherrn als ſeinen Beherrſcher ehrt. Dieſen Männern wollte er ſich zeigen, ihnen die Noth des Vaterlandes vorſtellen, und wenn er ſie zum Kriege begeiſtern könnte, ſich an ihre Spitze ſtellen. Aber ſchon unterweges verlor er einen Theil ſeiner Hoffnungen. Ein Schelm von Diener,

den er mitgenommen hatte, verließ ihn in der Nacht, und ging mit aller ihm anvertrauten Bagage davon. Vergebens ſetzte ihm Erichſon ſo lange nach, bis ſein Pferd vor Mattigkeit hinſank; er mußte endlich auch dies Pferd im Stiche laſſen, und ſich wieder in die gewohnte Bauerkleidung verſtecken. Nachdem er lange einſam in dieſen rauhen Gegenden, öde Steppen, ſtarre Gebirge und unwirthbare Wälder durchirrt hatte, kam er endlich wieder an einen Ort, wo Menſchen wohnten, nach Fahlun, das durch ſeine Kupferbergwerke berühmt iſt. Ohne Geld und ohne Bekannte, mußte er ſich hier als Arbeitsmann verdingen, um nur ſein Leben zu friſten. Aber dieſes ungeſunden Aufenthalts unter der Erde ward er bald überdrüßig. Er ging weiter, und verdung ſich abermals bei einem reichen Manne im Kirchſpiel Wika, auf deſſen Hofe er durch Dreſchen und andere Handarbeit ſein Brod verdiente. Aber auch hier war er nicht lange ſicher. Seine Sitten fielen ſeinen Mitknechten auf, eine Magd bemerkte auch die Feinheit ſeines Hemdes, und endlich ließ der Herr ihn kommen, um ihn auszuforſchen. Erichſon erinnerte ſich, mit dieſem Manne in Upſala ſtudirt zu haben, er entdeckte ſich ihm daher, und forderte ihn zur Theilnahme an ſeinem großen Unternehmen auf, erregte aber, wie gewöhnlich, nichts als Erſtaunen und feiges Schrecken, ja man rieth ihm, tiefer ins Gebirge zu flüchten, und ſich an keinem Orte lange aufzuhalten. So wanderte er denn weiter, ging über einen gefrornen See, brach ein, rettete ſich mit Lebensgefahr, und erreichte einen andern Edelhof, deſſen Beſitzer ihn ſogleich erkannte, und

freundſchaftlich aufnahm, aber nicht aus Liebe, ſondern aus Eigennutz. Er berechnete ſchnell, welche Belohnung er von Chriſtian erhalten könne, wenn er dieſen gefährlichen Gaſt auslieferte, und ſo ſetzte er ſich, nachdem er ihn ganz ausgeforſcht hatte, unter einem Vorwande ſchnell zu Pferde, um ſeinen Fang dem nächſten däniſchen Statthalter anzuzeigen. Dieſer gab ihm ſogleich 20 Mann mit, allein zum Glück fanden ſie den Flüchtling nicht mehr. Des Edelmanns mitleidigere Gattin hatte ihm einen Wink von ihres Mannes Vorhaben gegeben, und ihm ſelbſt ein Pferd und einen Schlitten zur Flucht geliehen. Damit kam er glücklich nach dem Dorfe Iſala, wo ihn der redliche Pfarrer acht Tage lang in ſeiner Kirche verſchloſſen hielt, und ihn dann bei einem Bauer, Namens Nilſon, unterbrachte.

Aber auch hier ſuchten ihn die däniſchen Späher auf. Sie traten in Nilſons Stube, als eben Erichſon daſelbſt unter mehreren Knechten am Feuer lag. Nur die Geiſtesgegenwart der Frau konnte ihn retten. Während die Soldaten mit ihrem Manne ſprachen, kam ſie zornig herein, ſchimpfte auf den faulen Knecht, der ſich nur immer wärmen wolle, gab ihm einen derben Schlag mit dem Spaten, und jagte ihn zu den übrigen Arbeitern hinaus. Er beſchloß hierauf, noch weiter zu fliehen, aber überall hörte man von umherſtreifenden Dänen. Da hatte ſein Wirth einen liſtigen Einfall. Er legte ihn auf einen Wagen, bepackte ihn mit Stroh, und fuhr ihn ſo verborgen nach Rättwick. Aber auch auf dieſem Wege begegnete ihm eine däniſche Patrouille, der Wagen ward angehalten und das Stroh an meh-

reren Stellen durchſtochen. Ein Stich ging dem armen Guſtav tief ins Bein, aber er rührte ſich nicht. Der Bauer, welcher beim Weiterfahren bemerkte, daß ſeine ganze Wagenſpur im Schnee von dem durchgetröpfelten Blute gefärbt war, gab ſogleich ſeinem Pferde einen Schnitt in den Fuß, um die Spione abermals zu täuſchen. So kamen ſie glücklich in Råttwick an.

Hier nahm Erichſon, ohne ſich zu erkennen zu geben, Gelegenheit, die Bauern in der Kirche von den Gräuelthaten in Stockholm zu unterrichten, deren Ruf in dieſe entlegenen Thäler noch nicht gedrungen war. Er ſchilderte ihnen den Charakter des Königs mit gräßlichen Farben, und weiſſagte ihnen ein ſchreckliches Schickſal, wenn ſie ſich nicht, wie ihre ruhmwürdigen Vorfahren, zuerſt aufmachen würden, das fremde Joch abzuwerfen, wozu jetzt die beſte Zeit ſey. Die Bauern waren bewegt, und meinten, wenn ihre Nachbarn anfangen wollten, ſo würden ſie nicht die letzten ſeyn. Der erfreute Erichſon ging nun nach Mora, dem volkreichſten Kirchſpiel in dieſen Thälern, wo er ſeine Beredſamkeit mit gleichem Erfolg verſuchte.

Der däniſche Statthalter in Weſterås vernahm mit Unruhe dieſe Bewegungen in den Thälern, und befahl den Untervögten, recht wachſam auf den Urheber zu ſeyn, und den Bauern recht viel von Chriſtians Milde vorzureden, Aufhebung der Steuern zu verſprechen, und dergl. Dies hätte allerdings viel wirken können, denn was zu Stockholm und überhaupt bis jetzt vorgegangen war, hatte ſie am wenigſten getroffen, wenn nicht Erichſon an einem

ſchwediſchen Soldaten, der ehemals unter ihm gedient, jetzt aber ſich hier niedergelaſſen hatte, einen treflichen Beiſtand gefunden hätte. Dieſer freute ſich ſo ſehr, ſeinen geliebten Herrn ſo unerwartet hier zu finden, daß er ſich ihm unter freiem Himmel zu Füßen warf, und ihm den Eid der Treue ſchwur. Ja, um ihm ſeine Ergebenheit durch die That zu zeigen, ging er zu dem nächſten Untervogt, Nils Weſtgöte, der ſich in der Verfolgung Guſtavs beſonders thätig bewies, und ſchlug ihn todt.

Erichſon hatte eben den Bewohnern von Mora zur bequemſten Zeit — es waren die Weihnachtsfeiertage — von einem Hügel herab eine feurige Rede gehalten, als das Gerücht erſcholl, die Dänen ſeyen ſchon im Anzuge. Es waren etwa 100 Mann, die mit Ungeſtüm den Flüchtling ſuchten. Ihr hartes Verfahren erbitterte das Landvolk, man zog die Sturmglocke, und in kurzem waren gegen 1000 bewaffnete Bauern beiſammen, die ſogleich auf die Dänen losgingen, und ſie ſicher alle würden todtgeſchlagen haben, wenn dieſe nicht verſprochen hätten, Erichſon ruhig fortziehen zu laſſen. Dieſer begab ſich nun nach den weſtlichen Thälern, um erſt eine Weile ſeine Verfolger zu ermüden.

Kaum war er fort, ſo fand ſich ein ſchwediſcher Edelmann in Mora ein, der mit noch weit lauterer Stimme den Aufruhr predigte. Er erzählte die Grauſamkeiten der Dänen mit übertriebenen Zuſätzen, und verbreitete das unſinnige Gerücht, der König werde nächſtens eine Blutreiſe durch ganz Schweden vornehmen, auf jedem Lehnhofe ſollten neue Galgen errichtet werden, eine große Scha-

ʒung ſey bereits ausgeſchrieben, und um aller Empörung zuvor zu kommen, ſolle jedem Bauer ein Arm und ein Bein abgehauen werden. Die Dalekarlen, vor Schrecken und Wuth außer ſich, bereueten nichts mehr, als daß ſie ihren Gaſt hatten ziehen laſſen, und der Edelmann hörte nicht ſobald von der Anweſenheit ſeines ehemaligen Befehlshabers, als er den Bauern freudig bewies, dieſer Erichſon ſey gerade der einzige Mann in Schweden, der ſie und das Reich retten könne. Seine Reden wurden durch einen andern flüchtigen Edelmann beſtätigt, der um dieſe Zeit dort ankam, und der das Blutbad in Stockholm mit angeſehen hatte, und die Wuth des Königs nicht fürchterlich genug ſchildern konnte. Jetzt wurden die Dalekarlen zur Rache fortgeriſſen; ſie jagten Guſtaven auf Schlittſchuhen nach, und brachten ihn im Triumph zurück. Zweihundert Mann erboten ſich, ihm zu folgen. So ward der erſte Bergvogt angegriffen, getödtet, und ſein Schloß geplündert. Dann kam der nächſte Steuereinnehmer an die Reihe, bei dem man eine gute Kaſſe fand. Der glückliche Erfolg und die reiche Beute lockte bald mehr Bauern zur Nachfolge an, und in wenig Tagen hatte Erichſon gegen 3000 Mann beiſammen. Sie lebten vom Raube, und verbreiteten überall Schrecken vor ſich her. Als die Nachricht von dem Aufſtande in Stockholm ankam, war die dortige däniſche Macht ſchon nicht mehr ſtark genug, ein Gegenheer auszurüſten. Man ließ alſo Guſtaven Zeit, ſich gehörig zu verſtärken, und dieſer nutzte ſeine Muße dazu, ſein rohes Landvolk zu einer beſſern Kriegskunſt abzurichten. Er lehr-

ſie beſſere Waffen ſchmieden, und in geſchloſſenen Gliedern fechten. Auch zwang er ſie zu einer ſtrengen Diſciplin, und beſtrafte jeden groben Ungehorſam mit dem Tode. In ſeinem Betragen war Würde und Gefälligkeit ſo ſchön vereinigt, daß man nicht wußte, ob man ihn mehr lieben oder fürchten ſollte. Er benahm ſich ſchon durchgängig als Herrſcher, und ließ ſogar zu Hedemora, wo lange ſein Hauptquartier war, Münzen ſchlagen. Im Mai 1521 erklärte er dem Könige durch eine Proklamation förmlich den Krieg, eroberte Weſterås durch Liſt, und ſammelte eine Menge ſchwediſcher Officiere unter ſeine Fahnen, die von des Königs Heer mit Freuden zu ihm übergingen. Seine Armee ward allmälig ſo ſtark, daß er ſie theilen, und an mehreren Orten zugleich operiren konnte. Ja als er ſich von eigentlichen Soldaten hinreichend unterſtützt ſah, dankte er von den Bauern viele ab, die nun nach Hauſe gehen, und ihre Erndten beſtreiten konnten. Bald ward Upſala erobert. Von da gings auf die Hauptſtadt los. Der Dänen waren zu wenige in der Stadt, als daß ſie ihm hätten entgegen gehen können, aber doch auch noch zu viel, um von den Einwohnern aufgerieben zu werden, und da Guſtav keine Flotte hatte, ſo konnte Chriſtian von der Seeſeite noch ſoviel Truppen und Proviant hineinbringen, als er wollte. Dennoch blieb aus Mangel an Geld der Zuſchuß anfangs geringe. Dafür verſuchte er ein grauſames Schreckmittel. Guſtavs Mutter und zwey ſeiner Schweſtern befanden ſich nebſt andern vornehmen Frauen als Geiſeln in Kopenhagen. Da der König des Sohnes kindliche Lie-

be kannte, ſo ließ er ihn wiſſen, daß ſeine Mutter ſterben ſolle, wofern die Belagerung von Stockholm nicht ſogleich aufgehoben würde. Trotz allem Schrecklichen dieſer Drohung fühlte doch der Held, daß die Pflicht gegen ſein Vaterland und ſeine 15000 Anhänger die größere ſey, und ſetzte die Belagerung fort. Nur zu bald erfuhr er, daß Chriſtian Wort gehalten habe.

Indeſſen waren die mit der Eroberung Stockholms verbundenen Schwierigkeiten für Erichſon noch immer groß genug, da er weder Geſchütz noch Schiffe hatte, und namentlich die Parthey der Geiſtlichkeit im Reiche durchaus auf des Königs Seite war. Er forderte darauf die ſämmtlichen ſchwediſchen Großen auf, ſich im Auguſt 1521 auf einem Reichstage in Wadſtena einzufinden. Zu ſeinem Vergnügen erblickte er hier Abgeordnete aus allen Provinzen, er redete ſie ernſthaft und freundlich an, ſchilderte ihnen den Zuſtand des Reichs, und forderte ſie zur thätigen Hülfe auf. Alle Anweſende wurden von ſeiner edlen Geſinnung gerührt, und verſprachen ihm bis in den Tod zu folgen, auch ohne Neid ihn zum Throne zu führen. Mit unverſtellter Beſcheidenheit lehnte er die Königswürde ab, und nahm blos den Titel eines Großvorſtehers und Oberhauptmanns des Königreichs an. Darauf ſetzte er die Belagerung der Hauptſtadt mit Eifer fort. Er ſandte zu den Lübeckern, und bat ſie um die verſprochene Hülfe. Sie ſchickten ihm 10 wohl ausgerüſtete Schiffe und 900 Mann Landtruppen, zu denen ſich mehrere deutſche Ritter geſellten, die Erichſons nun ſchon im Auslande bekannter großer H

denruf dorthin lockte. Chriſtians däniſche Händel und ſein Mangel an Geld machten auch, daß er ſeine ſchwediſchen Truppen nicht genug unterſtützen konnte, und dieſem Umſtande verdankte Guſtav am Ende vorzüglich die Erreichung ſeines Zwecks. Denn die Lübecker hatten durch ihre Flotte mehr ihre Handelsvortheile, als ſeinen Nutzen zu befördern geſucht. Als die däniſche Beſatzung in Stockholm hörte, daß auch in Dännemark eine Empörung ausgebrochen ſey, und daß der König Kopenhagen als ein Flüchtling verlaſſen habe, ſo willigten ſie endlich unter vielerley Bedingungen, die man gern zugeſtand, in die Uebergabe (21. Jun. 1523). Die Empfindungen des Volks waren dennoch getheilt, denn man kannte Guſtaven hier wenig, der Neid der Großen trieb ſein gewöhnliches Spiel, und die Geiſtlichkeit, die Guſtavs Liebe zum Lutherthum kannte, verſäumte nichts, das Volk unruhig und mistrauiſch gegen den neuen Herrn zu machen.

Mit wie vielen Schwierigkeiten Guſtav zu kämpfen hatte, kann man daraus ſchließen, daß Guſtav, weil er nicht im Stande war, den Lübeckern ihre Forderung von 68,681 Mark Silbers zu bezahlen, ſie durch folgende Bedingungen beſänftigen mußte: den Hanſeeſtädten im Nothfall mit Schiffen und Truppen beizuſtehen; ohne den Willen der Lübecker mit keiner Macht einen Vertrag zu ſchließen; den Schaden zu erſetzen, den Chriſtian etwa aus Rachſucht den Lübeckern oder Danzigern anthun möchte; den Hanſeeſtädten die ausſchließliche Handelsfreiheit in ganz Schweden ohne Zoll und andere Abgaben, auch Stapelgerechtigkeit und Niederlagen in allen

Schiffshäfen zu bewilligen; keinen fremden Kaufleuten irgend eine Niederlaſſung in Schweden zu geſtatten, ja ſogar den Schweden ſelbſt jeden andern Handel als mit den Hanſeeſtädten, zu unterſagen. Einen ſolchen Sklavenzwang mußte ſich das Königreich Schweden von einer einzelnen deutſchen Handelsſtadt auflegen laſſen!

Ein Reichstag zu Strengnäs im Anfang des Junius 1523 ſollte nun über die letzten Maaßregeln zur Sicherheit der Reichsfreiheit entſcheiden, und hier kam man bald aufs Reine, indem alle Stimmen ſich dahin vereinigten, daß das Reich eines Königs bedürfe, und daß niemand dieſes Poſtens würdiger ſey, als Guſtav Erichſon, der Retter des Vaterlandes. Aber in dieſem ſo entſchloſſenen Manne wohnte doch eine gewiſſe Weichheit, die man in dem Bekämpfer eines Tyrannen nicht erwarten ſollte. Die nähere Ueberlegung der großen Schwierigkeiten, die mit der Organiſirung eines ſo geſtaltloſen Reichs, mit der Bekämpfung einer ſo mächtigen Geiſtlichkeit und eines ſo ſtolzen Adels, und mit der Behauptung einer an Hülfsmitteln ſo armen Krone verbunden ſeyn mußten, brachte ihn zu dem Entſchluſſe, die dargebotene Königswürde ſtandhaft abzulehnen, und in den Privatſtand zurückzukehren; und ſo war es rührend, zu ſehen, wie das laute Freudengeſchrey, mit welchem Edelleute, Geiſtliche, Bürger und Bauern den Namen König Guſtavs feierten, plötzlich verſtummte, und auf ſein Weigern ſich in allgemeine Traurigkeit verwandelte. Die Abgeordneten brachen in Thränen aus, fielen auf die Knie, und beſchwuren ihn, doch jetzt ſeine

nicht vom Vaterlande abzuziehen. Der päpſtliche Nuntius ſelber ermahnte ſie, mit Bitten nicht abzulaſſen, und ſo konnte der edle Mann, deſſen Augen ſelber von Thränen glänzten, nicht länger widerſtehen. Ein lauter Freudentaumel ergriff jetzt die ganze Verſammlung: alle ſchwuren dem neuen Könige den Eid der Treue, und er ſchwur ihnen dagegen, nach den ſchwediſchen Geſetzen regieren zu wollen (6. Jun. 1523). Ein lateiniſches Manifeſt machte dieſe Regierungsveränderung allen Mächten Europens bekannt.

Guſtav gefiel ſich jetzt in der Ausübung ſolcher Handlungen, durch die er ſeinen guten Willen, ſeine Unterthanen glücklich zu machen, und ſeine Dankbarkeit gegen ſeine Wohlthäter an den Tag legen konnte. Keiner von den guten Menſchen, die ihn auf ſeiner Flucht unterſtützt hatten, blieb unbelohnt, und da der Pfarrer zu Iſala, der ihn einmal 8 Tage in ſeiner Kirche beherbergt hatte, nicht mehr lebte, ſo ließ der König wenigſtens zum Zeichen ſeiner dankbaren Erinnerung eine vergoldete Krone auf den Kirchthurm des Dorfes ſetzen.

Ein ſo armes Land, als Schweden, damals noch obenein ohne Handlung, ohne Manufacturen und Künſte, und mit vielen, uns ganz gemeinen, Lebensbequemlichkeiten noch unbekannt, konnte freilich dem Könige nur wenig einbringen, der nicht einmal einen Reichthum an Domainen beſaß. Dieſem Uebel mußte zuerſt abgeholfen werden, und dazu war kein anderes Mittel, als die katholiſche Geiſtlichkeit aus ihren überaus reichen und wohlangebauten Beſitzungen zu vertreiben. Guſtav, der die lu-

theriſche Lehre bei ſeinem Aufenthalte in Lübeck ſchon um ihrer ſelbſt willen lieb gewonnen hatte, war nun alſo um ſo eifriger darauf bedacht, ſie in Schweden einzuführen. Er ſchrieb deshalb ſelbſt an Luthern, und bat ihn um ſein Gutachten. Luther empfahl ihm zwey junge Schweden, Olaus und Lorenz Petri, die ſeine fleißigen Zuhörer in Wittenberg geweſen waren, und ihn ſogar auf ſeinen Viſitationsreiſen begleitet hatten. Beide Brüder nahmen, unterſtützt vom Könige, das Reformationswerk in Schweden mit größtem Eifer vor. Aber ſie erfuhren auch einen ſo kräftigen Widerſtand, daß der König, der ſchon alle Hoffnung, jemals durchzudringen, aufgegeben hatte, abermals in vollem Ernſte den Ständen ſeinen Entſchluß kund that, die Regierung niederzulegen. Um es kurz zu ſagen, die ganze, faſt 40jährige Regierung dieſes Königs war eine Kette von Mühſeligkeiten, unter deren Laſt er faſt erlag. Verſchwörungen, Verläſterungen, Aufſtände, Vereitelung der edelſten Wünſche — das war das Loos dieſes treflichen Mannes bis ans Ende. Noch zweimal nachher wollte er in den Privatſtand zurücktreten, und nur die dringenden Bitten des Volks konnten ihn bewegen, den in der That ſehr ernſtlichen Entſchluß zurückzunehmen. Bei dem allen hat er doch um die Civiliſation ſeines Volks unendliche Verdienſte. Er gab den Schweden Handel, Schiffarth, einige Künſte, und gute Geſetze, erhöhte die Einkünfte der Krone außerordentlich, machte den Anfang zu einem ſtehenden Heere, und verſchaffte dem ſchwediſchen Namen zuerſt Ehre und Vortheile im Auslande. Schade, daß ſeine Söhne und Nachfol-

ger nicht die Männer waren, die auf einen ſolchen Grund fortzubauen verſtanden hätten.

3.

Chriſtians II. letzte Schickſale.

(1523 — 1559.)

Die Stände ließen den neuen König ſogleich wieder eine ſehr bindende Wahlkapitulation beſchwören, in welcher dem Adel und der Geiſtlichkeit die Vortheile zugeſtanden wurden, welche Chriſtian ihnen genommen, oder nicht hatte verwilligen wollen, und um des letztern Maximen auch zu vernichten, mußte Friedrich, Chriſtians neues Geſetz, öffentlich verbrennen, das dem ganzen Staate nicht unerſprießlich geweſen war. Während die Stände durch dieſe Bedingungen am klarſten den Punkt zeigten, von wo ihre Bewegungen ausgegangen waren gegen den König, ſuchten ſie durch Manifeſte Chriſtians Schrift, in welcher er ſeine Unterthanen bei den Fürſten Europas anklagte, zu wiederlegen, indem ſie das ganze Verhältniß zwiſchen dem Könige und den Ständen nur als ein poſitivrechtliches darſtellten, deſſen Beſtimmung von einer Wahlkapitulation abhängig geweſen ſey, welche Chriſtian bei ſeinem Antritt zwar beſchworen, aber während ſeiner Regierung nicht gehalten habe.

Chriſtian war indeſſen nicht müßig geweſen, eine bewaffnete Macht zuſammen zu bringen, um ſeine Anſprüche auf einem andern Wege geltend zu machen, aber nicht ohne viele Mühe. Karl V., auf den er wohl am meiſten gerechnet hatte, hinderte

an thätiger Theilnahme und Unterſtützung ſeine verwickelten Angelegenheiten, und jemehr Chriſtian ſeine Hinneigung zur lutheriſchen Religion an den Tag legte *), deſto größer ward gewiß die Bedenklichkeit bei dem Kaiſer. Dieſer letztere Umſtand hätte ihm zwar von Deutſchland aus Hülfe verſchaffen können, allein auch hier war die eigne Beſorgniß ein Hinderniß, und als einige Deutſche Fürſten ein anſehnliches Heer zuſammengebracht hatten, fehlte es wiederum dem Könige an Gelde zur Beſoldung, ſo, daß Friedrich, der mit den Hanſeeſtädten verbunden war, wenig Mühe hatte, das was noch in den Händen der Anhänger des vorigen Königs war, zu erobern. Da nun Chriſtian von Außen keinen Angriff machte, ſo blieben die innern Bewegungen, welche die ſchoniſchen Bauern zu Gunſten Chriſtians erregten, ohne Erfolg. Auch errichtete Friedrich mit Zuſtimmung der Reichsſtände eine ſtehende Miliz gegen künftige Angriffe, womit er ſich ſelber zugleich ſchützte, als die lutheriſche Lehre, welche Friedrich annahm, die Geiſtlichkeit in Bewegung ſetzte. Indem er aber zugleich den mächtigſten Adligen verſchiedene eingezogene Klöſter mit ihren Gütern zum

*) Chriſtian hatte, als er in den Ländern des Kurfürſten von Sachſen ſich aufhielt, durch Luthern ſelbſt, und durch Philipp Melanchton, ſich in dem lutheriſchen Glauben unterrichten laſſen, und war bei allen lutheriſchen Feierlichkeiten ſo fleißig zugegen, daß ſich, wie zum Spott, überall das Gerücht verbreitete, daß er die Amtsverrichtung eines Diaconats zu Wittenberg, deſſen Beſoldung ihm der Kurfürſt zum Unterhalt angewieſen, übernommen habe.

Eigenthum und Lehn übergab, beſtimmte er dieſe, die lutheriſche Lehre mit zu vertheidigen, denn das Volk war dafür geſtimmt. Auf dieſe Weiſe hatte er nun dem Könige Christian das letzte Mittel genommen, durch die Anhänger des Lutherthums ſich und ſein verlornes Reich wieder einzuführen. Indeſſen dieſer, ſeine Ueberzeugung ſeinen politiſchen Zwecken unterordnend, ſöhnte ſich mit Papſt, Kaiſer und dem katholiſchen Glauben aus, deſſen Eiferer vorzüglich in Norwegen groß waren, und zur Wiedereinſetzung des vertriebenen Chriſtians Anſtalten machten, wie denn die norwegiſchen Biſchöfe ihm alles entbehrliche Kirchenſilber liehen. Mit dieſem Gelde und mit einer ähnlichen Unterſtützung vom Kaiſer, landete er in Norwegen, welches Königreich er eroberte, nachdem er ſich verpflichtet hatte gegen die Biſchöfe, den katholiſchen Glauben gegen Luthers „verdammtes Werk" zu ſchützen (30. Nov. 1531). Aber Chriſtian rückte doch nicht raſch genug vorwärts und ſah ſich auch durch ein großes ſchwediſches Heer in ſeinem Fortgange gehemmt. Den Winter über ſchloß er ſich in Obslo ein, und als er im Frühjahr 1532 wieder etwas unternehmen wollte, konnte er aus Mangel, ſeiner Söldner nicht Herr werden. Die Niederländer weigerten ſich, ferner den König zu unterſtützen, da ſie merkten, daß die Lübecker, welche auf Seiten Friedrichs waren, dieſe Gelegenheit benutzten, ein enges Handelsbündniß mit Dännemark zu ſchließen, vermöge deſſen allen Niederländern der Sund geſchloſſen werden ſollte. Auch wollten die Bürger von Obslo ſeinetwegen ihre Stadt nicht beſchießen laſſen, er war alſo ge-

zwungen, am 12. Mai mit dem däniſchen Bevollmächtigten, dem Biſchof von Odenſee, zu kapituliren. Nach verſchiedenen Vorſchlägen, die alle verworfen wurden, bittet er den Biſchof, ihm in dieſer Sache als ein ehrlicher Mann zu rathen. Dieſer, in der Hoffnung, König Friedrich werde mit einem Ohnmächtigen und mit einem Neffen ſo ſtrenge nicht verfahren, räth ihm, ſelbſt mit nach Kopenhagen zu ſchiffen, und verſpricht ihm Kraft ſeiner Vollmacht ſicheres Geleit zurück, wenn die perſönliche Unterredung mit dem Könige fruchtlos ausfallen ſollte. Als die Schiffe darauf in Kopenhagen ankommen, läßt der Reichsrath ſie in der Abweſenheit des Königs, der furchtſam nach Holſtein entflohen war, 5 Tage auf der Rhede liegen, rathſchlägt über das Schickſal des Gefangenen, und beſchließt, angefeuert von perſönlicher Rachſucht, ihn als Beleidiger des däniſchen und ſchwediſchen Adels zu beſtrafen. Das Geleit des Biſchofs wird darauf für nichtig erklärt, und der arme Betrogene nach der Inſel Alſen abgeführt, wo er in dem Schloſſe Sonderburg mehr als 16 Jahre in einem finſtern Thurme ohne andere Geſellſchaft, als die eines norwegiſchen Zwergs, zubrachte.

Seit ſeiner Gefangenſchaft konnte Chriſtian nichts weiter unternehmen, aber ſein Name ward doch noch gebraucht, als nach Friedrichs I. Tode (1534) neue Bewegungen ausbrachen. Da Friedrichs Sohn, nehmlich Chriſtian III., ein eifriger Anhänger der lutheriſchen Religion war, ſo widerſetzten ſich die katholiſche Geiſtlichkeit und die katholiſchen Reichsräthe

ſeiner Thronbeſteigung, und die Regierung ward einem gemeinſchaftlichen Reichsrathe übergeben. Dieſe Maaßregel mußte aber bald andern Platz machen. Lübeck und die Hanſee, welche dieſe Uneinigkeit benutzten, baueten darauf die Hoffnung und den Plan zu einer gänzlichen Ausſchließung des niederländiſchen Handels in dieſen Gewäſſern, und zu einer Eroberung von Dännemark. Wullenwever, lübekiſcher Bürgermeiſter, und Maier, von einem Grobſchmied bis zum lübekiſchen Admiral erhoben, faßten dieſen kühnen Plan. Durch glänzende Ausſichten auf Länder- und Handelsvortheile hatte der letztere den engliſchen König zur Theilnahme bei dieſen Abſichten gewonnen, und ſie wünſchten auch durch das Vorgeben, daß ſie blos zur Rettung der lutheriſchen Religion Dännemark angriffen, den Prinzen Chriſtian an die Spitze ihrer Truppen zu ſetzen. Da dieſer letztere aber, jener Abſichten wohl ahndend, ſich weigerte, und ſich mit dem däniſchen Reichsrathe und den durch dieſe Abſichten Lübecks bedroheten Niederländern verband, ſo ſetzten die Lübecker einen oldenburgiſchen Grafen zum Anführer ihrer Truppen. Dieſer letztere rückte nun in einige Provinzen ein, und hofte, indem er dieſelben dem gefangenen Könige huldigen ließ, die alten Anhänger deſſelben für ſich zu gewinnen.

Aber nun ſah der Reichsrath die Nothwendigkeit ein, um ſeine ſtändiſchen Rechte zu retten, die religiöſe Entzweiung fahren zu laſſen, und Chriſtian III. zu wählen (1534), der als Beſitzer von Holſtein, die Lübecker vom Lande aus überfallen konnte, da auch in Fühnen ſelbſt die aufrühreriſchen

Bauern und Bürger zu Gunſten des oldenburgiſchen Grafen, über Adel und Geiſtlichkeit Vortheile davon trugen. Ja der Kaiſer und die niederländiſche Statthalterin Maria, die vorher mit Christian III. ſich verbunden hatten, hoften dieſelben Vortheile auf einem andern Wege zu erhalten, indem ſie nämlich den Norden für Chriſtians II. Tochter, Dorothea, die an den Pfalzgrafen Friedrich verheurathet war, erobern wollten, vorzüglich durch die Koppenhager Bürger, deren Stadt von lübekſchen Soldaten gegen Chriſtian III. noch immer behauptet ward. Denn alle Anfangs großen Eroberungen der Lübecker, waren verloren gegangen, daher ſie auch jetzt dieſen Projekten Koppenhagens ſich laut nicht entgegenſetzen durften. Dieſes Vorhaben, das durch Chriſtians II. Namen unterſtützt wurde, bedrohete nothwendig auch Schweden, deſſen König ſich daher mit dem däniſchen enger verband. Dieſe vereinigte Macht, Mangel an thätiger Hülfe von Seiten des Kaiſers, Veränderung der lübeckſchen Regierung, deren Beweger Wullenvever und Meier in Gefangenſchaft geriethen, brachten dem Könige Chriſtian III. den Sieg, nachdem Lübeck, überdem mit Recht des Pfalzgrafen Thronbeſteigung für nachtheiliger haltend, mit dem Könige Frieden gemacht hatte, und Norwegen, welches den Pfalzgrafen zum Könige wählen wollte, erobert war.

Chriſtian, ſo zum ruhigen Beſitz ſeines Reichs gelangt, verſicherte ſich denſelben, indem er alle Biſchöfe durch einen geheimen Anſchlag an einem Tage gefangen nehmen, und ihre Güter zur Krone ſchlagen ließ. Der König verſprach dem Adel, mit

deſſen Genehmigung dieſes geſchehen war, die Erhaltung ſeiner großen, die königliche Gewalt ſehr beſchränkenden Vorrechte, ſchenkte denen Biſchöfen, welche auf ihre vorigen Würden Verzicht thaten, Freiheit und Unterhalt, und führte die lutheriſche Religion und eine neue Kirchenordnung durch Bugenhagen ein. So geſichert, widerſtand er allen von neuem vorgenommenen Rüſtungen und Angriffen des Kaiſers, und der endliche ſpeyriſche Friede (1544) forderte nur eine Milderung der Gefangenſchaft für den gefangenen König Chriſtian II. und einen Brautſchatz für ſeine Töchter, von Chriſtian III. Dagegen leiſtete Chriſtian II. Verzicht auf ſeine Anſprüche, und erhielt 1549 das Schloß Kallundborg zu ſeinem Aufenthalte, mit erweiterter Freiheit. Hier ſtarb er 1559 in demſelben Jahre, in welchem nur einige Tage früher auch Chriſtian III. geſtorben war. Daß auch Schweden das Jahr darauf ſeinen König Guſtav verlor, iſt oben ſchon geſagt.

4.

Schweden und Dännemark, ſeit der Aufhebung der kalmariſchen Union.

Beide Reiche hatten ein ungleiches Schickſal nach dem Tod dieſer Fürſten. Guſtavs Sohn, Erich, trotz ſeiner Liebe zur Aſtrologie, die die Begebenheiten des Lebens an eine höhere Nothwendigkeit knüpft, war doch nur leidenſchaftlich und unbeſtändig, und ſo endete er nicht glücklich ſeinen Krieg mit Dännemark, mit welchem Reiche er über Liefland zerfallen

war, und über die Prätenſion, die noch jetzt Dännemark an den Tag legte, indem es das ſchwediſche Wappen in das ſeinige mit aufnahm. Viele Vortheile zur See und zu Lande machten ſeine Händel im Innern vergeblich, indem Akte der Souveränität und die Verfolgungen gegen die Familie Sture den Adel aufbrachten, und innere Uneinigkeiten erregten, welche Erichs Brüder Johannes und Karl benutzten, den König gänzlich vom Throne zu ſtoßen. Es gelang, und Erich ward in das Gefängniß gebracht. Die auswärtigen Feinde, Ruſſen und Dänen, fanden nun um ſo geringern Widerſtand, deſſen Unbedeutenheit auch der harte Friede zu erkennen gibt, welchen Johann mit Dännemark zu Stettin ſchloß (1570), und in welchem Johann ſeine Rechte auf Norwegen, Halland, Bleckingen, Jemptland und Herjedalen abtrat, Lievland aber und die Streitigkeit über den Gebrauch des Wappens unentſchieden ließ. Johann hatte zwar gehoft, was er hier verlöre, wolle er, nun weniger beſchränkt, von dem ruſſiſchen Czaar gewinnen, mit dem er über Liefland fortkriegte. Aber auch hier unterlag ſein Glück, um ſo mehr, da ſein Streben, an welchem die Königin vorzüglich Antheil hatte, die katholiſche Religion einzuführen, ihm im Innern ſeines Reiches zu ſchaffen machte. Der Furcht des Königs über das Anwachſen dieſer innern Bewegungen wurde Erich geopfert durch Gift 1578. Allein die Rolle, welche dieſer von Johanns Feinden benutzt, hätte ſpielen können, übernahm Johanns Bruder, Karl, welcher der Anführer der Proteſtanten war, und da Johanns

Sohn Sigismund, der der katholiſchen Religion zugethan war, König von Polen ward, ſo wurden dieſem Prinzen Bedingungen für die künftige Nachfolge gemacht, welche dem Prinzen Karl die Ausſichten auf den Beſitz des ſchwediſchen Throns nicht unmöglich machten, ja man konnte im Grunde die Bewegungen vorherſehen, welche bei Johanns Tode wirklich ausbrachen (1592).

Dännemark bietet dagegen einen erfreulichen Anblick dar. Für ſeine Kräfte nach Außen iſt der oben genannte Stettiner Frieden der beſte Maasſtab, welcher das Reſultat der Gewandtheit und einer beſſern Adminiſtration war, an welchen beiden Dingen der Reichsrath P. Oxe, ein durch ſeine Kenntniß in der Verwaltung der Staaten würdiger Rathgeber des Königs, großen Antheil hatte. Auf dieſem Wege gewann das Land auf eine außerordentliche Weiſe, indem die nach Oxes Plane wohl vertheilten Abgaben den König bereicherten und in den Stand ſetzten, feſte Plätze zur Sicherung ſeiner Gränzen, Schulen zur Beförderung der Aufklärung, Hoſpitäler zur Minderung des Elends, anzulegen. In der Aufnahme der niederländiſchen Flüchtlinge, welche vor Alba's Tyrannei flohen, und die Dännemark mit Menſchen, Geld und Gewerbe bereicherten, unterſtützte ſeine politiſchen Zwecke die Liebe zu der proteſtantiſchen Religion, die mit warmem Eifer und mit einem frommen Sinn in ſeinem eignen Lande befördert, und in der Fremde von ihm beſchützt ward. Als daher in Deutſchland der große Kampf begann für die Erhaltung der proteſtantiſchen Religion, nahm Friedrichs Nachfolger, Chriſtian

IV. der ſeit 1588, wo ſein Vater ſtarb, regierte, thätigen Antheil, und wir werden in dem folgenden Theile ſehen, wie auf dieſem Schauplatze beide Mächte des Nordens, ſich miſchend in dieſe Händel, die alte Eiferſucht zeigten, mit einer Wendung aber, die das Verhältniß der ſchwediſchen und däniſchen Macht, wie wir es jetzt beſchrieben, völlig umkehrt.

XI.

Polen.

1.

Jagellonen.

(1492 — 1575.)

Die Unterwerfung Preußens hatte Caſimirs Regierung verherrlicht, aber auch die ariſtokratiſch republikaniſche Form des Staats vorzüglich mit ausgebildet. Der Adel, der allein die Nation ausmachte, hatte ſich für den geſetzgebenden Körper erklärt, und die öftern Wahlen neuer Könige begünſtigten dieſe Entwickelung immer mehr. Dagegen war die Macht einer feſtbegründeten Regierungseinheit nothwendiger geworden, da rund umher mächtige Feinde erwuchſen, die umſichgreifenden *Ruſſen*, die ſiegreichen *Türken*, die verheerenden *Tartaren*, die widerſpenſtigen *Preußen*. Der drei erſten Uebermacht lernte ſchon *Johann Albrecht* I. (1492 — 1501), Kaſimirs Nachfolger und zweiter Sohn, zu ſeinem Schaden kennen. Den Kampf gegen den vierten, Preußen, ließ ſein früher Tod unentſchieden. Da darauf die Polen den bisherigen Grosherzog von Litthauen, *Alexander*, wählten, ſo wurde zwar Polen und Litthauen von nun an *ein* Staat, aber nur ein Sieg über die Tartaren bei *Klezko*

1506 unter Anführung des Michael Glinsky, war nach manchen Niederlagen die einzige Probe des vergrößerten Reichs, und die letzte Begebenheit in Alexanders kurzer Regierung (1506). Länger und bedeutender war die Regierung Siegmunds I. (1506 — 1548), der Einſicht in die Mängel des Staats hatte, wodurch dieſer ſo oft den äußern Feinden unterlag, und ob er gleich bei den inneren Partheyungen nichts faſt vollſtändig durchſetzen konnte, wie z. B. ſein Plan von der nothwendigen Beſchützung der Grenzen, ſo war er doch glücklicher als ſeine Vorgänger. Zufällig war freilich die Erlöſchung der letzten piaſtiſchen Familie, der Herzoge von Maſovien, und die Vereinigung dieſes Landes mit Polen, aber ſeine Mäßigung beförderte die glücklichere Wendung der nie unterbrochenen kriegeriſchen Händel mit Preußen durch den ewigen Frieden zu Kracau (1525). Denn nachdem der letzte Hochmeiſter, Markgraf Albrecht von Brandenburg zur lutheriſchen Religion übergegangen war, ward der Orden völlig aufgehoben, und das Land in ein weltliches Herzogthum verwandelt, deſſen Beſitzer ein Vaſall der Krone Polen blieb. Eine ähnliche Veranlaſſung zur Erweiterung der polniſchen Herrſchaft fand ſich für Siegmunds Nachfolger, Siegmund II. Auguſt (1548 — 1572) mit dem ſeit 1201 in Liefland beſtandenen geiſtlichen Ritterorden der Schwerdtbrüder. Auch dieſe, von den ewigen Kämpfen, die im Innern entſtanden, und von den benachbarten Mächten, Rußland, Dännemark, Schweden, Preußen und Polen benutzt wurden, ermüdet, überließen das Land jenſeit der Düne oder

Liefland und Eſthland dem Könige von Polen, der dieſſeitige Theil aber, Kurland und Semgallen, ward für den damaligen Herrmeiſter Gotthard Kettler, zu einem weltlichem Herzogthum unter polniſcher Lehnshoheit erhoben 1561. Aber dieſe eiferſüchtigen Nachbarn brachten eine Veränderung dabei zu Stande. Denn um dieſe Länder eben waren die in der Geſchichte von Schweden und Dännemark erzählten Händel, in denen zuletzt Schweden Eſthland, Dännemark aber die Inſel Oeſel erhielt; Liefland und Kurland blieb bei Polen.

Auch die Reformation drang, vorzüglich unter dieſem Fürſten, in Polen ein, und Siegesmund ſchien die neuen Meinungen zu begünſtigen, doch bekannte er ſich nicht zu ihnen, dagegen nahm bald ein großer Theil der Senatoren und Landboten die neue Lehre an, und da eine allgemeine Gewiſſensfreiheit ſich bildete, ſo ſtrömten faſt alle verſchiednen Sekten hin, welche durch Neuheit der Lehren anderswo nicht geduldet wurden, wie z. B. die Socinianer u. a. Aber dies ſchwächte die Nichtkatholiken, indem dieſe nur mehr entzweit wurden durch dieſe Verſchiedenheit, und da das Volk zu ſehr unter dem Drucke war, ſo kam es weder zu bedeutenden Veränderungen in der Verfaſſung, noch zu einer veränderten Kultur. Nur eine große Quelle von Streitigkeiten zwiſchen dem Adel ward es, und auf den Landtagen entſtanden darüber heftige Bewegungen. Vielleicht hätten die Könige, wenn ſie dieſe Bewegungen zu leiten gewußt, hier einen Punkt finden können, von wo ſie zu einer Zerſtörung dieſer wunderbaren Ariſtokratie fortgehen konn-

ten, und Polen eine ganz andere Geſtalt geben und eine feſtere Dauer. So aber blieb nun die alte Staatsverfaſſung und mit ihr auch die Militairverfaſſung, die eng mit der erſtern zuſammenhing, obgleich ſchon die bloßen Verheerungskriege der Tartaren die Unzweckmäßigkeit des bloßen Aufſitzens des Adels zeigten. Als nun endlich die Nothwendigkeit, die Grenzen des Reichs zu decken durch einen ſtehenden Truppencordon, gefühlt, und die Ausführung deſſelben beſchloſſen ward, ſo bedung ſich der Adel dabei ausdrücklich aus, daß keine Soldaten ohne ſein Vorwiſſen angeworben würden, und daß weder er noch die Geiſtlichkeit etwas dazu beitragen ſollten; der König mußte den vierten Theil ſeiner Domainen dazu hergeben.

2.

Könige aus verſchiedenen Häuſern.

(1509 — 1547.)

Als mit Siegesmund II. das Jagelloniſche Haus ausſtarb, wurde nun das Wahlrecht, was der Adel bis jetzt auf beſchränkte Weiſe ausgeübt hatte, da ſich die Gewählten immer zugleich Erben des Königreichs ſchrieben, förmlich auch durch Abſchaffung des letztgenannten Titels ſanctionirt, und damit zugleich ein neuer Grund zur Verwirrung des Reichs gelegt, indem faſt keine neue Wahl ohne Entgegenſtreben verſchiedener Partheyen abging. Gleich die erſte Wahl gab davon ein Beiſpiel. Der Papſt und die Türken, Schweden und Oeſtreich, Frankreich und Spanien riethen oder ſchlugen Kandidaten

vor, und brauchten Geld und Liſt, ihrer Parthey unter dem Adel das Uebergewicht zu geben. Keiner aber verſtand die Kunſt der Unterhandlung beſſer, als der franzöſiſche Geſandte, der, obgleich vor der Wahl in der General=Conföderation eine völlige Freiheit und Sicherheit der Religion für alle verſchiedenen Partheyen des chriſtlichen Glaubens beſchloſſen war, mit einem Prinzen durchdrang von einem Königshauſe, das eben mit der Bartholomäusnacht ein ſchreckliches Beiſpiel gegeben hatte, wie es die Einheit der Regierung über alle Toleranz erhalte. Dies war nämlich Heinrich, Bruder des franzöſiſchen Königs, deſſen ſchon in der franzöſiſchen Geſchichte Erwähnung gethan iſt. Heinrich beſchwor den polniſchen Geſandten, die nach Paris gingen, ihm ſeine Erhebung anzukündigen, die erſte Wahlkapitulation (pacta conventa) in welcher er die Religionsfreiheit und die Rechte des Adels beſtätigte, 4000 Gascogner gegen Rußland auf eigne Koſten verſprach, eine Flotte zur Beſchützung der polniſchen Häfen, eine halbe Million polniſcher Gulden zum Vortheil Polens zu verwenden, und die unter der vorigen Regierung gemachten Schulden des Reichs zu bezahlen. Solche Vortheile beſtimmten die Wahl eines Prinzen, deſſen Bildungsart, Lebensweiſe und Sitten wohl am wenigſten für eine ſolche Nation und ſolch einen Adel paßten. Aeußerte ſich ſchon im erſten Vierteljahre lautes Murren über den König, ſo empfand dieſer eben ſo ſehr Sehnſucht nach ſeinem Vaterlande, und er benutzte daher die Nachricht von ſeines Bruders Tode und ſeine Ausſicht auf den Thron ſo gern, daß er ganz

heimlich entfloh, um nicht von den Ständen zurück⸗ gehalten zu werden.

Die neue Wahl traf einen Würdigen, den Für⸗ ſten von Siebenbürgen, Stephan Bathory, der ſich mit der 63jährigen Prinzeſſin Anna, des letzten jagelloniſchen Königs Schweſter, vermählen mußte, und ähnliche Bedingungen beſchwören wie Heinrich von Anjou. Ein ſolcher Czaar wie Iwan II., mach⸗ te dem Reiche einen tapfern und talentvollen Für⸗ ſten nöthig, und Bathory bewährte dieſe Eigenſchaf⸗ ten in dem Kriege gegen Rußland. Siegreich drang Bathory in Rußland ein, und zwang den Czaar zum Frieden (1582). Gegen die Eroberungen, wel⸗ che Stephan in Rußland gemacht, gab der Czaar alles, was er in Liefland beſetzt hielt, zurück. So kräftig wirkte dieſer tapfre, weiſe und gelehrte Fürſt auch im Innern. Er ſorgte für die Handhabung der Gerechtigkeit, gab den Koſaken, die gegen die Tartaren als eine Grenzbeſchützung ſo nützlich wa⸗ ren, eine zweckmäßige Einrichtung und ſah das Be⸗ ſte des Staats ſehr gut ein, wenn der Verdacht, der gegen ihn aufgeregt ward, gegründet iſt, daß er nämlich geſtrebt habe, die freie Wahl eines künftigen Königs zu beſchränken. Aber er hatte auch mit großen innern Entzweiungen zu kämpfen, und wer weiß, wie er auch hier würde die Oberhand be⸗ halten haben, wenn ihn nicht ſchon 1586 der Tod hinweggeriſſen hätte, als er eben im Begriff war, den Schweden Eſthland zu nehmen, und den neuen Czaar zu bekriegen.

Das, was nun erfolgte, machte den frühzeiti⸗ gen Tod des Fürſten nur noch ſchmerzlicher. Eine

zwieſpaltige Wahl, nämlich eines öſtreichiſchen und ſchwediſchen Prinzen, entſchied nur erſt die Gewalt der Waffen zum Vortheil des ſchwediſchen Prinzen Siegesmund, des Sohnes des Königs Johann, aber nicht zum Vortheil des Reichs. Seine Anſprüche auf Schweden machte ihm ſein Oheim Karl IX. ſtreitig, und die Schweden unterſtützten dieſen, theils aus Furcht, Schweden zu einer Provinz Polens gemacht zu ſehen, theils auch aus Abſcheu gegen die eifrigen Bemühungen Siegesmunds zur Ausbreitung der katholiſchen Religion in dieſem Reiche. Karl IX., durch geſchickte Behandlung, Gewandtheit und endlich Waffengewalt, beſiegte auch den König Siegesmund, und ward zum Könige von Schweden, mit Ausſchließung Siegesmunds gewählt, (1604). Liefland und Eſthland wurden der Schauplatz, wo Polen und Schweden die Anſprüche ihrer Könige vertheidigten, aber nicht mit ſonderlichem Nachdrucke von Seiten Polens. Denn auch hier war es wegen Siegesmunds Anhänglichkeit an den Katholicismus und an die Jeſuiten, ſo wie an das öſtreichiſche Haus, aus welchem auch ſeine Gemahlin war, zum förmlichen Aufſtand gekommen, unter Anführung des Johann Radzivil. Die Gegenparthey ſchrieb ſchon einen Reichstag aus zur Wahl eines neuen Königs, aber eine große Niederlage, die ſie bei Radom litt (1607), brachte die Ausſöhnung wieder zu Stande, und bald darauf ſchloß Siegesmund einen Waffenſtillſtand auch über Liefland (1609) mit Schweden, noch kämpften aber beide gegen einander mit ihren Intriguen in Rußland, wo über falſch aufgetretene Prätendenten eine völli-

ge Anarchie entſtanden war. Siegesmund hatte nicht geringe Hoffnung, ſeinen Sohn Wladislaus von den Ruſſen zum Zaar erwählt zu ſehen, wenn nicht auch hier ſeine Anhänglichkeit an den Katholicismus dem Wunſche der Ruſſen, daß Wladislaus zur griechiſchen Religion übertreten möchte, widerſtanden hätte. Weil auch überdem die polniſche Armee ſchrecklich wirthſchaftete in den eroberten ruſſiſchen Provinzen, unter ihr ſelbſt kein Gehorſam und keine Zucht war, ſo wurden die Polen aus Moskau wieder herausgeſchlagen, und nach langen feindlichen Einbrüchen hinüber und herüber mußte Siegesmund den Verluſt der Krone für ſeinen Sohn, mit der Abtretung der Provinzen Smolensk, Severien und Tſchernichow für das polniſche Reich verſchmerzen (1618). Was aber Polen hier gewann, verlor es durch Siegesmunds ungeſchickte Regierung am andern Ende. Im Jahre 1621 trat Polen ſeine Lehnsherrſchaft über die Moldau und Wallachei an die Türken ab, die Koſaken, aufgebracht über des Königs Eingriffe in ihre Religion und in ihre Freiheiten, trennten ſich von Polen, die Tartaren verheerten das Reich auf außerordentliche Weiſe, Guſtav Adolph von Schweden eroberte Liefland bis an die Düne, und wie hätte nun wohl bei ſo vielen Kriegen, unter ſo vielem Tumulte des Adels oder der Armeen, die innere Verwaltung des Staats berückſichtigt werden können. Gewiß bei ſo vielem Unglück dieſer Regierung war das das größeſte, daß ſie ſo lange dauerte, denn Siegesmund ſtarb erſt 1632.

Preußen gewann unterdeſſen vor Polen manches

an Aufklärung voraus, weil es nun der ewigen Kriege überhoben war, weil ſeine Lage an der See einen größern Verkehr mit Fremden veranlaßte, und weil die lutheriſche Lehre hier bald die herrſchende wurde, und nicht nur die Anlegung von mehreren Schulen, ſondern auch die Stiftung der Univerſität zu Königsberg (1546) bewirkte. Doch darf man nicht glauben, daß nun der Flor des Landes ſogleich ſeinen Anfang genommen habe. Die Adels-ariſtokratie nahm auch hier ſo ſchnell überhand, daß der Herzog nur ſehr wenig vermochte, und ſie erreichte die größte Höhe, als der zweite Regent, Herzog Albrecht Friedrich (1568 — 1608) blödſinnig wurde. Polen übertrug nun die Interimsregierung 1577 dem nächſten Lehnsvetter, Markgrafen George Friedrich von Anſpach, aber dieſer wurde bald der ewigen Kämpfe mit dem herrſchſüchtigen Adel ſo müde, daß er nach Franken zurückging, in 17 Jahren nicht wieder nach Preußen kam, und das Land von Anſpach aus regierte. 1607 erhielt der Kurfürſt Johann Siegmund von Brandenburg mit großer Mühe die Mitbelehnung, und als er und auch der blödſinnige Herzog geſtorben waren, wurde endlich 1620 der Kurfürſt George Wilhelm von Brandenburg regierender Herzog von Preußen.

3.

Nicolaus Copernicus.

(Geb. 1473, † 1543.)

Preußen hat den Ruhm, einen der größten wiſſenſchaftlichen Entdecker hervorgebracht zu haben, und zwar zu einer Zeit, wo es noch allgemein für das Land der Unwiſſenheit und Barbarey galt.

Kopernicks Vater war ein zu Thorn *) anſäßiger Edelmann aus Krakau, und ſeine Mutter die Tochter des Biſchofs von Ermeland. Nachdem der Knabe auf der Schule zu Thorn einen guten Grund in den alten Sprachen gelegt hatte, ward er nach Krakau geſchickt, um dort Medicin zu ſtudiren. Er that dies mit der Gewiſſenhaftigkeit, die in ſeinem Charakter lag, und erlangte auch die Doctorwürde in dieſer Facultät, allein ſeitdem er den Mathematiker Albert von Brudzewsky gehört hatte, ward deſſen Wiſſenſchaft auch ſein Lieblingsſtudium. Beſonders begeiſterten ihn die mathematiſchen Schriften Purbachs und Regiomontans **), zweier

*) Man zeigt zu Thoru noch das Haus, in dem Copernicus geboren iſt. Sein Geburtstag war der 19. Febr., ſein Sterbetag der 4. May.

**) Dieſer hieß eigentlich Johann Müller, und nannte ſich nur nach dem kleinen Städtchen Königsberg im Stifte Würzburg, wo er 1436 geboren war. Er war ein ſo frühzeitiges Genie, daß man ihn ſchon in ſeinem 12ten Jahre für reif erklärte, die Univerſität zu Leipzig zu beziehen. Dieſe verließ er im 15ten Jahre, um zu Wien den großen Aſtronomen Purbach zu hö-

Deutſchen, die durch ihren Scharfſinn und ihre Entdeckungen ſogar in Italien die allgemeine Bewunderung auf ſich gezogen hatten. Auch Kopernick wollte auf dieſer Bahn zur Unſterblichkeit gehen, und ſo ſpannte er alle Kräfte ſeines Geiſtes an, erſt alles das in ſich aufzunehmen, was bereits in ſeiner Wiſſenſchaft vorhanden war, und dann auf dem gelegten Grunde fortzubauen. In dieſer Abſicht ging er nach Italien, und ſchloß ſich (1496) an die größten Lehrer der Mathematik zu Bologna an, dann reiſete er (1500) nach Rom, und ſah ſich hier ſchon ſo gekannt, daß man ihn nicht geringer als Regiomontan ſchätzte. Er wurde daſelbſt zum Lehrer der Mathematik ernannt, und ſeine Vorleſungen wurden von Vornehmen und Künſtlern aller Art zahlreich beſucht. Endlich kehrte er aber doch — man weiß nicht wann — in ſein Vaterland zurück, und erhielt daſelbſt von ſeinem Oheim, dem Biſchof von Ermeland, ein Kanonikat am Dome zu Frauenburg, einer kleinen Stadt am Ausfluſſe der Weichſel. Hier verrichtete er ſeine Amtspflichten mit gewiſſenhafter Treue, und erwarb ſich den Ruhm eines höchſt verſtändigen und geübten Geſchäftsmannes; im Stillen aber brütete er über dem großen Werke, das ihn un-

ren, der ſchon in ſeinem 36ſten Jahre ſtarb. Er kam bald ſeinem Lehrer gleich, und ſein Ruhm erſchallte ſo weit umher, daß er nach Rom gerufen ward, um zur Verbeſſerung des Kalenders ſeinen Rath zu ertheilen, wofür er vom Papſte mit Verſprechungen überhäuft, und vorläufig zum Biſchof von Regensburg ernannt ward. Er ſtarb ſchon in ſeinem 40ſten Jahre, und liegt zu Rom im Pantheon begraben.

ſterblich machen ſollte. Nachdem er alle Schriften der alten Philoſophen und Naturforſcher ſtudirt, und zu ſeiner Freude gefunden hatte, daß die gemeine Meinung, die Erde ſtehe unbeweglich im Mittelpunkte des Weltalls, im Alterthum ſchon nicht durchgängig angenommen worden ſey, unterſuchte er nun die ihm ſelbſt ſchon lange zweifelhafte Behauptung ſelber. Man hatte nämlich nach dieſem alten Syſteme den Lauf der Sonne und der Planeten nicht ohne die allerſeltſamſten Hypotheſen erklären können, und war mit mancher Erſcheinung bey allem Erklären dennoch nicht im Reinen. Die wahre Lage des Sonnenſyſtems zu finden, war auch wahrlich ſehr ſchwer, da der ſinnliche Schein dem alten Glauben ſo ſehr das Wort ſprach, und da wir die Bewegungen der Planeten nur immer von der Seite beobachten können, und in jedem Augenblicke einen andern Standpunkt haben. Bewundernswürdig iſt alſo der Mann, der Trotz dieſer Verwirrung mit dem klarſten Bewußtſeyn das Wort ausſprach: die Sonne ruht im Mittelpunkte des Planetenſyſtems, und hat keine andere Bewegung als um ihre Axe; die Planeten aber ziehen ihre Kreiſe in abgemeſſenen Entfernungen höchſt regelmäßig um ſie herum; der Mond endlich iſt bloß der Erde zum Trabanten gegeben. — Noch bewundernswürdiger aber iſt die Beſcheidenheit, mit der er dieſe große Entdeckung, die Frucht eines faſt 36jährigen Brütens ſo lange zurückhielt, daß die Welt, die er dadurch erleuchtet hat, ſie erſt in demſelben Jahre erfuhr, da ſie ihn ſelbſt verlor.

XII.

Rußland.

(1464 — 1613.)

Rußland verließen wir an der Gränze einer neuen Zeit, die durch den kühnen Iwan I. Waſiliewitſch, während einer zwei und vierzigjährigen Regierung hervorgerufen ward. Zwei Dinge hauptſächlich vollendete er, die zur Befeſtigung und Erweiterung ſeiner Herrſchaft beitrugen. Er unterwarf ſich den Staat von Nowogrod und befreiete ſich vom tartariſchen Joche. Von dem erſtern wiſſen wir nämlich, daß er durch ſeine Handelsverbindung mit der Hanſee zu einer Selbſtſtändigkeit gelangt war, gegen welche die vorigen Großfürſten niemals hatten etwas ausrichten können. Stellte er doch Heere von 30,000 Mann auf, wenn anders dieſe Nachrichten gegründet ſind. Aber Iwan ſiegte dennoch über dieſelben und behauptete durch neue Siege ſeine Oberherrſchaft über ſie. Zu dem letztern Zwecke diente vorzüglich die Zerſtörung ihrer vorigen Verfaſſung, indem er die Volksverſammlung verbot, ſich ihre Sturmglocke ausliefern ließ, ſich ihrer Schätze bemächtigte, die er auf 300 Wagen ſoll transportirt haben, und viele von ihren Einwohnern in andere Städte ſeines Reichs verſetzte, wodurch er zugleich ihre Kultur mehr verbreitete. Auch ließ er ſpäterhin das hanſeatiſche Komtoir aufheben, von welchem aus, durch Hülfe Litthauens, oftmals aufrühreriſche Bewegungen ausgingen. Eine ſolche Bereicherung an Macht und an Geld ſetzte ihn in den Stand, aus Italien und Deutſchland ſich Baumei=

ſter und Stückgießer kommen zu laſſen, durch deren Hülfe er unter andern ſeine Hauptſtadt Moskwa zu befeſtigen anfing. Auch konnte nicht fehlen, daß er durch ſeine Gemahlin, welche eine Nichte des letzten griechiſchen Kaiſers war, zur Kenntniß mancher Produkte der Kultur kommen mußte, die ihm zugleich als zweckmäßige Mittel dienten, den Wunſch ſeiner Gemahlin auszuführen, welche ſeinen eignen Wunſch, ſich nämlich von dem tartariſchen Joche loszumachen, durch ihr Zureden aufregte. Iſt auch das, was ein polniſcher Geſchichtſchreiber erzählt, nur halb wahr, ſo war dieſes abhängige Verhältniß nicht allein drückend, ſondern auch in der Form ſeiner Ausübung entehrend und ſchimpflich. Auch den niedrigſten Boten eines Tartarchans mußte der Großfürſt außerhalb der Stadt Moskwa einhohlen, und einen Zobelpelz mußte man ausbreiten, damit das Pferd des Geſandten ſeine Füße darauf ſetzte, des niedrigern, welches der Großfürſt nun weiter thun mußte, nicht einmal zu erwähnen. Die Zerſtörung der goldenen Horde, ſeit welcher die caſaniſchen und krimſchen Chanate auftreten, und Uneinigkeit zwiſchen den Beherrſchern über die Nachfolge, gaben eine gute Gelegenheit für Iwan Waſiliewitſch ſich in dieſe Händel einzumiſchen. Er führte den einen Prätendenten ein, mit der Bedingung als Chan von Kaſan die Oberherrſchaft des Großfürſten anzuerkennen.

Es verſteht ſich aber, daß ſowohl Novogrod als Kaſan nicht auf einmal ſo gewonnen wurden, ſondern daß immer neue Kriege geführt werden mußten. Dies galt vorzüglich von Kaſan. Denn Iwans Nachfolger Waſilei (1505 — 33) ward ſogar zu-

gemuthet von dem Chan von Kaſan, deſſen Bruder Chan von der Krim, und der alſo dadurch mächtiger war, die alte Zinsbarkeit, mit welcher man dem Chan von Kaptſchak ergeben geweſen war, wieder anzuerkennen. Zugleich ſuchten nun die Könige von Polen, während ſie auf jener Seite die Großfürſten beſchäftigt ſahen, von ihrer Seite aus, Eroberungen und Erweiterungen ihres Gebietes zu machen, und hetzten dann zu gleicher Zeit den krimſchen Chan auf den Ruſſen ins Land zu fallen, das heißt, es zu verheeren. Wozu nun freilich zu anderer Zeit dieſer Chan abermals bereit war, den Polen das Gleiche zu thun. Man kann nun leicht denken, wie die wenige Kultur des Landes dabei zu Grunde gehen mußte, ohne daß Kaſan vollſtändig eigentlich bezwungen worden wäre. Doch die Verwandlung Pleskows, welches auch ſo wie Nowogrod, ein demokratiſcher, durch den Handel ausgebildeter und mächtiger Freiſtaat war, in eine ruſſiſche Provinz, durch Zerſtörung ihrer bisherigen Verfaſſung und Verſetzung von 7000 ihrer vornehmſten Einwohner, ſo wie der Rückfall des letzten ſelbſtſtändigen Fürſtenthums Severien an die Krone waren lauter Verſtärkungen, welche den Kampf gegen die Tartaren immer glücklicher machen mußten. Die minderjährige Regierung Ivan Waſilewitſch II. (1533 — 1584) wo die Regierung von den (Bojaren) Ariſtokraten eigenmächtig gehandhabt wurde, benutzten die Kaſaner ſogleich von neuem ſich der Oberherrſchaft zu entziehn, aber Iwan II. dem ſeine, wie ein ſolcher verwirrter Zuſtand und ein ſo rohes Volk ſie erforderte, kräftige Regierung, den Namen des Stren-

gen zugezogen hat, vollendete endlich ihre ganze Bezwingung.

Daher gleich im Anfange, als er ſeine Regierung ſelbſt antrat, ſchickte er an Karl V. einen Geſandten, bot ſeine Hülfe gegen die Türken, welche die Tartaren gegen Rußland unterſtützten, vorzüglich mit Geſchütz, Kanonen und dergleichen Dingen, an, und verſprach bei dem Fuggeriſchen Handelshauſe ein großes Kapital zu dieſem Behufe niederzulegen. Dafür erbat er ſich vom Kaiſer die Erlaubniß aus, Rechtsverſtändige und Staatskundige aus Deutſchland ziehen zu können, ferner Maler und Bildhauer, ſo wie auch Baumeiſter zur Anlegung von Feſtungen, Büchſenmacher, Panzerſchneider, Stückgießer u. ſ. w., um gegen die Tartaren und Ungläubigen ſeine Kriege glücklicher zu führen. Dieſe Verbindung zwiſchen Deutſchland und dem ruſſiſchen Reiche ſuchten aber auf alle Weiſe die Lübecker und liefländiſchen Ritter zu verhindern, indem die zunehmende Kultur Rußlands ihnen die Handelsvortheile, deren ſie jetzt noch genoſſen, zu vernichten drohete. Sie wußten es alſo auf dem Reichstage, wo ſie den Czar, denn ſo fingen die Großfürſten an ſich zu nennen, als einen Feind des chriſtlichen Nahmens vorſtellten, dahin zu bringen, daß Karl dieſe Verbindungen wieder unterſagte. Doch einzelne dergleichen Deutſche und Italiäner kamen, wie ſchon früher, ſo auch ſpäterhin nach Rußland, und unterſtützten den Czar, der auch nun endlich die Stadt Kaſan eroberte, und es zu einer ruſſiſchen Provinz machte (1553).

Durch Zerſtörung des Mahomedanismus und

Einführung des Chriſtenthums befeſtigte er ſich den Beſitz. Hierauf erfolgte auch die Einverleibung des mindermächtigen Aſtrachans. Mit Schweden und Polen führte er während der Zeit Krieg, erneuerte auch beim Kaiſer Ferdinand die ſchon angeknüpften Unterhandlungen, und bemühete ſich immer von Zeit zu Zeit Deutſche in ſein Reich und an ſeinen Hof zu ziehen, auch kamen jetzt die Engländer unter einem gewiſſen Cabot 1533 nach Rußland, indem ſie nämlich einen nördlichen Weg, um nach China und Indien zu kommen, ſuchten. Dieſe nahm der Czar ebenfalls gern auf, indem er ſo Gelegenheit erhielt, aus jenen Ländern Menſchen und Waaren zu erhalten, woran ihn immer die Eiferſucht der Schweden und der Hanſee verhinderte. Er geſtattete daher auch dieſen Ausländern viele Handelsfreiheiten, wobei die Engländer gewannen, und noch mehr würden gewonnen haben, wenn dem unternehmenden Jenkinſon es gelungen wäre, zu Lande den Weg nach Indien ſich zu bahnen. Bis nach der Bucharei reiſete Jenkinſon ohne Erfolg. Aber ſo knüpfte der in der Geſchichte ſo oft vorkommende Handelsgeiſt mit dem übrigen Europa Rußland zuſammen. Der Czar gewann dazu an Narva einen neuen herrlichen Handelsplatz. Durch die Kabardei erweiterte er noch nach Süden ſein Reich. Er verhinderte auch den türkiſchen Kaiſer Selim, mit Hülfe der krimſchen Tartaren die Wolga mit dem Don zu verbinden und auf kürzerem Wege nach Perſien zu kommen, an deſſen Erhaltung Rußland zu viel gelegen war. In ſeinen letzten Jahren verließ ihn aber in den Kriegen gegen Schweden und Polen ſein Glück. In

dem Waffenſtillſtande, der durch des Jeſuiten Poßevin *) Vermittelung geſchloſſen wurde mit Schweden, verlor er alles, was er ihnen abgenommen hatte.

Dagegen erweiterte dieſer Jwan ſein Reich mit der Ausſicht auf Sibirien. Ein Haufe von 6000 Koſaken, von ihrem Hetman Jermak geführt, flüchtete ſich vor den Ruſſen, die ſie für ihre viele Räubereien bekriegen wollten (1577), nach Sibirien zu. Dieſes Land hatte Dſchingischan auch erobert und einem abhängigen Regenten gelaſſen. Später ward es von einem tartariſchen Fürſten erobert, und dieſe mahomedaniſche Fürſten beherrſchten es jetzt. Durch wilde leere Steppen ging Jermak unter beſtändigen Kämpfen mit den Tartaren, bis an den Jrtiſch weiter, durch die Reichthümer an Gold, Silber, Vieh und Honig für ſeinen Zug belohnt. Sie lieferten nun bei der Stadt Sibir am Jrtiſch **), dem eigentlichen Beherrſcher von Sibirien eine Schlacht. Nun ſchickten die Koſaken an den Czar, der ihnen neue Hülfstruppen zuſendete, die Erwerbung zu befeſtigen.

Nach des Czars Tode (1584) ſollte eigentlich Feodor regieren, aber es entſtanden Zwiſtigkeiten unter den Mitregenten, die ſein Vater angeordnet hatte. Weil Feodor ſchwachſinnig war, herrſchte in

*) Um Unterſtützung zu finden, hatte der Czar den Schein erregt, als wolle er zur katholiſchen Religion übertreten. Der ſchlaue Jeſuit Poßevin, der zu ähnlichen Zwecken ſchon in Schweden thätig geweſen war, wurde nun abgeſchickt, die große Eroberung für de[n päpſt]lichen Stuhl zu machen.

**) Sibir lag ohngefähr, wo jetzt Tobolsk.

ſeinem Namen Boris Ghodunow, ſein Schwager, und erhielt auch in dem Frieden mit Schweden zu Teuſina Ingermannland, verliert aber Eſthland. Sibirien ward immer noch mehr erobert (1587). Da Feodor 1598 ſtarb, ward nun Boris Ghodunov Czar, durch die Wahl der Großen, da mit Feodor der rurikiſche Mannsſtamm erloſchen war. Eben dieſer Umſtand aber gab zu langdauernden Tumulten im Reiche Veranlaſſung, in die ſich, wie ſchon oben erzählt, Polen und Schweden einmiſchten. Feodor hatte noch einen Bruder gehabt, mit Namen Dimitry, der ſchon früher geſtorben war. Jetzt traten nun mehrere falſche Dimitry auf. Der erſte, ein Mönch eigentlich, gelangte wirklich auf den Thron, nach Boris und ſeines Sohnes Tode, ward aber in einem Aufruhr umgebracht. Als nun der Knäs Waſilei Schuiskoi zum Zaar gewählt ward, ſo ſtellten die Polen einen falſchen Dimitry auf. Welche Zwecke Schweden und Polen dabei hatten, iſt ſchon erzählt. Ihre Beſtrebungen aber vereitelte eine patriotiſche Partei der Ruſſen, welche den Michel Romanow, den Sohn des Patriarchen und den Stifter der jetzigen Kaiſer-Familie, wählte, 1613.

XIII.

Ungarn und Türken.

Der große König Matthias Korvinus, mit deſſen Regierung dieſer Zeitraum anfängt, iſt das herrliche Eigenthum dieſer Nation. Aus der Gefangenſchaft zu Prag rief ihn die hunyadſche Partei auf den Thron, als den Würdigſten. Unter ſeinem

Vater hatte er früh die Kunſt des Krieges gelernt *), unter ſeinem Lehrer Johann Vitez hatte ſich ſein lebhafter, ſinnreicher **) Geiſt entwickelt, und er ſelbſt eine mannigfache Bildung erhalten in allen Wiſſenſchaften und Künſten ſeiner Zeit, und eine Liebe zu denſelben, die, nicht minder als ſeine Siege, ſeine Regierung verherrlicht hat. Weil er ſklavoniſch, deutſch, lateiniſch und faſt alle europäiſchen Sprachen verſtand, hatte ihn ſein Vater, der nur hungariſch redete, früh ſchon als Dolmetſcher in allen wichtigen Unterhandlungen gebraucht, und es war daher nicht zu verwundern, daß der 19jährige Jüngling, der jetzt den Thron beſtieg, auch die politiſchen Verhältniſſe mit Einſicht und Geſchicklichkeit auffaßte. Setzt man zu allem dieſem ein feuriges Gemüth und einen kräftigen Willen, ſo wird man kaum glauben, daß ſo viel herrliche Eigenſchaften nicht im Stande waren, den Neid oder das Vorurtheil über ſeine unkönigliche Geburt zu vernichten. Indeſſen der päpſtliche Hof erkannte in ihm den alleinigen Retter Europas gegen die Türken, und bemühete ſich daher eifrig, die Gegenparthei mit ihm auszuſöhnen, die den Kaiſer Friedrich, der auch im Beſitz der Reichskleinodien war, gewählt hatte, um ſo mehr, da die Türken ſich um dieſe Zeit 1459 in

*) Daß es ihm nicht an Kühnheit fehlte, beweißt folgendes Beiſpiel. Um Nachricht vom türkiſchen Lager einſtmals zu haben, verkleidete er ſich als ſerviſcher Bauer und verkaufte Gerſte vor des Sultans Zelte.

**) Man hat noch eine Sammlung ſinnreicher und witziger Reden von ihm.

Servien und Bosnien feſtgeſetzt hatten. Friedrich verzichtete endlich auf das Reich Ungarn, und behielt mehrere Plätze in dem Lande pfandweiſe. Sogleich aber rückte nun auch Matthias gegen die Türken, eroberte ganz Bosnien, und hielt den Sultan in Reſpekt. Aber es war der Papſt ſelbſt, der den hungariſchen Waffen eine andere Wendung gab, indem er den König Matthias zum Vollſtrecker des Banns erklärte, welcher gegen den trefflichen Johann Podiebrad von Böhmen, wegen ſeiner huſſitiſchen Grundſätze ausgeſprochen war. Dem Könige Matthias ward die böhmiſche Krone verſprochen, welche zu erobern er mit einem Heere in Böhmen einrückte. Das Kriegsglück war mannigfaltig, Matthias erhielt aber doch den meiſten Vortheil ohne ſonderlichen Gewinn für ihn, denn da Georg Podiebrad ſtarb 1471, wählten die Böhmen den polniſchen Prinzen Wladislaus. Dadurch nahm die Sache eine ſo verſchiedene Wendung, daß nun der Papſt ſelbſt, eingedenk der Türken, die unterdeſſen verheerende Einfälle in die öſtreichiſchen Provinzen bis nach Salzburg, gemacht hatten, zwiſchen Hungarn, Böhmen und Polen einen Frieden vermittelte (1474).

Aber dieſe freundſchaftlichen Verhältniſſe dauerten nicht lange, Polen erzürnte ſich darüber, daß Matthias des Woiwoden von der Moldau, der von den Türken bedrohet ward, Unterwerfung unter hungariſche Lehnshoheit annahm, und Matthias ward von dem Stolze der polniſchen Königin beleidigt, die eingedenk ihres öſtreichiſchen Fürſtenſtammes, ihre Tochter Hedwig ihm abſchlug wegen ſeiner

unköniglichen Geburt. Indeſſen vermählte ſich der König mit der neapolitaniſchen Prinzeſſinn Beatrix, die durch ihre Sitten und ihren Geiſt ausgezeichnet, an den Beförderungen der Wiſſenſchaften in Ungarn großen Antheil hatte. Die verſchwenderiſche Pracht, mit welcher dieſe Hochzeit gefeiert wurde, iſt ein Beweis von dem Reichthum, *) dem Geſchmack und dem großen Sinne des Königs auch in dieſen Dingen, den Beſchäftigung mit Kriegen nicht abſtumpfte. Denn ſeine ganze Regierung war eine ununterbrochene Kette von Kämpfen; bald mußte der König abermals gegen die Türken ziehen, dann unterſtützte er die Preußen gegen Polen, oder überfiel den immer feindſelig geſinnten Kaiſer, dem er ſogar ganz Oeſtreich und Steiermark wegnahm.

Dieſe glücklichen Erfolge verdankte er ſeinen glücklichen Abänderungen in der kriegeriſchen Verfaſſung, deren Unzweckmäßigkeit ihm die Erfahrung und ſein Studium der römiſchen und griechiſchen Hiſtoriker gelehrt hatte. Deshalb hatte er auch den Gebrauch des Fußvolks eingeführt, und die aus dem Ritterweſen herſtammende Iſolirung einzelner Haufen, die jede Wirkſamkeit des Ganzen zerſtörten, abgeſchaft. Die ſchwarze Garde, für die es Geſetz war, nicht vom Platz zu weichen, und ſelbſt, wenn ſie den unvermeidlichen Tod vor Augen ſah,

---

*) Bei ſeinen vielen Kriegen fehlte es ihm freilich manchmal an Geld. Einem ſolchen Mangel abzuhelfen, ſpielte er einſtmals eine Nacht hindurch mit ſeinen Offizieren im Lager und gewann ihnen 10000 Dukaten ab, womit er ſeine Soldaten ablöhnte.

war ein furchtbarer Hauſe, den er ſelbſt in den Waſſen übte. Für einen wahrhaften Zögling Minervens wird man ihn halten müſſen, wenn man bedenkt, daß er zu dieſen neuen ſinnreichen Einrichtungen, die Stiftung einer neuen Univerſität zu Ofen, die Anlage einer Bibliothek hinzufügte, welche letztere, die an 50,000 Bücher enthielt, wo nicht die zahlreichſte des funfzehnten Jahrhunderts, doch ohne allen Zweifel die prächtigſte war. Denn die Bücher ſtanden in vergoldeten Repoſitorien mit rothſeidenen und goldgeſtickten Vorhängen. 30,000 Dukaten wandte er jährlich darauf, und in Ofen hielt er beſtändig 30, in Florenz vier Abſchreiber, die für ihn arbeiten mußten.

Aber ſowohl dieſe Anlagen, als das, was den Geiſt der Regierung betraf, ging bald nach ſeinem Tode (1490) alles verloren. Unter ſeinem Nachfolger, dem böhmiſchen König Wladislaus, brachen die Uebel dieſer ariſtokratiſchen Reichsverfaſſung, die Matthias durch ſeine Herrſcherkraft in geſetzmäßige Schranken zurückgedrängt hatte, ſtärker wieder los und die Türken erſchienen ſiegreich und unwiderſtehlich. Der unmündige Sohn und Nachfolger des Königs Wladislaus konnte dieſe Uebel nicht heilen, und als nach ſeinem Tode (1526) Ferdinand von Oeſtreich und der tapfere Zapolya um die Krone ſtritten, und der letztere ſich mit dem Sultan Solimann verband, mußte die Uebermacht der Türken nur größer werden, ſo daß Ferdinand nach Zapolya's Tode (1540) für ſeinen Antheil an Ungarn einen jährlichen Tribut von 30,000 Goldgulden ver-

ſprach. Ungarn erhielt ſeitdem lauter Fürſten aus dem öſtreichiſchen Hauſe.

Der Türken Geſchichte iſt noch ferner die Ausbreitung ihrer Macht und wie weit dieſe gegen Ungarn fortging, haben wir eben gehört. Wir brauchen nur hinzuzuſetzen, daß Selim I. Aegypten, Syrien und Paläſtina eroberte, Solimann II., der ſelbſt Wien belagerte (1529) und die Inſel Rhodus von den Johanniter Rittern eroberte, den Glanz des osmanniſchen Reichs aufs höchſte trieb, daß nach Selim II., († 1574) der Cypern den Venetianern nahm, und dem der berühmte Sieg bey Lepanto doch nicht nachtheilig wurde, und nach Murad III. (1595), Regenten auf den Thron ſtiegen, unter denen der Verfall des ottomanniſchen Reichs begann.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Regiſter.

Adolph von Geldern, Herzog, 43.
Agnadello, Schlacht bei, 82.
Albans, Schlacht bei, 294.
Alba, Herzog von, 420.
Albrecht, Johann I. von Polen, 568.
Alençon, Herzog von, 233.
Alexander VI., 59.
Amboiſe, Kardinal von, 73.
— Treffen bei, 187.
Ancre, Marquis von, 285.
Andelot, Obriſt, 181.
Anjou, Heinrich von, 216. 218. 230.
Ars, Ludwig von, 71. 138.
Aubin, Schlacht bei St., 54.

Bayard, 102.
Barnet, Schlacht bei, 303.
Bartholomäusnacht, 214.
Bathory, Stephan, Fürſt von Siebenbürgen, 573.
Bart ſich wachſen zu laſſen, Mode, 91.
Baſel, Friede zu, 522.
Bearn, Heinrich von, 210. vermählt ſich, 214.
Bern, Friede zu, 532.
Beza, Calvins Schüler, 186.
Bloreheath, Schlacht bei, 295.
Boleyn, Anna, 332; enthauptet, 341.
Bonnivet, 133. 138.
Borgia, Cäſar und Johann, Söhne des Papſtes Alexander VI., 441.
Bosworth, Schlacht bei, 316.
Bothwell, Graf, 377.
Bourbon, Anton, König in Navarra, 183.
— Kardinal, 184.
— — als König, 261.
— Karl von, 98. 140.
Bretagne, Anna von, 54.
Bücherkataloge zuerſt, 149.

Bürgerkriege in Frankreich, 197. 202. 207. 229.
Bund, allgemeiner, der Schweizer, 520.
— ſchwäbiſcher, 520.
Buonarotti, Michelagnolo, 471.
Burgundiſcher Kreis, 413.
Burgund, Karl, ſt. 40.
— Philipp von, ſt. 17.

Cadore, Schlacht bei, 79.
Cajazzo, 105.
Calais erobert, 179.
Calvin, Johann, 159.
Cambray, Ligue von, 80.
Cavendiſh, 393.
Cerigola, Schlacht bei, 71.
Chateau Cambreſis, Friede zu, 180.
Chatel, Johann, will Heinrich IV. ermorden, 273.
Chriſtian II. König von Dännemark, 536; läßt ſich von Luther und Melanchton unterrichten, 559.
Chriſtian III. König von Dännemark führt die lutheriſche Religion ein, 564.
— IV. — — 567.
Cimabue, Johann, 466.
Clarence, Herzog, 300; in Malvaſier erſäuft, 306.
Clemens VII. 150. 151.
— VIII., 274.
Clement, Jacob, der Mörder Heinrichs, 255.
Coligny, Admiral, 184. 212. 215; verwundet, 217; ermordet, 221.
Concini, 286; ermordet, 288.
Condé, der jüngere, wird katholiſch, 228; ſtirbt 247.
— Ludwig, Prinz von, 184. 192; gefangen, 200; erſchoſſen, 210.
— Prinz von, 287.
Copernicus, Nicolaus, 577.
Cottier, Jakob, Arzt, 48.
Coutras, Schlacht bei, 246.
Cranmer, Biſchof, 335. 348; verbrannt, 362.
Creſpy, Friede zu, 158.

Daim, Olivier, le, 48.
Darnley, Graf, 374.
Doria, Andreas, 145. 497.
Drake, 393.
Dreux, Schlacht bei, 200.
Drebbel, Cornelius, das Thermometer erfunden, 506.
Dudley, Guedford, 350.
Dürer, Albrecht, 478.
Eduard von York IV., 297; muß fliehen, 301. in Frankreich, 33.
— VI. 347.
Egmont, Graf, 180. 416.
Eliſabeth von England ſtirbt, 401.

Episcopalen, ihr Urſprung, 368.

Ferdinand v. Neapel, 57. 60.
— von Oeſtreich, 590.
Feuerkammern, 180.
Fiesko, Joh. Ludw. Graf von Lavagna, 498.
Fiſher, Johann, enthauptet, 336.
Florenz, 58. 85.
Flotte, die engliſche ſiegt über die ſpaniſche, 468.
— unüberwindliche, 468.
Fontaine Francoiſe, Schlacht bei, 274.
Frankreichs Zuſtand, 4. 147. ſoll getheilt werden, 137.
Franz I. verbunden mit den Türken, 151.
— II. ſtirbt, 191.
Friede, der kleine, 207.
— mit den Hugenotten, 230. 243.
— der ſpeyerſche, 564.
— ewiger, wird von Heinrich IV. bezweckt, 279.
— zu Teuſina, 586.
— Stettin, 565.
— zwiſchen Karl VIII. und Maximilian, 56.
Friedrich von Neapel, 63.
— von Schweden, 558.

Galileo Galilei, 503.
Garde, die ſchwarze, 589.
Gaſton von Foix, 86.
Genf wird reformirt, 165. Univerſität daſelbſt, 177.
Genua begnadigt, 79; befreit, 145.
Gloceſter, Richard von, 307.
Granſon, Schlacht bei, 38. 515.
Granvella, Biſchof, 416.
Gravelingen, Schlacht bei, 179.
Gray, Johanna, 350.
Guinegate, Schlacht bei, 87.
Guiſe, Franz von, erſchoſſen, 201.
— Heinrich von, 240; ermordet, 253.
Guiſen, die, 178.

Hagenbach, burgund. Vogt, enthauptet, 514.
Haſtings, Lord, ermordet, 311.
Heinrich II. von Frankreich, 177.
— III. Karakter, 236; Ermordung, 257.
— IV. wird katholiſch, 267; ermordet, 282.
— VI. 291.
— VII., 317.
— VIII., 328; erhält den Titel eines Beſchützers des Glaubens, 332.
Horne, Graf, 416.

l'Hopital, Kanzler, 193. 203. 208.
Howard, Katharine, 343.
Hugenotten, Urſprung des Namens, 188.
Hugo Grotius, 437.

Jakob I., 407.
Jarnac, Schlacht bei, 209.
Jeſuiten in England, 409.
— in Frankreich, 273.
Inquiſition in den Niederlanden, 415.
Johanna, Königin von Navarra, 210.
Johann I. König von Dänemark, 534.
— Galcaz, Maria von Mailand, 57.
Julius II., 80.
Jvry, Schlacht bei, 263.

Kardinaliſten, 417.
Karl V. wird Kaiſer, 95.
— VIII., 50.
— IX. ſtirbt, 235.
— X. ſtirbt, 262.
Kaſimir, Johann, pfälziſcher Prinz, 206. 239.
Kletzko, Schlacht bei, 568.
Königsbergs Univerſität geſtiftet, 576.
Konkordat, 159.
Korvinus, Matthias, von Ungarn, 586.
Krakau, Friede zu, 569.

Lancaſterſche Partei, 292.
Lautrec, Marſchall, 97. 145.
Leiden, Johann von, 415.
Leidens Univerſität geſtiftet, 425.
Leo X., 87. 94.
Ligue, die heilige, 84. 144. 240.
— für's Gemeinwohl, 12.
Longiumeau, 207.
Ludwig Moro, 57; entflieht, 68.
— XI., 7.
— XII. ſtirbt, 89.
— XIII., 285.
Lütticher, 9.
Luines, Herr von, 286.

Mailand erobert, 68. 69. 97.
Mansfeld, Graf von, 213.
Margarethe, Gemahlin Heinrichs VI., 296. 298.
— von Parma, 416.
Maria von Burgund, 40.
— — England, 351.
Marignano, Schlacht bei, 93. 126.
Maximilian, Kaiſer, 82. 84.
Mayenne, Herzog von, 253. 260.
Medicis, Katharina, 151; gefangen, 197.
— Maria, Gemahlinn Heinrichs IV., 279.
Medici, Lorenz von, 480.

Medici, Johann, wird im dreizehnten Jahre Kardinal, 490.
Mirandola belagert, 85.
Monceaux, 204.
Montcoutour, Schlacht bei, 212.
Montleri, Schlacht bei, 13.
Montmorenci, 179. 184; † 205.
Montpenſier, Herzogin von, 256. 271.
Morus, Thomas, enthauptet, 336.
Murad III., 591.
Murten, Schlacht bei. 39. 516.

Nantes, Edikt von, 276.
Navarra, der jüngere, König von, 239. 246.
— König von, geht zu den Guiſen über, 195; erſchoſſen, 200.
— Königin, 210. 216.
Neapel erobert, 61; getheilt, 70.
Nemours, Edikt von, 244.
Niederlande, 412. 423.
Northampton, Schlacht bei, 295.
Novara, Schlacht bei, 87.
Norwegen erobert, 560.
Noyon, Friede zu 95.

Ofens Univerſität, geſtiftet, 590.
Oldenbarneveld, Johann von, 431.
Olivetan, Robert, 161.
Oranien, Wilhelm von, 416.
Orleans, Ludwig von, 53.
— belagert, 199.
— Verſammlung zu, 190.
— Vergleich zu, 202.
Oſtende, merkwürdige Belagerung von, 433.

Padua belagert, 116.
Paliſſe, la, 116. 138.
Parlamentſtellen verkauft, 92.
Paris, Treffen bei, 205; belagert, 264.
Parr, Katharine, Gemahlin Heinrich VIII., 344.
Pavia, Schlacht bei, 138.
Pecquigny, Friede zu, 305.
Perugio, Pietro, 475.
Pescara, 135.
Petri, Olaus und Lorenz führen die Reformation in Schweden ein, 557.
Philipp der Gute, 413.
— II. 261. 262. 364.
Piſa, 185.
Podiebrad, Johann von Böhmen, 588.
Poiſſy, Religionsgeſpräch zu, 194.

Poitiers, Diana von, 178. 180.
Politiker, die Partei der, 233. 239.
Paulette, la, eine Abgabe, 278.
Preußen wird ein Herzogthum, 569.
Pulververſchwörung, 409.
Puritaner, ihr Urſprung, 368.

Quintin, St., Schlacht bei, 179.

Radom, Schlacht bei, 574.
Ramus, Petrus, 224.
Ravaillac, Mörder, 282.
Ravenna, Schlacht bei, 86.
Rederyker, 415.
Reformation, die, in Dännemark eingeführt, 539.
— in Polen — 570.
Renaudie, la, 186.
Richard III., wird König, 313; ſtirbt, 317.
Richmond, Graf, 315.
Rizzio ermordet, 376.
Rochelle belagert, 229.
Roſe, weiße und rothe, 292.
Rosny, Marquis von, 277.
Rouen, Grauſamkeiten verübt zu, 200.
Rouſſillon kommt an Frankreich, 10.

Samſon, geht mit Ablaßbriefen umher, 527.
Sancerre belagert, 231.
Savonarola, 86.
Scapula, gelehrter Setzer, 149.
Schottlands Zuſtand, 366.
Schwarzmauer, Landammann, 523.
Schweizer erobern Mailand, 523.
— verrathen den Herzog von Mailand, 69.
— werden betrogen, 88.
— werden an den Bäumen aufgehängt, 515.
Schwerdtbrüder, 569.
Sechzehner, die, 245.
Seidenmanufakturen in Lyon, 148.
Selim I., 591.
— II. ſtirbt, 591.
Servet, Michael, 171; verbrannt, 176.
Seymour, Johanna, 341.
Sforza, Franz, 97. 154.
— Maximilian, 87. 94.
Shakeſpeare, 404.
Shaw, Dr. 311.
Shore, Johanna, 310.
Sibir, Schlacht bei, 585.
Siegmund I., König von Polen, 569.
— II. Auguſt — — 569.
Simnel, Lambert, ein Bäkkersſohn, 318.
Sixtus V., 241. 449.
Solimann II., 591.
Sommerſet, Herzog, 293.

Sorbonne, 6.
Sporengefecht, das, 87.
Stein, Raphaels berühmter, 148.
St. Germain en Laye, Friede zu, 213.
Stephanus, Heinrich und Robert, 148.
Stockholm erobert, 538; belagert, 552.
Stocke, Schlacht bei, 320.
Stuart, Maria, 183. 348. 365; enthauptet, 390.
Sture, Swante, 542.
Suffolk, Herzog von, 293.
Sully, Herzog von, 277. 285.

Tavannes, General, 209. 219.
Tewkesbury, Schlacht bei, 303.
Touton, Schlacht bei, 298.
Triumvirat, das, 195.

Uladislaus, König von Böhmen, 590.
Union, kalmariſche, löſt ſich auf, 542.
Urbino, Rafael Sanzio von, 474.

Valois, das Haus, erlöſcht, 257.
Vaſſi, Streit zu, 196.
Venedig mit dem Papſt ausgeſöhnt, 83.
Vergleich zwiſchen Ludwig XI. und Eduard VI., 33.
Vervins, Friede zu, 276.
Vinci, Leonhard von, 148. 466.

Wakefield, Schlacht bei, 296.
Waldenſer verfolgt, 153.
Waldmann, Bürgermeiſter in Zürch, 518.
Warbec, Perkin, 321.
Warwic, Graf von, 294.
Waſa, Guſtav, von Schweden, 540.
Wien belagert, 591.
Wolmer, Profeſſor, 163.
Wolſey, Kardinal, 95. 329. wird geſtürzt, 334.

York, Richard von, 291.

Zapolya, 590.
Zunyga, Statthalter, 424.
Zweibrück, Herzog von, in Frankreich, 211.
Zwingli, Ulrich, 525.

f norbertin

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Becker, Karl Friedrich / Woltmann, Johann Gottfried / Pfaff, M. Karl

Die Weltgeschichte, für die Jugend

Bd.: 7

Wien 1815

H.un. 717 e-7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10034744-2